



TECHNISCHE
UNIVERSITÄT
WIEN

Diplomarbeit

Das Große im Kleinen.

Kioske in Wien als Spiegelbilder sozioökonomischer
Transformationsprozesse entlang kapitalistischer
Entwicklungsphasen im 19. und 20. Jahrhundert.

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades eines

Diplom-Ingenieurs (Dipl.-Ing. oder DI)

eingereicht an der TU Wien, Fakultät für Architektur und Raumplanung von

Rainhard SÜSS, BA

Matr. Nr. 1004390

unter der Leitung von

Prof. Dr. phil. Sabine KNIERBEIN

E285/02 – Interdisciplinary Centre for

Urban Culture and Public Space

Wien, am 3. April 2019

Rainhard Süss

Kurzfassung

Mit der Industrialisierung etablierte sich ein neues Stadtmobiliar zur schnellen Nahrungsaufnahme: Sprechen wir über Kioske, meinen wir kleine, freistehende Typologien im öffentlichen Raum, die zum Verkauf von Imbisswaren und Getränken dienen. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht wurde der Kiosk zu einem Symbol der Industriearbeiter*innenkultur; mit dem Ende des Fordismus aber schnell zu einem Symbol sozialer Polarisierung: Aus Einrichtungen zur Befriedigung des schnellen Hungers gestresster Arbeiter*innen wurden Orte der öffentlichen Zurschaustellung von Zeit und dem sozialem Stigma jener ohne Arbeit. Seitdem nahm im Zuge sozioökonomischer Heterogenisierung und der Pluralisierung der Lebensstile aber auch die Vielfalt der *Kiosklandschaft* zu: Unterschiedliche Imbissbuden bieten eine Vielfalt an Waren für verschiedenste Geschmäcker. Die vorliegende Diplomarbeit zeigt auf, inwiefern die zyklische Entwicklung des Kapitalismus Rückwirkungen auf Veränderungen der Imbisskultur zieht und versucht den symbolisch-materiellen Wandel der Wiener Kiosklandschaft vor dem Hintergrund politökonomischer Umbrüche des 19. und 20. Jahrhunderts zu verstehen.

Abstract

Kiosks: Small-scale, detached architectural typologies situated in public space; used as a facility offering snacks and drinks. Throughout industrialisation, kiosks emerged as a new form of urban furnishing and as a means to quickly fulfil food supply needs of industrial workers. Therefore, from a cultural studies perspective, kiosks were considered a symbol for industrial labour culture. Albeit a fairly young urban phenomenon, only since the post-fordist economic shift, kiosks changed to symbolising social polarisation: Facilities, established to satisfy worker's daily time-related stress became exhibitors for social groups with little range of motion and who are stigmatized for the public display of their available time. However, the last decades' socio-economic heterogenisation and differentiation processes gave rise to a more and more pluralised *kiosk-landscape*, offering snacks and drinks in a broader variety to more diverse groups of customers. This thesis emphasises on the reciprocity of cyclical capitalist development and the changing Viennese snack culture. The text seeks to identify backlashes of a transformative political economy and the kiosk-landscape's change in meaning.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	9
1.1	Forschungsstand	10
1.2	Erkenntnisziel und Forschungsfrage.....	14
1.3	Aufbau und methodische Vorgehensweise.....	15
1.4	Kiosk: Begriffsbestimmung und Etymologie.....	17
2	Straßenkost vorindustrieller Zeit.....	20
3	Industrialisierung	22
3.1.	Sozialstrukturelle Ausdifferenzierung.....	25
3.2	Industrialisierung von Zeit - Chronometrisierung des Alltags	28
3.3	Industrialisierung von Lebensmittelproduktion und -konsum.....	30
3.3.1	Nachfrageseite	32
3.3.2	Angebotsseite	34
3.4	Der Kiosk als industrielles Stadtmobiliar.....	36
3.4.1	„Arbeitsimbiss“ – „Freizeitimbiss“	41
3.4.2	„Die individualisierte Kantine“	43
3.4.3	Die „ambulante“ Wiener Wurst.....	43
3.5	Zwischenfazit.....	49
4	Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg.....	53
4.1	Knappeit und Hunger nach dem „Großen Krieg“	53
4.2	„Kanonen statt Butter“ im Nationalsozialismus	62
4.2.1	Eingliederung Österreichs in den „großdeutschen“ Wirtschaftsraum	64
5	Nachkriegszeit und Fordismus	70

5.1	Unmittelbares Kriegserbe	70
5.1.1	Angebotsseitige Versorgungssituation.....	70
5.1.2	Nachfrageseitige Versorgungssituation	71
5.2	Rekonstruktionsperiode des österreichischen Kapitalismus	75
5.2.1	Der Würstelstand als „kulinarischer Gedächtnisort“ – Imbisskultur und lokale bzw. nationale Identität.	78
5.3	Österreichisches Wirtschaftswunder	82
5.3.1	Beschleunigung durch Espresso und Automaten vs. „Beständigkeit“ am Kisok? ...	88
5.3.2	Merkmale der Imbisskultur	92
5.3.3	Der Wiener Würstelstand: Popkulturelles Symbol und Feindbild fordistischer Stadtplanung	96
5.4	Fordistischer Aufbruch in den Sechziger- und Siebzigerjahren.....	100
5.4.1	Fordistischer Konsumismus	105
5.5	Höhepunkt und Niedergang des Austrokeynesianismus	110
6	Postfordismus	112
6.1	Postfordistischer Wandel zwischen National- und Lokalstaat.....	113
6.2	Postfordistischer Erlebniskonsum.....	117
6.3	Entwicklungslinien postfordistischer Esskultur.....	120
6.3.1	Polarisierter Verzehr, das „Erlebnis“ Essen außer Haus	120
6.3.2	Fast Food vs. Imbiss? Franchising, Take-Away, System.....	123
6.3.3	Convenience Food vs. Slow Food?	126
6.3.4	Internationalisierung der Gastronomie, „Ethno-Food“	127
6.3.5	LOHAS und das „Ende der Selbstverständlichkeiten beim Essen“	128
6.3.6	Von „foodtrucks“ und „coffee trikes“	130

6.4	Pluralisierung und Diversifizierung innerhalb der (Wiener) Kiosklandschaft	134
6.4.1	Die Kiosklandschaft wächst	134
6.4.2	Die Kiosklandschaft wird vielfältiger.....	138
6.5	Der Kiosk als de-industrialisiertes Stadtmobiliar?.....	143
7	Zum heutigen Stand der Stände	147
7.1	Räumliche, städtebauliche und rechtliche Aspekte	147
7.2	Der Mythos vom „Untergang des Würstelstands“	156
8	Conclusio	158
8.1	Schlusswort.....	162
	Danksagung.....	163
	Literatur	164
	Zeitungen und Zeitschriften.....	175
	Sonstige Quellen.....	176
	Audiovisuelle Medien.....	180
	Abbildungsverzeichnis.....	183
	Tabellenverzeichnis.....	184
	ANHANG – Gesetzestextauszüge	185



Abbildung 1: Leerstehender und defekter Kiosk in Wien 8, 2019 (Aufnahme: Vivi Dybowski)

*„Der Ort,
den eine Epoche im Geschichtsprozeß einnimmt,
ist aus der Analyse ihrer unscheinbaren Oberflächenäußerungen
schlagender zu bestimmen als aus den Urteilen der Epoche über sich selbst.“*

Siegfried Kracauer
Das Ornament der Masse, 1927 (Kracauer 1963: 50)

1 **Einleitung**

Essen bildet eine der Daseinsgrundfunktionen menschlicher Siedlungen. *Lebensmittel* sind das fundamentalste, was Menschen zum Leben brauchen. Dabei ist die Aufnahme von Lebensmitteln jedoch nicht mit der bloßen Zufuhr von Nährstoffen gleichzusetzen, sondern der Akt des Verzehr konstituiert sich sozial und kulturell. Dabei unterliegt die Art und Weise, wie und wo und womit wir uns ernähren einem stetigen Wandel. Das vorherrschende Ernährungsverhalten, dass hier als Esskultur subsumiert wird, ist dabei seit jeher entscheidend von sozioökonomischen Transformationsprozessen geprägt. Mit der industriellen Revolution erodierten traditionelle Gesellschaftssysteme. Auf Industrialisierungs- folgten Urbanisierungswellen. Ehemals in der Landwirtschaft Betätigte fanden sich als Lohnarbeiter*innen in rasant anwachsenden industriellen Ballungszentren wieder. Der neuen urbanen Arbeiter*innenklasse blieb unter dem mechanischen Zeitdiktat der Fabrikuhr nicht mehr viel Zeit für Mahlzeiten. Vor diesem Hintergrund entstand der Kiosk als jenes Stadtmobiliar, dem ich mich in dieser Arbeit widmen möchte.

Die kleine Bautypologie zur „Versorgung des kleinen Mannes und der kleinen Frau“ steht, so behaupte ich, aufgrund seiner Entstehungsgeschichte in einer symbolischen Verbindung mit dem Aufkommen einer neuen Industriearbeiter*innenkultur. Parallel zur zyklischen und krisenimmanenten Entwicklung des Kapitalismus änderte sich mit dem Essverhalten die Imbisskultur, wodurch der Kiosk als schneller Versorger ebenfalls einen symbolisch-materiellen Wandel durchläuft. In dieser Arbeit habe ich versucht, unter Berücksichtigung der von Krisen und Zäsuren geprägten kapitalistischen Entwicklung, den Wandel des Schnellimbisses – repräsentiert durch die Kiosklandschaft Wiens – nachzuzeichnen.

Dafür habe ich mit einem räumlichen Fokus auf die Stadt Wien unter Zuhilfenahme regulationstheoretischer Ansätze eine Periodisierung der kapitalistischen Entwicklung bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vorgenommen: *Industrialisierung, Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit und Fordismus, Postfordismus*. Entlang dieser Phasen bin ich der Frage nachgegangen, inwieweit die Veränderungen der Imbisskultur am Beispiel der Wiener Kiosklandschaft auf einer räumlichen Mikro- bis Mesoebene mit politökonomischen Umbrüchen auf einer Makroebene zusammenhängen.

1.1 Forschungsstand

Im Folgenden soll versucht werden, den für die vorliegende Arbeit relevantesten, bisherigen Forschungsstand grob zusammenzufassen. Dem Themenkomplex des schnellen Essens widmeten sich vorwiegend Ethnolog*innen. Dabei scheint die deutschsprachige Europäische Ethnologie den Forschungsgegenstand des Schnellimbisses zu Beginn der Achtzigerjahre für sich entdeckt zu haben – zu einer Zeit radikaler ökonomischer Umstrukturierungen.

Wolfgang Baumann, Harald Kimpel und Friedrich Wilhelm Kniess (1980) waren dabei die ersten, die sich dem Schnellimbiss als Produkt „einer weitgehend rationalen Zwängen unterworfenen Arbeitswelt“ annahmen (Baumann/Kimpel/Kniess 1980: 6). Der Schnellimbiss bietet „andererseits die Möglichkeit der Verweigerung von im Zivilisationsprozeß erlernten Eßgewohnheiten“ (ebd.). Den räumlichen Fokus ihrer Feldforschung bildeten Imbissbuden entlang von Straßenzügen peripherer Räume Westdeutschlands.

Den heute wohl bedeutendsten kulturwissenschaftlichen Beitrag zum Schnellimbiss haben wir dem Kieler Ethnologen Ulrich Tolksdorf zu verdanken. Für seinen 1981 veröffentlichten Beitrag „Der Schnellimbiss und The World of Ronald McDonald's“ zeigte er nicht nur den industriezeitlichen Entstehungskontext des Schnellimbisses auf, sondern arbeitete auch anhand ethnographischer Erhebungen innerhalb der Kiosklandschaft Schleswig-Holsteins für ihn wesentliche Charakteristika der Imbisskultur heraus. Darüber hinaus prägte er die für die kulturhistorische Betrachtung des Kiosks wesentliche Unterscheidungsachse „Freizeitimbiss“/„Arbeitsimbiss“.

Mit Birgit Knop und Martin Schmitz beschäftigen sich 1983 erstmals Autor*innen außerhalb der Europäischen Ethnologie mit der „Kultur der Imbißbude“ als vorwiegend großstädtisches Alltagsphänomen. Dabei arbeiteten sie anhand einer Vielzahl von Beispielen den industriezeitlichen Entstehungskontext von Imbisskulturen, wie auch eine architektonische und alltagskulturelle Bestandsaufnahme ihrer Alltagskulturen heraus.

Aufbauend auf dem Werk Tolksdorfs übertrug Gisela Welz (1991) die Untersuchung von Kiosken als „kulturelle Indikatoren“ städtischer Aufwertungsdynamiken auf das Frankfurter

Gallus-Viertel. Dabei konstatierte sie einen Zusammenhang zwischen der De-Industrialisierung bzw. Tertiärisierung des Quartiers und der Diversifizierung seiner Kiosklandschaft.

Der österreichische Kochbuchautor und Gourmetkritiker fasste 1995 die Entstehungsgeschichten heute bekannter Fast-Food-Speisen aus einer eher kulinarischen Perspektive zusammen. Den Faktor Kulinarik lassen David Peter und Falck Hoysack (1999) hingegen völlig außen vor. Die damals Studierenden der Europäischen Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin nahmen im Rahmen eines Bandes zur „neuen Armut“ in Berlin eine Ethnographie von Stammgästen einer Ostberliner Imbissbude vor. Dabei postulierten sie unter Bezugnahme auf das Werk Ulrich Tolksdorfs und Gisela Welz einen Bedeutungswandel des Kiosks von einem „Symbol der Industriearbeiterkultur [...] zu einem Symbol sozialer Polarisierung“ (David/Hoysack 1999: 120).

Wiederum mit Berlin als hauptsächlichen räumlichen Fokus der Untersuchung legte Jon von Wetzlar 2003 mit seinem Buch „Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude“ gesammelte Beiträge von Stadtkritiker*innen verschiedener Disziplinen vor, die sich alle mit der Imbissbude als gleichsam gehasstes wie geliebtes lokalkulturelles Phänomen auseinandersetzten. Der Herausgeber selbst nahm eine Typisierung der gegenwärtigen Imbissbude vor. Claus Kämpfberger etwa diskutierte in dem Werk aber die Berliner Imbissstände als Feindbilder der postfordistischen Stadtplanung, welche nunmehr versucht, die Stadt Berlin im neoliberalen Standortwettbewerb als Dienstleistungsmetropole zu positionieren. „Urbane Anarchisten“ und „wackelige Buden“ wären den neuen Geschäftszentren nur im Weg gewesen, so seine Argumentationslinie.

Mit ihrer Dissertation „Kiosk. Entdeckungen an einem alltäglichen Ort“ legte die Soziologin Elisabeth Naumann (2003) ein umfassendes Standardwerk vor, dass sich – angefangen bei der Entstehungsgeschichte der Kleinarchitekturform – mit alltagskulturellen Aspekten von Imbissbuden, aber auch Zeitungskiosken widmete.

Anno 2005 beschäftigte sich mit Nicole Dietrich im Rahmen einer Ausstellung zur Konsumkultur der Nachkriegszeit erstmals jemand explizit mit dem Kiosk in Wien. Dabei diskutierte sie den Würstelstand im Kontext eines „Entschleunigungsdilemmas“ im Wien des österreichischen Wirtschaftswunders. So erklärte sie den „traditionellen Kiosk“ im Wirtschaftsboom der

Nachkriegszeit zu einem Ort der Verweigerung gesellschaftlicher Leistungsethik und einem identitäts- und kontinuierkeitsstiftenden Hort vermeintlich „echt wienerischer“ Gemütlichkeit und Beständigkeit.

Ein Jahr zuvor betont die österreichische Kulturhistorikerin Susanne Breuss ebenfalls die identitätsstiftende Rolle des Würstelstands und erklärt ihn neben Heuriger, Kaffeehaus und Beisl zu einem der „kulinarischen Gedächtnisorte“ Wiens.

Den wohl bedeutendsten Beitrag für die historische Aufarbeitung des Wiener Kiosks, wie auch eine der wichtigsten Grundlagen für die vorliegende Arbeit, leistete Peter Payer (2008). Aufbauend auf den oben genannten kulturwissenschaftlichen Beiträgen, zeichnete er in seinem Essay „Der Geschmack der Stadt“ die Entwicklung des Schellimbisses in Wien, mit einem besonderen Fokus auf die Entwicklungsdynamiken des Lokalkolorits des Wiener Würstelstands, nach.

2009 untersuchte der Kulturwissenschaftler Manuel Trummer am Beispiel der Stadt Regensburg die Entwicklungsgeschichte internationalisierter Imbisskultur in Deutschland. Dabei berief er sich auf die in der ethnologischen Nahrungsforschung zu verortende kulturelle Unterscheidungsachse zwischen „eigener“ und „fremder“ Esskultur und beschäftigte sich mit der Aufweichung jener Dichotomie im Rahmen von Identifikationsprozessen – der Übernahme „fremder“ in die „eigene“ Esskultur.

Für die parallele Analyse kapitalistischer Entwicklung in Österreich bzw. in Wiens wurden verschiedene Werke herangezogen. Hier war es allen voran Manfred Scharinger, der 1995 gemeinsam mit anderen Autor*innen die Geschichte des Kapitalismus in Österreich aus einer marxistischen Kritik heraus zusammenfasste. Die politökonomischen Umbrüche im Sinne der Regulationstheorie auf nationalstaatlicher Ebene betreffend, war es vor allem das Werk von Wolfgang Maderthaner, Siegfried Mattl, Lutz Musner und Otto Penz, die anhand der „Ära Kreisky“ (2007) österreichische Spezifika der Regulation festmachten. Peter Eigner und Andreas Resch (2013) nahmen politökonomische Periodisierungen u.a. im Sinne eines regulationstheoretischen Ansatzes vor.

Besonders entscheidend für das heutige Verständnis politikökonomischer Phasen aus Sicht der Regulationstheorie in Wien sind hingegen die Arbeiten von Joachim Becker (2002) und Andreas Novy (2002). Besonders bedeutend war der Beitrag von Andreas Novy für das Verständnis von Regulation auf der lokalstaatlichen Ebene Wiens.

Die historischen Veränderungen habitueller Konsummuster in Wien und Österreich konnten vor allem auf Basis der Arbeiten von Franz X. Eder (2005; 2007; 2013) und Siegfried Mattl (2006a; 2006b) verstanden und herausgearbeitet werden. Dabei bezog sich Eder nicht zuletzt auch auf die von den oben genannten Autor*innen konstatierten regulationistischen Umbrüche in Wien.

1.2 Erkenntnisziel und Forschungsfrage

Es ist die Aufgabe der vorliegenden Diplomarbeit, die Erkenntnisse der ethnologischen Nahrungsforschung mit jenen aus der historischen und politökonomischen Literatur zu verknüpfen, um für jene Faktoren eine Brücke zwischen einer mikro- und makroperspektivischen Analyse zu schlagen, die für die Entwicklung der Wiener Kiosklandschaft relevant sind.

Aufbauend auf den oben genannten Arbeiten von Tolksdorf (1981), Welz (1991) und im Besonderen von David/Hoysack (1999), wird dabei die folgende These abgeleitet:

*Der Kiosk entwickelte sich von einem Symbol der Industriearbeiter*innenkultur zu einem Symbol sozialer Polarisierung.*

In diesem Zusammenhang behaupte ich nicht nur, dass jener symbolische Bedeutungswandel in einem engen Zusammenhang mit kapitalistischen Umstrukturierungen steht, sondern dass er auch für den Kiosk als alltagskulturelles Phänomen in Wien aufgezeigt werden kann. Ausgehend davon, soll unter Zuhilfenahme des regulationstheoretischen Ansatzes eine Periodisierung spezifischer kapitalistischer Entwicklungsphasen für Österreich und Wien vorgenommen werden. Mithilfe dieser zeitlichen Gliederung sollen Veränderungen im Konsumverhalten, der Esskultur und letztlich auch der Imbisskultur herausgearbeitet werden. Als Repräsentantin der im öffentlichen Stadtraum direkt manifesten Imbisskultur dient die Kiosklandschaft – als Analyseeinheit der quantitativen und qualitativen Zusammensetzung und Verteilung von Kiosken über das Wiener Stadtgebiet. Um das gewünschte Erkenntnisziel zu erreichen, soll folgende Forschungsfrage beantwortet werden:

Welchen symbolisch-materiellen Wandel hat die Wiener Kiosklandschaft seit der Industrialisierung erfahren und inwiefern steht er in einem Zusammenhang mit der zyklischen Entwicklung des Kapitalismus?

1.3 Aufbau und methodische Vorgehensweise

Die Gliederung der Arbeit beruht im weitesten Sinne auf historisch-chronologischen Abfolgen. Hierfür wurde eine eigene Periodisierung vorgenommen, die sich zum einen an Scharinger (1995a-e), zum anderen an für Österreich vorgeschlagenen politökonomischen Phasen im Sinne der Regulationstheorie orientiert. Zwar hat etwa Novy (2002) eine für die Stadt Wien spezifische, sich von der nationalstaatlichen Ebene wesentlich unterscheidende Periodisierung vorgeschlagen. Da die Änderungen im Konsum- und im Essverhalten aber nicht nur in einem (stadt)regionalen, sondern auch in einem größeren räumlichen Kontext diskutiert werden, orientiert sich die Gliederung dieser Arbeit jedoch eher an einer regulationistischen Periodisierung auf gesamtstaatlicher Ebene, die sich in Verknüpfung mit der kapitalistischen Phasenabfolge nach Manfred Scharinger wie folgt zusammensetzt: *Industrialisierung, Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit und Fordismus, Postfordismus*.

Zwar wird eine gegenwärtige Bestandsaufnahme der Wiener Kiosklandschaft in einem abschließenden Kapitel skizziert. Der Zeithorizont der für den Erkenntnisgewinn entscheidenden Analyse reicht jedoch nur bis etwa zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Die wesentliche methodische Vorgehensweise bildet die Analyse bestehender Literatur. Dabei wurden nicht nur die oben genannten Autor*innen herangezogen, sondern eine Vielzahl an Literaturquellen verschiedenster Disziplinen diskutiert. Darüber hinaus war die Rezeption populärer Medientexte für das gewünschte Erkenntnisziel ertragreich. So wurden (historische) Zeitungsartikel, wie etwa der „Arbeiter-Zeitung“, deren historische Archive zur Gänze öffentlich zugänglich sind, wie auch Medien aus den Archiven des ORF herangezogen. Als wichtige Interviewpartnerin entpuppte sich Vera Tondl. Sie betreibt den stadtbekannten „Würstelstand LEO“ in dritter Generation als Familienbetrieb und konnte wichtige Einblicke darüber geben, was sich aus ihrer Sicht verändert hatte, seit ihr Großvater den angeblich ältesten Würstelstand Wiens durch die Straßen zog. Ein weiteres Interview fand schriftlich mit einem Mitarbeiter der Magistratsabteilung 19 statt. Dieser ist im „Dezernat Gestaltung Öffentlicher Raum“ für eine architektonische und gestalterische Vorbeurteilung im Zuge von Kioskbewilligungen zuständig. Nicht zuletzt wurden an verschiedenen Wiener Kiosken teilnehmende Beobachtungen, sowie

fotographische Erhebungen durchgeführt, wie auch eine kartographische Darstellung angefertigt. Beobachtungen und Entdeckungen wurden mithilfe von Gedächtnisprotokollen festgehalten, sollten jedoch weniger in den Text integriert werden, als dass sie einem lebensweltlicheren Bezug zu den Ständen während seiner Bearbeitung dienlich waren.

1.4 Kiosk: Begriffsbestimmung und Etymologie

Das Wort Kiosk meint im deutschsprachigen Raum einen „kleinen Verkaufsstand im öffentlichen Raum [...], an dem Tabakwaren, Süßigkeiten, Getränke, Zeitungen, Maroni etc. verkauft werden“ (Magistrat der Stadt Wien 2013: 4). Nicht nur im deutschen, sondern u.a. auch im „dänisch[en], englisch[en], niederländisch[en], norwegisch[en], polnisch[en], russisch[en] und schwedisch[en]“ (Naumann 2003: 10) Sprachgebrauch ist das kleine, freistehende Verkaufshäuschen unter dem Namen „Kiosk“ bekannt. Verkaufsstand war der sogenannte Kiosk nicht immer schon. Folgt man dem Wort bis zu seinem gegenwärtig bekannten Erstgebrauch etymologisch, landet man in „Region[en] des Vorderen Orient auf iranische[m] und indische[m] Territorium und in eine[r] Feudalgesellschaft, in der der Kiosk neben dem Pavillon als Aufenthaltsort für die Herrscherfamilien und den Hofstaat eine bedeutende Rolle spielte“ (ebd.). Naumann 2003 (vgl. ebd.) entnahm einer „Enzyklopädie des Islam“, dass die Wortherkunft des Kiosk („kusk/gosä/goshak/gosha“) im Persischen liegt und von dort ins Türkische („kjosk/kjösk/kösk/köshk“) übertragen wurde, und ursprünglich „Ecke oder Winkel“ bedeutete; „aber auch ein Pavillon oder ein Gartenhaus“ meinte (ebd.).

Erst im 18. Jahrhundert gelangte das Wort „als kiosque ins Französische, dann als Kiosc oder Kiosk ins Deutsche und [...] andere europäische Sprachen“ (ebd.). Lexika des 17. Jahrhunderts handelten den Begriff noch als Beschreibung für eine in der Türkei beheimatete Kleinarchitekturform; Mitte des 19. Jahrhunderts – als jene Typologie auch in Europa vorzufinden war – sprach man vom „zeltartigen Gartenbau“. (ebd.) Erst im Brockhaus von 1894 verstand man unter dem Begriff Kiosk „leichte aus Holz oder Eisen und Glas errichtete Bauten, die zum Verkauf von Zeitungen, Erfrischungen, Cigarren u. dergl. dienen“ (ebd.: 10-11).

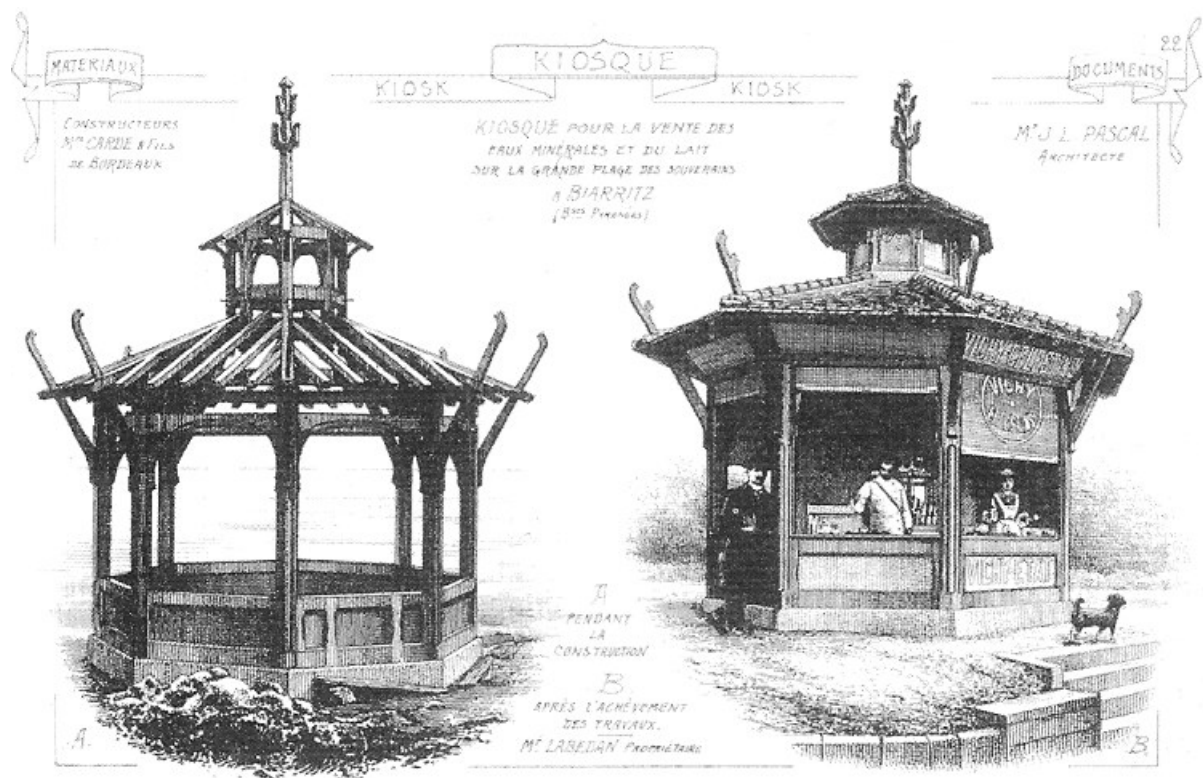


Abbildung 2: Kiosk in Biarritz (Frankreich) 19. Jhdt.

Die „Kleinarchitektur“ erfuhr also seit der begrifflichen Entstehung des Wortes Kiosk einen kulturhistorischen Bedeutungswandel: Vom „feudalen Herrschaftsgebäude zum bürgerlichen Prestigeobjekt“ (ebd.: 11) hin zu seinem Funktionswandel im Zeichen einer Kommodifizierung und Kommerzialisierung des „kleinen Häuschen“ mit Beginn der Industrialisierung.

Heute werden in Wien Kioske i.e.S. sowohl durch die WBO, wie auch die österreichische GewO rechtlich determiniert. Nach § 62 BO für Wien weist ein Kiosk als bewilligungsfreies Bauvorhaben max. 12m² Grundfläche und eine maximale Höhe von 2,80m auf (vgl. Magistrat der Stadt Wien MA 19 2013: 5). Nach § 111 der österreichischen GewO braucht ein*e Kioskbetreiber*in keine gastronomischen Befähigungsnachweise, wenn der Kiosk über maximal acht Verabreichungsplätze (für den Verzehr vorgesehene Steh- und Sitzplätze) verfügt.



Abbildung 3: Kiosk am Lerchenfelder Gürtel 2018 (Aufnahme: Vivi Dybowski)

In der vorliegenden Arbeit ist unter dem Begriff *Kiosk* eine kleine, im öffentlichen Raum freistehende Verkaufsstätte zusammengefasst. Der Untersuchungsgegenstand ist auf Kioske beschränkt, die Imbisswaren und Getränke im Sortiment haben.

Auf einer räumlichen Meso-Ebene ist der mikroperspektivische Untersuchungsgegenstand des Kiosks begrifflich als Teil der hier genannten „Kiosklandschaft“ eingebettet. Sie meint die qualitative, wie auch quantitative Zusammenfassung der Kioske im Stadtgebiet, welche seit Entstehung der Kleinarchitekturform einem steten Wandel unterlegen ist.

2 *Straßenkost vorindustrieller Zeit*

Ist die heute bekannte Kiosklandschaft ein Produkt der letzten Jahrzehnte, bzw. des letzten Jahrhunderts, reichen Aufzeichnungen erster Imbiss- bzw. Würstchenbuden viel weiter in der Geschichte zurück. So gilt laut einem Artikel der Oberhessischen Presse eine Wurstküche in Regensburg im Jahre 1134 als älteste Würstchenbude der Welt. Sie wurde als Brotzeithütte für die Bauarbeiter*innen des Regensburger Doms temporär aufgestellt (vgl. Knop/Schmitz 1983: 16-17). Der Kiosk als architektonische Kleinform hingegen, kann, wie schon in Kapitel 1.5 diskutiert, als feudales Herrschaftsgebäude oder großbürgerliches Gartenhäuschen des Vorderen Orient zurückdatiert werden. Historische Beispiele für den Imbissverkauf auf den Straßen lassen sich ebenso in unterschiedlichen Kulturen allerorts finden. Beispielsweise zogen im Rom des frühen 15. Jahrhunderts bereits Pastetenbäcker*innen durch die Straßen der Stadt. Der Verkauf schneller, kleiner Mahlzeiten im öffentlichen Straßenraum war in diesen frühen Jahrhunderten ein zur Gänze urbanes Phänomen und war fast ausschließlich ambulant vorzufinden (vgl. ebd.).

In Wien gab es Ende des 18. Jahrhunderts bereits eine große Zahl ambulanter Händler*innen, die ihre Waren von kleinen, mobilen Verkaufswägen aus auf den Straßen der Stadt anboten; darunter der sogenannte „Salamimann“ oder die „Bratlblater*innen“. Deren Sortiment beinhaltete fast ausschließlich diverse Wurst- und Fleischspeisen, die in großen Kesseln vor Ort ausgekocht wurden (vgl. Payer 2008: 2). „Die Kunden waren vor allem Tagelöhner, Mittellose, Gassenjungen und kinderreiche Familien. Und wenn es auch bisweilen den Vorwurf gab, dass beim Bratlblater billige Fleischabfälle verwertet würden und die Würste ‚häufig durchaus keinen einladenden Anblick darbieten‘, so beachtete der Hungerige dies wohl kaum, ‚weil sein Geruch- und Geschmacksinn unter der Herrschaft des Magens und dieser wieder unter dem Scepter der Börse steht‘“ (Wagner 1844: 401-402, n. ebd.). Jenes Textzitat stammt aus der Zeit bevor Industrialisierungsprozesse in Wien nur zögerlich eingesetzt hatten und gibt Auskunft darüber, dass sich das Angebot der Kiosk-Vorläufer vor allem an sozial schwache, wenig zahlungskräftige Bevölkerungsschichten richtete.

Das allgemeingesellschaftliche Verständnis des Kiosks als heutiges Alltagsphänomens kommt mit einem historischen Rückblick aus, der etwa mit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt, als die Industrialisierung allmählich auch in Wien einsetzte (vgl. Knop/Schmitz 1983: 17): „Die industrielle Revolution, die Verstädterung und das Auftreten völlig neuer sozialer Schichten bilden den Hintergrund zu den Imbißbudengeschichten“ (ebd.).

3 Industrialisierung

Lag der Fokus zur auf der sprachgebräuchlichen Herkunft des Kiosks und seinen vorindustriellen Vorgänger*innen, soll im nachfolgenden Kapitel die industrielle Revolution in Wien im Allgemeinen zum Thema gemacht werden, bevor auf damit einhergehende Entwicklungen; etwa die Industrialisierung von Zeit, der Lebensmittelproduktion und des –konsums, sowie der Veränderung der Esskultur im Industriezeitalter eingegangen werden kann. Letztgenannte Phänomene haben einen universellen Charakter; soll heißen, dass die industrielle Revolution eine europa- bzw. weltweit parallele Entwicklung darstellt. Jenen Gedanken im Hinterkopf behaltend, soll an dieser Stelle vorausgeschickt werden, dass die den nächsten Zeilen nachstehenden Kapitel nicht nur explizit Wien zum Schauplatz der kulturhistorischen Aufarbeitung der Industrialisierung und ihrer Rückwirkungen auf die Imbisskultur machen, sondern sich teilweise auf den gesamten deutschsprachigen, bzw. europäischen Raum beziehen. Das folgende Kapitel insgesamt trägt einerseits dem grundlegenden Verständnis der Ausprägung einer neuen Industriearbeiter*innenkultur sowie der sich durch die Industrialisierung veränderten Ernährungsweisen und Esskultur Rechnung, andererseits beinhaltet es folglich auch einen Überblick der historischen Wegbereiter für den heute bekannten Schnellimbiss.

Verglichen mit England und Frankreich setzte die industrielle Revolution in Österreich verzögert ein: In der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur wird gemeinhin gar die „These [...] der relativen Rückständigkeit der Ökonomie“ Österreichs vertreten (Scharinger 1995a: 8). Gründe hierfür waren zum einen die von der Habsburgermonarchie erst 1851 geschaffene gemeinsame Außenzolllinie, durch welche überhaupt ein Binnenmarkt innerhalb Österreich-Ungarns entstehen konnte, wie auch die nachteilige geographische Lage des Kaiserreichs. Etwa mangelte es zum einen an natürlichen Bodenschätzen, zum anderen war die Monarchie durch den fehlenden direkten Zugang zum Atlantik, in dessen Richtung sich das „wirtschaftliche Schwergewicht in Europa [...] hin verschoben“ hatte, benachteiligt. (ebd.: 9f). Überdies trug die Angst vor „in der Masse gefährlich erscheinenden Arbeitern“ und „Massenarmut und Hungerrevolten“ seitens der absolutistisch Herrschenden zu einer Verlangsamung industrieller Ansiedlungen bei (Eigner 1991: 627, n. Garstenauer 2007: 19).

Mit dem Beginn der „ersten“ Gründerzeit, ab 1867, zeichnete sich hingegen speziell in Wien ein „kräftiger industrieller Aufschwung“ ab (Scharinger 1995b: 33), der vorerst 1869 seinen Zenit erreichte. Jener wurde zum maßgeblichen Pull-Faktor für Arbeiter*innen aus den umliegenden Kronländern und so vervielfachte sich die Bevölkerungszahl der Donaumetropole von 1840 noch 440.000 auf über 2 Millionen im Jahre 1918 (vgl. Eigner et. al. 1999: 3; John 1984: 51, n. Kalnoky 2010: 22). Bezogen auf die Industrialisierung und ökonomische Entwicklung der Habsburgermonarchie gehörten die Jahre 1867 bis 1873 „zu den entscheidendsten Epochen in Österreichs Wirtschaftsgeschichte. Ein jähes Ansteigen der Produktions (sic!) und (Aktien-) Emmisionsziffern, die Zahl der Aktiengesellschaften und die Eisenbahnkilometer verleihen dieser Trendperiode den Charakter eines ‚großen Anlaufs‘“ (Matis/Bachinger 1973: 123; n. Scharinger 1995b: 35). Vor allem der Aufbau eines Eisenbahnnetzes sowie die wirtschaftsliberale Öffnung wichtiger Industriezweige begünstigten die vorerst boomenden „Bereiche der Urproduktion“ („Eisenhüttenwesen, Maschinenbau, Kohleförderung“); strahlte aber auch auf andere Branchen, wie die Textil- oder die Bauindustrie aus (Schachinger 1995b: 35).

Jene Epoche fand mit einem Börsencrash und darauffolgender wirtschaftlicher Depression ein rasches Ende: Der Eisenbahnbau verlangsamte sich, die Eisenproduktion war rückläufig; zahlreiche Betriebe mussten schließen und hinterließen eine Schar an arbeits- und mittellosen Wiener*innen (vgl. ebd.: 39). Einer Studie aus dem Jahre 1881 („Der Volkswirt, 17.9.1881“), welche sich mit dem „Konsum Wiens in den Jahren 1871 – 1880“ beschäftigte, ist die Verarmung weiter Bevölkerungsschichten und deren Auswirkung auf das Konsumverhalten zu entnehmen: „Die Bevölkerung Wiens hat während dieser Zeit um 70.000 Seelen zugenommen, [aber] der Konsum der wichtigsten Lebensmittel hat abgenommen oder ist stationär geblieben. [...] Der Mehlverbrauch ist um mehr als 12 kg per Kopf gefallen, der Fleischverbrauch ist allerdings ungefähr stationär geblieben, charakteristisch ist aber, daß, während der Verbrauch an Geflügel und feinen Fleischsorten stark abgenommen hat, nur der von minderen Rindfleischgattungen gestiegen ist“ (März 1968: 193; n. ebd.). Das Wechselspiel zwischen kapitalistischen Produktionszyklen und dem Essverhalten ihrer Produzierenden wird in weiteren Kapiteln Thema dieser Arbeit sein.

Nachdem sich die österreichische Wirtschaft von dem Totalversagen erster marktliberaler Auswüchse Ende des 19. Jahrhunderts allmählich zu erholen begann, setzte die sogenannte „zweite Gründerzeit“ oder „Belle Epoque“ (1895 bis 1914) – und damit ein weiterer kapitalistisch-industrieller Aufbruch – ein. Das fortan wiederum explosionsartige Wachstum der Wiener Bevölkerung setzte eine massive (Wohn-)Bautätigkeit in Gang, von der vor allem auch der Bergbau, die Holz- und die Eisenerzindustrie profitierten (vgl. Scharinger 1995b: 45-48). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts siedelte sich auch „Groß- und Schwerindustrie“ (jene „der Metallverarbeitung, des Maschinenbaus und der Elektrotechnik“) in der südlichen und nördlichen Wiener Peripherie an, was eine zunehmende Herausbildung von Arbeiter*innenquartieren in den Außenbezirken hatte (Feldbauer 1977: 34; n. Garstenauer 2007: 35). Nach einer Renaissance des Eisenbahnbaus und damit einhergehend auch angestiegener Eisenerzproduktion, war es ab 1908 allen voran die Rüstungsindustrie, welche als treibender „Motor der Wirtschaftsentwicklung“ galt (Scharinger 1995b: 48).

Der krisenimmanente Charakter kapitalistischer Wirtschaftszyklen zeigte bereits in der frühen Industrialisierung Österreichs bzw. Wiens, ihr volatiles Gesicht. Die sich abwechselnden Boom- und Depressionsphasen, hatten – wie das obige Zitat aus „Der Volkswirt“ verdeutlichen soll – auch immer gravierende Auswirkungen auf den gesamtgesellschaftlichen Wohlstand und die Arbeitsmarktsituation. Dieser wirtschaftlichen Volatilität waren auch das Konsumverhalten und die Esskultur breiter Bevölkerungsschichten, vor allem aber der „neuen“ Arbeiter*innenschaft, unterworfen. Jene „neue“ soziale Klasse war ein Produkt der vergleichsweise späten industriellen Revolution in der k.u.k Monarchie, durch welche sich die Sozialstruktur in der Stadt Wien erheblich veränderte.

3.1. Sozialstrukturelle Ausdifferenzierung

Zu Beginn industrieller Entwicklungsdynamiken, waren zeitgenössische sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge zur Arbeiter*innen(milieu-)forschung stark bürgerlich-konservativ geprägten Wertesystemen untergeordnet. Arbeiter*innen wurden entweder als „Opfer unvermeidbaren wirtschaftlichen Fortschrittes“ oder Mitverursacher*innen ihres eigenen Elends betrachtet: „Denn man glaubte, den Proletariern vorwerfen zu können, sich von Tradition und Sitte losgesagt zu haben, um nur noch materiellen Bedürfnissen zu frönen und mit dem ‚Wahnsinn der Gleichmacherei‘ die noch intakte Welt der Bürger und Bauern zu bedrohen“ (Assion 2001: 255). In diesem Zusammenhang registrierte Wilhelm Heinrich Riehl (1851: 273) neben den seinerzeit bestehenden gesellschaftlichen Ständen „einen neuen ‚vierten Stand‘ der Standlosen und sozial wie sittlich Entwurzelten“ (Assion 2001: 256, n. ebd.) Die Volkskunde begann erst wesentlich später, die tatsächliche Lebenswirklichkeit von Industriearbeiter*innen zu erforschen. Für die Untersuchung auch alltagskultureller Merkmale und Eigenheiten („Ernährung, Kleidung, Wohnen, medizinische Versorgung [...] usw.“) war maßgeblich der marxistische Kulturhistoriker und Journalist Otto Rühle verantwortlich, dessen zwischen 1930 und 1977 zusammengetragene „Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats“ auch der vorliegenden Arbeit eine wertvolle Quelle ist (ebd.: 258).

Zunächst – mit der Industrialisierung entstandene sozioökonomische Effekte betrachtend – ist auf umgreifende Urbanisierungswellen hinzuweisen, welche Reay Tannahill (1979: o. S.; n. Knop/Schmitz 1983: 29) wie folgt gegenüberstellte:

„Nicht überall in Europa setzten die Verstädterung und die Industrialisierung zum gleichen Zeitpunkt ein, und unterschiedlich war auch das Tempo der Entwicklung [siehe auch Kapitel 3; Anm.], aber überall entstanden bald neue Städte und Vorstädte, um die Fabriken und die ständig wachsende Zahl der Menschen, die in ihnen arbeiten, aufzunehmen. Manchester hatte im Jahre 1800 rund 75.000 Einwohner. 50 Jahre später waren es 400.000. Stockholm, das im Jahre 1800 nur 6000 Einwohner gezählt hatte, war 1914 eine Großstadt von 350.000 Einwohnern. Düsseldorf hatte 10.000 Einwohner im Jahre 1800 und 360.000 im Jahre 1910. Die Einwohnerzahl von London

stieg in wenig mehr als hundert Jahren auf das Vierfache, die Wiens auf das Fünffache und die Berlins auf das Neunfache, und New York, diese neue Stadt in einem neuen Land, in das so viele Menschen vor dem Hunger und der Unterdrückung in Europa flohen, erreichte in demselben Zeitraum das Achtzigfache!“

Damit ging der explosionsartige Anstieg der Bevölkerung auch in Wien auf lokaler Ebene mit einer vollkommenen Änderung der vorherrschenden Produktionsstrukturen einher. So verlor das Kleingewerbe (die für Wien noch im Vormärz dominierende „Hinterhofindustrie“) auf Kosten großindustrieller Betriebe an Bedeutung (vgl. Eigner et. al. 1999: 3). Damit vollzog sich – wie auch in anderen industriegesellschaftlichen Städten – vor allem in der Industriearbeiter*innenschaft eine schlagartige räumlich-funktionale Trennung von Wohnen und Arbeiten: „Im Gegensatz zu den unselbständigen Arbeitskräften im traditionellen Kleingewerbe, die ja zumeist Mitbewohner in den Häusern ihrer Meister gewesen waren, war die Industriearbeiterschaft darauf angewiesen, ihre Unterkünfte am freien Wohnungsmarkt zu suchen“ (ebd.: 3-4). Lebten 1869 noch Dreiviertel aller Lehrlinge und ein Viertel aller Arbeiter*innen bei ihren Meister*innen, wurde der Druck auf den Wiener Wohnraum in den nächsten Jahren zunehmend größer (vgl. Lichtenberger 1993: 42f). Der Verlust an Boden und Subsistenzmöglichkeiten am Land führte zu unkontrolliertem Wachstum in der Stadt. Menschen, welche in den traditionellen, ländlichen bzw. kleinbäuerlichen Strukturen keine Existenzgrundlage mehr fanden, bildeten in der Stadt ein „freies Proletariat“; eine neue soziale Klasse mit größter Abhängigkeit von einer anonymen Geldwirtschaft: „Wenn ihnen das Geld ausging, konnte sich ihre existentielle Situation binnen kurzem drastisch zuspitzen“ (Tanner 2008: 42). Der Begriff „Pauperismus“ (ebd.) beschreibt jene Entwicklung zu Beginn der Industrialisierung, welcher die in die Stadt zugewanderten Industriearbeiter*innen ausgesetzt waren: Soziale Ungleichheiten, Versorgungsmängel, Wohnungsknappheit und Verelendung.

In die werdende Industriestadt Wien zog es jedoch weniger die Bevölkerung aus der direkt umliegenden Peripherie, sondern vor allem Arbeitssuchende aus ländlichen Regionen Böhmens und Mährens. Jene trugen einerseits eine entscheidende Rolle bei der Weiterführung des traditionellen Kleingewerbes, verursachten andererseits ob ihrer großen Zahl zusätzlichen Wohnungsmangel (vgl. ebd. & Lichtenberger 1993: 42-43). Den Massen an zugewanderten

Arbeiter*innen konnte der spekulativ ausgerichtete private Wohnungsmarkt keine Linderung der Wohnungsnot verschaffen, sondern im Gegenteil verschlimmerte selbiger die Situation. Während es für Immobilienentwickler*innen lukrativer war, kostengünstigen Wohnraum sozial wohlhabenden Schichten in guten Lagen vorzubehalten, wohnten ärmere Schichten teurer und schlechter: „Je kleiner die Wohnungen, desto höher die Verzinsungen“ (Eigner et. al. 1999: 3; Weihsmann 2002: 19).

Viele Arbeiter*innen Wiens waren obdachlos oder fanden – nicht zuletzt aufgrund der horrenden Mietzinse – lediglich als Bettgeher*innen oder Untermieter*innen Unterschlupf (vgl. Eigner et. al. 1999: 3; Veigl 2018: 1). Die hohe Belegungszahl der Arbeiter*innenwohnungen übte somit auch einen erheblichen Nutzungsdruck auf den öffentlichen Raum aus.

3.2 Industrialisierung von Zeit - Chronometrisierung des Alltags

Industrialisierungs- wie auch begleitende Urbanisierungsentwicklungen hatten entlang des 19. Jahrhunderts auch zur Folge, dass der Faktor (Uhr-)Zeit zunehmend an Bedeutung gewann. Uhren, welche zwei Jahrhunderte zuvor lediglich mit Stundenzeigern ausgestattet waren, wurden genauer und erstmals gab es ein weltweit einheitliches System zur Messung von Zeit. Der (auch transnationale) Waren- und Personenverkehr musste zeitlich genau aufeinander abgestimmt werden. Unter anderem mit dem Ausbau des Eisenbahnwesens und der Implementierung von Schichtarbeit in großen industriellen Betrieben stieg entlang breiter Gesellschaftsschichten das Bedürfnis, sich möglichst exakt über die genaue Uhrzeit informieren zu können. Die verbleibende Freizeit der Arbeiter*innen musste standardisiert und der zeitlich straff geregelten Tagesstruktur angepasst bzw. untergeordnet werden (vgl. Payer 2014: 126f).

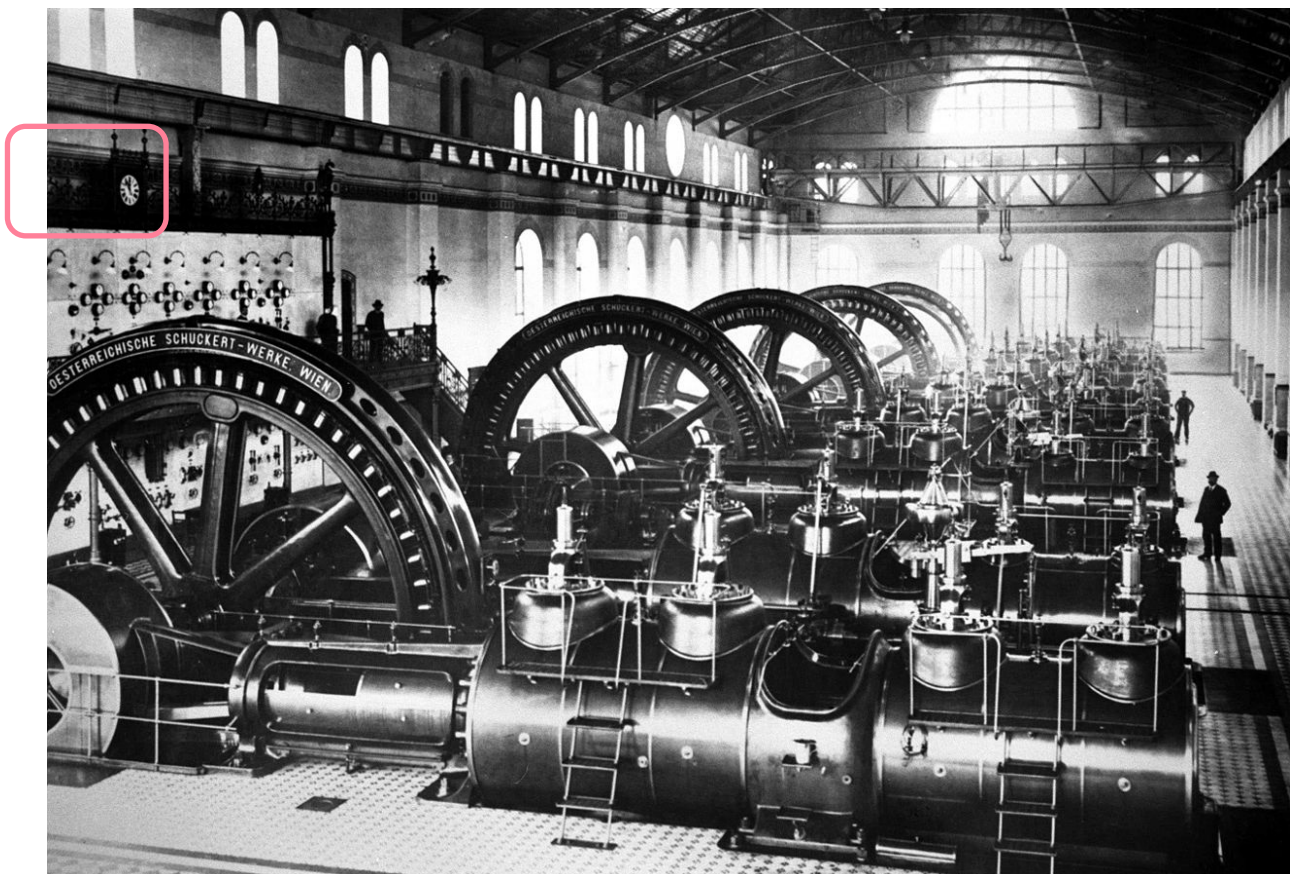


Abbildung 4: Fabriksuhr in einer Turbinenhalle in Wien-Simmering (unbekannt, 1912)

So wurde die Uhr, bzw. der „Chronometer“ zu einem kulturellen Symbol fortschrittlich-technologischer Errungenschaften des Industriezeitalters und es setzte das ein, was Jürgen Osterhammel als „Chronometrisierung“ (2011: 118-126, n. ebd.) konstatiert: „Uhren wurden allgegenwärtig und mit ihnen der Gehorsam ihrer Besitzer und Benutzer gegenüber einem mechanischen Zeitdiktat. [...] Versicherungen, Fabriken, Büros, Schulen sowie alle nach Fahrplan agierenden Verkehrsmittel taten ein Übriges, um die Bevölkerung an die neue Zeitdisziplin zu gewöhnen. Und auch die Anzahl der öffentlichen Uhren nahm kontinuierlich zu“ (Payer 2014: 126f). Peter Payer diskutiert in diesem Zusammenhang die „Chronometrisierung des öffentlichen Raumes“, welche auch in Wien ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine ubiquitäre Entwicklung darstellte (ebd.).

Diese zunehmende Ausstattung mit Uhren an öffentliche Einrichtungen, Straßenräumen und Plätzen steht hier erstmals stellvertretend für den Beginn einer Epoche, in der ob der gestiegenen Notwendigkeit, Arbeit genau zu strukturieren und den Warenverkehr industrieller Produktionszyklen exakt aufeinander abzustimmen, das „mechanische Zeitdiktat“ einen erheblichen lebensweltlichen Einfluss auf den Alltag der Menschen hatte – sowohl auf deren Freizeitgestaltung, als auch auf das Essverhalten: „Eine Geschichte des Fast Food kann [...] nicht [...] einfach den Faden bei ihren frühesten Erscheinungsweisen in der menschlichen Zivilisation aufnehmen, sondern muß es vielmehr dort tun, wo der Mensch, sei’s aus Notwendigkeit oder Gewohnheit, damit begann, den Eßakt zeitlich zu strukturieren“ (Wagner 1995: 27). Tamara K. Hareven (1982) postuliert in diesem Zusammenhang, dass „die von der Kindererziehung und der Mahlzeitenordnung bestimmte *family time* und die heteronome, fremdbestimmte *industrial time* desynchronisiert wurden und in ein Spannungsverhältnis gerieten“ (Tanner 2008: 45). Mit dem Industriezeitalter erwuchs die Schwierigkeit, in Arbeiter*innenhaushalten diese beiden Zeitmuster aufeinander abzustimmen und so wurde es auch immer schwieriger, gemeinsam zuhause zu essen. In frühindustrielleitalerlichen Arbeiter*innenhaushalten lag die Ernährung zunehmend im Verantwortungsbereich der Frau, nicht beim vorerst fast ausschließlich männlichen Industriearbeiter, wodurch geschlechterspezifisch ausgeprägte Probleme in der Ernährung und deren Lösung traditionelle Geschlechterrollen oftmals noch zusätzlich verstärkten (vgl. ebd.).

3.3 Industrialisierung von Lebensmittelproduktion und -konsum

Die während der frühen Industrialisierung vollzogene zeitliche Intensivierung von Produktionsvorgängen und die damit einhergehende Notwendigkeit genauerer zeitlicher Strukturierung von Arbeit und Freizeit auf der Nachfrageseite, sowie die erstmals industrielle Fertigung, Distribution und Konservierung von Lebensmitteln auf der Angebotsseite können als sich gegenseitig bedingende Faktoren verstanden werden, welche vehemente Veränderungen des Konsumverhaltens und der Esskultur der Arbeiter*innenschaft mit sich brachten. Verknüpft man den Industrialisierungsprozess mit dem Wandel der Ernährung, empfiehlt sich die Gegenüberstellung von nachfrage- und angebotsseitigen Aspekten insofern, als dass „so einerseits die Kommerzialisierung sowie die zunehmende Trennung von Produzenten und Konsument/inn/en mit reflektiert werden kann und andererseits eine Strukturierung der Argumente erreicht wird“ (Tanner 2003: 31). Dass allerdings die strikte Trennung von Nachfrage und Angebot durcheinander gerät, wird mit den nachfolgenden Zeilen augenscheinlich.

Einem grundlegenden Verständnis der Zusammenhänge zwischen kapitalistischen Entwicklungsphasen und den jeweiligen dominierenden Lebensmittelproduktionssystemen sowie Lebensmittelkonsumverhalten Rechnung tragend, soll an dieser Stelle exkursiv das Konzept der „Lebensmittelregime“ diskutiert werden (vgl. Stierand 2008: 17-19).

Jenes Konzept baut auf der Regulationstheorie, einem in den 1970er Jahren von marxistischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler*innen entwickelten gesellschaftsanalytischen Erklärungsansatz, der an dieser Stelle erstmals vorgestellt werden soll, auf. Grundsätzlich handelt es sich jedoch um kein in sich kohärentes theoretisches Konzept, sondern mehr um ein Denkgebäude mehrerer Ansätze, die zum Verständnis der zyklischen kapitalistischen Entwicklung – und damit sich abwechselnden stabilen und krisenhaften Phasen – beitragen sollen. Gemein ist den Ansätzen die Dialektik von Struktur und Handeln: Die duale Betrachtungsperspektive der Akkumulation und Reproduktion von Kapital, wie auch der Systematik seiner gesellschaftlichen Regulation. So versteht man unter dem Akkumulationsregime „die – periodisch – relativ stabile und reproduzierbare Beziehung zwischen Produktion und Konsum sowie das Verhältnis zwischen

fiktivem und produktivem Kapital“ (Maier/Tödling 2002: 158, n. Unterdorfer 2015: 21). Dabei werden zwei „Idealtypen“ der Akkumulation unterschieden: Das dominant extensive und das dominant intensive Akkumulationsregime. Extensive Akkumulation meint die „Ausweitung kapitalistischer Strukturen, insbesondere [die] Eingliederung der bäuerlichen Bevölkerung in die kapitalistische Ökonomie, sei es als LohnarbeiterInnen oder von sonstigem Geldeinkommen Abhängige. Immer mehr Menschen leisten immer mehr Arbeit, was die Wirtschaft ankurbelt“ (Novy 2012). Das intensive Akkumulationsregime basiert auf der „Intensivierung der Produktion“. Wiederum herunter gebrochen auf die damit vorherrschenden Produktionsverhältnisse bedeutet dies, dass „besser qualifizierte Arbeitskräfte [mehr leisten], ausgeruhte ArbeiterInnen [produktiver sind und] bessere Maschinen [die Arbeit erleichtern und beschleunigen]“ (ebd.). Das Akkumulationsregime wird nach regulationstheoretischen Ansätzen von sozialen Regulationsweisen stabilisiert. Jene setzen sich aus „der Gesamtheit der Institutionen, Regeln, Normen und Verhaltensmustern“ zusammen, „die zu einer Stabilisierung der Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise führen“, zusammen (Maier/Tödling 2002: 158f; n. Unterdorfer 2015: 22). Besteht zwischen Akkumulationsregime und Regulationsweisen vorübergehend Kohärenz, spricht man von „Entwicklungsweisen“ – d.h. stabilen Stadien kapitalistischer Entwicklung. Sind Akkumulation und Regulation zueinander inkohärent, äußert sich das in einer Krise, welche jedoch ein wiederum stabiles Verhältnis durch eine neue Akkumulationsstrategie hervorbringt (vgl. Maier/Tödling 2002; Jäger 2006; n. ebd. 19-20). Bezogen auf die Epoche der frühen Industrialisierung Wiens – der ersten und zweiten Gründerzeit – kann für die Jahre 1867 bis 1918 ein extensives Akkumulationsregime nachgezeichnet werden, was sich vor allem – wie bereits zu Beginn des Kapitels 3 diskutiert – in dem hohen Bedarf an neuen Arbeitskräften äußerte (vgl. ebd.; n. ebd.).

Harriet Friedmann und Philip McMichael adaptierten den regulationstheoretischen Ansatz und verknüpften „Lebensmittelproduktion und -konsum mit den internationalen Formen der Akkumulation“ und „betont[en] [dabei] die Bedeutung der Ernährungssysteme und deren Regulation für den periodischen Wandel der globalen Wirtschaft“ (Lowe et. al. 1994: 6-7, n. Stierand 2008: 17; McMichael 2016). Dabei werden in Analogie zur periodischen Entwicklung

kapitalistischer Akkumulationsstrategien der regulationstheoretischen Ansätze drei Lebensmittelregime chronologisch unterschieden. Das erste (extensive) Lebensmittelregime wird nach McMichael (2009: 141; n. Signitzer 2016: 7) historisch im Zeitraum zwischen 1870 und 1930 bzw. 1867 bis 1914 (Friedmann/McMichael 1989: 96, n. Stierand 2008: 19) eingeordnet. Jedenfalls besteht eine ungefähre zeitliche Parallelität mit dem von Maier/Tödling 2002 sowie Jäger 2006 nachgezeichneten extensiven Akkumulationsregime im gründerzeitlichen Wien.

3.3.1 Nachfrageseite

Zunächst soll auf eine nachfrageseitige, konsument*innenbezogene, industrialisationsbedingte Änderung des Konsumverhaltens eingegangen werden. So ist zuerst die zunehmende Abhängigkeit vieler Menschen von der „Geldwirtschaft und einer anonymen Marktkonjunktur“ (Tanner 2008: 41) zu nennen, was mitunter zur Privatisierung der ehemaligen kollektiv als Allmende bewirtschafteten Böden einstiger Kleinbauern und Kleinbäuerinnen führte: „Der amerikanische Sozialphilosoph C. B. Macpherson hat vom Vordringen des ‚Besitzindividualismus‘ gesprochen, dem nun kollektive Solidarstrukturen zum Opfer fielen“ (Macpherson 1969, n. ebd.). „Property rights“ wurden zur „property power“. Dieser Bodenverlust und damit allmähliche Entzug der Subsistenzmöglichkeiten ländlicher Bevölkerungsteile führte zur Landflucht und erheblichem Städtewachstum (vgl. ebd.: 41-42).

Die Ernährung betreffend, gab es dadurch immer noch vehemente Stadt-Land-Disparitäten. Während seit vorindustriellen Zeiten vor allem in ländlichen Haushalten ein „Brei-Mus-Standard“ (morgens Mus, mittags Brei, abends Mus) vorherrschend war, wurde die Ernährungsweise speziell für Arbeiter*innenhaushalte in den boomenden Ballungszentren vielfältiger (vgl. Tanner 2008: 32; Hierholzer 2010: 40f). Konkret auf Arbeiter*innen bezogen, stiegen mit der Industrialisierung der Städte deren Löhne schneller als die Preise auf Grundnahrungsmittel. Ehemalige Luxusgüter – wie beispielweise Fleischprodukte – wurden immer selbstverständlicher. In Wien verdoppelte sich so der Fleischkonsum in nur 60 Jahren – von 1850 bis 1910 (vgl.

Payer 2008: 5; Hierholzer 2010: 40-41). Ebenso stieg der Obst- und Gemüseverbrauch erheblich, wie auch die Nachfrage nach hellem Brot und Zucker. Die vormals hauptsächlich auf Getreide basierende Ernährungsweise, wurde in breiten Bevölkerungsschichten auf eine Basis auf Fetten und Proteinen umgestellt. Diese galten in den fabrikmäßigen Arbeits- und Freizeitrythmen (siehe Kapitel 3.2) als schnelle Energiebringer (vgl. Hierholzer 2010: 41-42). Obgleich die Diversifizierung des Nahrungsmittelangebots eine Verbesserung der Ernährungssituation insgesamt hervorbrachte, muss an dieser Stelle nochmals auf die geforderte Umstellung des Ernährungsverhaltens von Industriearbeiter*innen eingegangen werden. Die fortschreitende „Delokalisation des Nahrungssystems“ – „die Bindung zwischen der Nahrung und dem Wohnort [wurde] immer mehr gelockert“ (Montanari 1993: 190; n. Weidenholzer 2004: 37) – hatte massiven Einfluss auf ihren Lebensrhythmus. Die Essenspausen in den Fabriken waren üblicherweise stark dezimiert:

„Das Frühstück [musste] am frühesten Morgen oder während der Arbeitszeit hastig eingenommen werden [...], da die meisten Fabrikordnungen, die die Arbeitsbedingungen regelten, nur eine Mittagspause kannten. Die Frühstückspause war und blieb lange ein Vorrecht des Meisters in der Fabrik. [...] War der Nachhauseweg zu weit, dann wurde das Mittagessen im Freien oder am Werkplatz eingenommen. Die Maschine gestattete nicht den ‚Luxus‘ langer Pausen zur Nahrungsaufnahme. Konnte man bis zum Beginn der Industrialisierung in Deutschland [...] bis zu zwei Stunden und mehr tafeln, so mußten nun die Zeiten der Mahlzeitaufnahme aufs strengste rationalisiert und gleichsam an das neue Maschinenwesen adaptiert werden. Das Wurstende, das Stück Speck und der Schluck aus der flachen Branntweinflasche haben nach übereinstimmenden Aussagen der Fabrikinspektoren oft genug dem städtischen Industriearbeiter Frühstück und Mittagessen ersetzen müssen.“

(Teuteberg/Wiegelmann 1972: 75f.; n. Tolksdorf 1981: 124)

3.3.2 Angebotsseite

Auf die Angebotsseite Bezug nehmend unterscheidet Tanner (2008: 32-26) vier verschiedene industrialisierungsbedingte Entwicklungen, welche grundlegende Veränderungen am ganzen Ernährungssektor mit sich brachten:

- 1.) *„Agrarrevolution: Übergang von der Dreifelder- zur Fruchtwechselwirtschaft; Verbesserung des Saatgutes und Zuchterfolge bei Haustieren; neue Anbausorten; Einsatz neuer Ackerbaugeräte und besserer Zugtiere; Mechanisierung und Chemisierung der Landwirtschaft“*
- 2.) *„Entstehung und Wachstum von Nahrungsmittelunternehmen: Müllereien, Bierbrauereien, Speisefett-, Öl- und Teigwarenindustrien; Babynahrungs-, Kondensmilch-, Schokolade- und Suppenwürfelherstellung; bäuerliche Spezialisierung auf marktgängige Fleisch- und Milchprodukte“*
- 3.) *„Auf- und Ausbau einer effizienten Verkehrsinfrastruktur (vgl. Kapitel 3 & 3.2): Zusammenspiel von Eisenbahn, Hochseeschifffahrt und Telegraphie; Intensivierung transnationaler Austauschbeziehungen, internationaler Arbeitsteilung und Ausbau eines Weltmarktes“*
- 4.) *„Vervielfältigung und Breitenanwendung neuer Konservierungsmethoden: ‚Erhitzen unter Luftabschluss‘-Verfahren“*

Die sich neu etablierende Lebensmittelindustrie musste auf die gestiegene Nachfrage in den heranwachsenden industrialisierten Ballungszentren reagieren. Mit der industriellen Revolution verschob sich die Herstellung einzelner Lebensmittel zunehmend vom häuslichen zum gewerblich-industriellen Aufgabenbereich. Selbstversorgung verlor zugunsten der Marktproduktion zunehmend an Bedeutung. Das hatte zur Folge, dass Städte selbst begannen – wie in Wien ab

Mitte des 19. Jahrhunderts – Schlachthöfe zu errichten; das Fleischer*innen- und Bäcker*innenhandwerk massiv ausgedehnt wurde und eine Vielzahl von Molkereien, Zuckersiedereien, Öl- und Getreidemühlen an den Rändern großer Städte errichtet wurden.

In den 1850er Jahren wurden ebenfalls „Kältemaschinen“ entwickelt, was die sukzessive Etablierung von Kühlketten und die allmähliche Jahreszeitenunabhängigkeit vieler Haushalte mit sich brachte. Als Antwort auf die hohe Nachfrage nach schnell zuzubereitenden Nahrungsmitteln galt u.a. auch die Entwicklung des Fleischextrakts, der Erbswurst oder des Suppenwürfels. Zusätzlich etablierte sich der Einsatz chemischer Hilfsstoffe und Verfahren. So kamen erstmals Zusatzstoffe zur Verbesserung des Geschmacks und der Haltbarkeit von Lebensmitteln sowie synthetisch hergestellte Farbstoffe zum Einsatz. Die so zunehmende Vereinheitlichung von Lebensmitteln rief die Entwicklung von geeigneten Konservierungstechniken auf den Plan. Louis Pasteur entwickelte eine Form der Hitzesterilisierung – der nach ihm benannten Pasteurisierung – was den Grundstein für die Konservenindustrie legte (vgl. Hierholzer 2010: 38f). Die Konservendose wurde zum Symbol „industrialisierte[r] Nahrungsmittelproduktion und Ernährungsweise“ (ebd.: 45). Mit der Konservierung von Lebensmitteln ging auch die Herstellung eines neuen Produkttyps einher, jenem der Markenartikel (vgl. Tanner 2003: 35).



Abbildung 5: Erbswurst

3.4 Der Kiosk als industrielles Stadtmobiliar

Summa summarum waren auf der Angebotsseite die fortschreitende Industrialisierung und damit Mechanisierung, Standardisierung und Konservierung in der Lebensmittelherstellung ausschlaggebend für das industriell determinierte, „neue“ Ernährungsverhalten. Auf der Nachfrageseite brachte die industrielle Revolution mit der räumlichen Trennung von Wohnen und Arbeit, sowie der längeren Arbeitszeiten völlig veränderte Zeitstrukturen mit sich und verursachte eine zunehmende Verschiebung der Ernährung von einem häuslichen hin zu einem gewerblich-industriellen Aufgabenbereich. Nach dieser nochmals in aller Kürze zusammengefassten Betrachtung auf die industriell bedingten Änderungen im Ernährungsverhalten, sollen an dieser Stelle kulturhistorische Beiträge zu frühindustriellen Vorläufern des heute bekannten Schnellimbisses des damaligen Londons und Königsbergs rezipiert und diskutiert werden. Sie bilden wichtige historische Einblicke darüber, wie das industriell determinierte „neue“ Ernährungsverhalten Einfluss auf die Stadtmöblierung und die Entstehung eines neuen Typus urbaner Versorgungseinrichtungen hatte.

Im dominant extensiven Akkumulationsregime industrialisierter Großstädte wie Wien war es vielen Menschen – allen voran Arbeiter*innen – aufgrund von Zeitknappheit immer unmöglicher, sich zuhause zu verköstigen. Man aß am Weg zur Arbeit oder in den knappen Pausen. Die Ausstattung des öffentlichen Stadtraums war somit auch gefordert, sich den neuen Konsumpraktiken anzupassen. Die von Walter Benjamin in seinem Passagen-Werk bezeichnete „Wohnung des Kollektivs“ musste mit jenen Möbeln eingerichtet werden, die das schnelle Essen im öffentlichen Raum erforderte, wie etwa Straßenlaternen, Abfalleimer oder öffentliche Aborte (vgl. Payer 2008: 4-5). „Schnell – öffentlich – ambulant – transitorisch hießen die Charakteristika“ der neuen Esskultur. Kiosk hieß jenes neue Stadtmobiliar, welches die Arbeiter*innen schnell und kostengünstig mit kurzfristigen Konsumgütern wie „Imbisse[n], Getränke[n], Rauchware[n], Zeitungen“ im öffentlichen Raum versorgte (ebd.).

Naumann (2003: 144f), wie auch Knop/Schmitz (1983: 17f) diskutieren anhand verschiedener europäischer Beispiele kulturhistorisch bedeutender Textdokumente zur Nahrungsaufnahme in der Öffentlichkeit, dass der Straßenkiosk als Versorgungseinrichtung (wie auch sein ambulanter

Vorreiter) zum einen ein städtisches, zum anderen ein vor allem Arbeiter*innen bzw. Angehörige unterer sozialer Schichten anziehendes Phänomen darstellte:

„Die Straßen in der Nähe des Marschthores und Victoriatheaters haben in einer solchen Nacht ein schmutziges und widerliches Aussehen, zu dessen Milderung die Gruppen, welche dort herumlungern, wenig beitragen. Sogar der kleine Blockzinntempel, der den gebratenen Kartoffeln geweiht ist und unter einem glänzenden Farbenspiel bunter Lampen steht, sieht nicht so lustig aus als gewöhnlich; und was den Nierenpastetenbestand betrifft, so ist seine Glorie ganz dahin. [...] Es ist nahe elf Uhr, und der kalte feine Regen, welcher so lange nebelartig niedergesunken ist, beginnt nun im vollen Ernste herabzuströmen. Der Verkäufer der gebratenen Kartoffel hat sich entfernt – der Nierenpastetenmann ist so eben mit seinem Warenhaus auf dem Arm weggegangen...“

(Skizzen aus dem Londoner Alltagsleben; Charles Dickens 1842; n. Knop/Schmitz 1983: 19)



Abbildung 6: Straßenkost im Viktorianischen London (Aufnahme: John Thomson 19. Jhdt.)

Jene Menschen, welche laut Charles Dickens „dort herumlungern“ können als die Konsument*innen der ambulanten Verköstigung verstanden werden: Arbeiter*innen und sozioökonomisch schwächer Gestellte. In englischen Ballungsräumen war dereinst die Industrialisierung im europäischen Vergleich am weitesten fortgeschritten. Das fortan eingesetzte Eis auf englischen Fischerbooten ermöglichte die Verfügbarkeit von frischem Fisch auf den Märkten der Städte, was die Herausbildung der Fish-and-Chips-Buden begünstigte. Kioskbetreiber*innen, welche jenes Gericht, bestehend aus gebackenem Fisch und gebratenen Kartoffeln, feilboten, leisteten einerseits einen erheblichen Beitrag zur Hebung der Proteinzufuhr ärmerer Bevölkerungsteile, zum anderen wurden ihre Produkte als Armenkost und Kulturmerkmal der neuen Arbeiter*innenklasse zum Gegenstand sozialer Distinktion gehobener Schichten, welche den Imbiss als minderwertig und ungesund verunglimpften (vgl. ebd. 20-21; Naumann 2003: 146). Indes prägten jene Einrichtungen das Straßenbild des urbanen, viktorianischen Englands massiv: 1888 schätzte man deren Anzahl auf bis zu 12.000, bei Ausbruch des 1. Weltkrieges gar auf 25.000. Für ihre bedeutende Rolle bei der Nahrungsversorgung von

Arbeiter*innenvierteln und Betriebsgebieten legte nicht zuletzt die Erwägung des englischen Parlaments, ihre Betreiber*innen von der allgemeinen Wehrpflicht auszunehmen, Zeugnis ab (vgl. Wagner 1995: 56-57).

„Ein Haufen Arbeiter versammelte sich am frühen Morgen um eine stämmige Frau, die mehrere Tragkörbe neben sich auf die Straße gestellt und zu ihrem Sitz einen Prellstein erkoren hatte. Das ist die Fleckkocherin. Fleck werden hier [Königsberg, Anm.] die Eingeweide, insbesondere Gedärme, Kutteln der Tiere genannt, das Wohlfeilste, was der Fleischer liefern kann. Während der Nacht wird davon mit Kartoffeln und einigen würzigen Kräutern in großen Kesseln gekocht. [...] In kleinen Schalen wird sie ausgeteilt. Die ziemlich reichliche Portion, die der Arbeiter stehend verzehrt, kostet gewöhnlich einen Kupfergroschen, d.h. vier Pfennige.“

(Königsberger Skizzen; Karl Rosenkranz 1842: 229f; n. Naumann 2003: 145)

Karl Rosenkranz, Philosoph und Nachfolger Immanuel Kants an der Universität Königsberg, skizzierte an selber Stelle verschiedene Formen der Verköstigung in öffentlichen Räumen Königsbergs. Neben den ambulanten Imbissverkäufer*innen wie der „Fleckkocherin“, galt sein Interesse in jenem Werk auch feststehenden Ständen im Bereich von Märkten:

„Auf dem Markt ist auch die eigentümliche Einrichtung, daß große Fässer mit saurer Milch dastehen, in denen ein tüchtiger hölzerner Löffel liegt. Gegen eine geringe Bezahlung darf nun mit demselben geschöpft werden. [...] Hier ist ein Konvolut von Heringsbuden, die aber auch Bratfische, Speck, Wurst, Käse in ungeheuren Quantitäten nebst Brot feilhaben. Einen großen Teil des Publikums machen hier außer den Arbeitern die gemeinen Soldaten aus. Man muß den nordischen Magen bewundern, wenn man sieht, welche Massen von Fett hier im Nu verschwinden.“

(ebd., o. S.; n. ebd.: 145-146)

Zuletzt widmeten sich Rosenkranz' Beobachtungen jenen Häuschen, die an dieser Stelle gemeinhin als frühe Beispiele jener Kioske genannt werden können, die den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit bilden:

*„Eine sehr wichtige Einrichtung für das Volk sind die kleinen Buden, welche sich, meist rot angestrichen, oft in Häusern, in Gartenmauern, in Durchgängen eingebaut, durch die ganze Stadt zerstreut, am häufigsten jedoch auf dem Sackheim [Bezeichnung für ein Arbeiter*innenviertel in Königsberg, Anm.], finden. Diese Boutiquen haben ein seltsames Allerlei zum Verkauf, vom groben Brot bis zu Leckereien für Kinder, Semmeln, Pretzeln, Kringel, etwas Obst, Rosinen, von Mehl und Zucker, Gebratenes, Wurst Speck, Bier, Schnaps usw. Ein altes Weib, deren früheres Geschäft der Straßenverkauf war, ist die Inhaberin.“*

(ebd., o. S.; n. ebd.: 146)

Jener Beobachtung nach erfuhr die Inhaberin der Imbissbude, die zuvor den Straßenverkauf zu ihrem Geschäft machte, einen ökonomischen Aufstieg. Schließlich – dem Verständnis seiner Einschätzung zur Funktion jener Formen der Außer-Haus-Verpflegung Rechnung tragend – stellte der Sozialkritiker Rosenkranz die Lebenswelt der für ihn typischen Leser*innenschaft seiner Texte und jener der Kund*innen der Straßenkost gegenüber – im Gegensatz zu Charles Dickens durchaus parteiübergreifend für letztere Gruppe:

„Der familienlose Proletarier, der früh morgens an das Tagwerk muß, der nur eine Schlafstelle bezahlt, in die er später wieder heimkehrt, findet beim Aufstehen nicht Eure Bequemlichkeit vor. Ihr schlaft noch, während die Bedienung Euch schon Kaffee besorgt.[...] Aber der Proletarier, der in der Wohnung, worin er sich eine Schlafstelle mietet, nur einen knappen vorübergehenden Aufenthalt macht, der sich dahin nur wie ein

Tier in sein Lager zurückzieht, hat keine Seele unmittelbar um sich, die daran dächte, ihm eine Labung zu bereiten. Allein glaubt nicht, daß er so ganz verlassen sei.“
(ebd., o. S.; n. ebd.)

Mit jenen Ausführungen, denen Rosenkranz in den Königsberger Skizzen einen eigenen Abschnitt widmete, versuchte der Autor der bürgerlichen Geringschätzung jener „Volksküchen“ (Naumann 2003: 146) entgegenzuwirken, indem er ihre besondere und wichtige Funktion für die Versorgung breiter Bevölkerungsteile hervorhob. Insgesamt werden seine Beobachtungen aus der Stadt Königsberg des Jahres 1841 in der kulturhistorischen Literatur zum „Schnellen Essen“ als die wohl wichtigsten Zeitdokumente des frühindustriellen Kiosk-Bewirtungsmusters im deutschsprachigen Raum gehandelt (Naumann 2003; Knop/Schmitz 1983; Tolksdorf 1981; Tolksdorf 1983, Wagner 1995).

3.4.1 „Arbeitsimbiss“ – „Freizeitimbiss“

Angelehnt an Ulrich Tolksdorf (1981: 123), leiten Birgit Knop und Martin Schmitz (1983: 28) aus den von Rosenkranz skizzierten Beobachtungen „drei Ausgangskonstellationen für die heutige Form des Schnellimbisses“ ab: „Das sind der ambulante Straßenverkauf, die Imbißbude und der Jahrmarktimbiß.“ Trotz der unterschiedlichen soziokulturellen Entstehungshintergründe jener drei Typen, ist ihnen das Bewirtungsmuster – „schnelles Essen und Trinken im Vorübergehen“ – gleich (Tolksdorf 1981: 123). Ulrich Tolksdorf unterscheidet in diesem Zusammenhang den „Arbeitsimbiss“ vom „Freizeitimbiss“. Der Arbeitsimbiss (z.B. Verzehr am Kiosk in der Arbeitspause oder in der Betriebskantine) ist – wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits diskutiert – direktes Produkt industrialisierter Produktionsverhältnisse und ihren Auswirkungen auf das alltägliche Ernährungsverhalten, während in die Entwicklung des Freizeitimbisses (z.B. Jahrmarktkioske oder Picknick) die auch mit der späten Industrialisierung aufkommende Motorisierung und gestiegene Mobilität, wie auch die Ausdehnung von Freizeit

hineinwirkte. Tolksdorf empfiehlt, die beiden Bereiche „Arbeit“ und „Freizeit“ kulturhistorisch voneinander getrennt zu betrachten, da die Unterscheidung auch für die gegenwärtige Analyse des Phänomens Imbissstand von Bedeutung sei (vgl. ebd. & Baumann/Kimpel/Kniess 1980: 49).

3.4.2 „Die individualisierte Kantine“

Baumann, Kimpel & Kniess (1980: 48f) postulieren am Beispiel eines Berichtes eines dreizehnjährigen (!) Maschinenfabrikarbeiters um die Jahrhundertwende (Rühle 1971: 335f) die fabrikeigene Kantine als „den normativen Rahmen für die industriell determinierten Essensgepflogenheiten“. Sie transportiere „Normen des Produktionsprozesses in den Bereich der Nahrungsaufnahme, indem sie ein Angebot bereitstellt, das den Erfordernissen nach massenhaft-rationaler Verteilung gerecht wird“ (ebd.). Dabei stellen sie das Verzehrmuster und die vorherrschenden Verhaltensnormen (z.B. mit der Hand essen) in industriellen Betriebskantinen jenen von Imbissbuden gegenüber; schließend, dass die Imbissbude „mit ihrem standardisierten, zum Schnellverzehr bereitgestellten Nahrungsangebot [...] als Ersatz oder Alternative zur [betriebseigenen] Kantine“ fungiert. Erfülle die Kantine für Arbeiter*innen noch soziale Bedürfnisse, da mit Kolleg*innen gemeinsam gegessen werden könne, stellen die Autor*innen soziale bzw. kommunikative Aspekte am außerbetrieblichen Kiosk völlig in Abrede. Aufgrund des ihnen gemeinsamen, rationalisierten und standardisierten Bewirtungsmusters handele es sich beim Kiosk um eine „weiterentwickelte Sonderform der Kantine“, welche sie mangels kommunikativer Funktion eine „individualisierte Kantine“ nennen (Baumann/Kimpel/Kniess 1980: 48-50).

3.4.3 Die „ambulante“ Wiener Wurst

In Wien war wie in vorindustrieller Zeit (vgl. Kapitel 2: „Salamimann“; „Bratlblater*in“) auch gegen Ende des 19., wie auch bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, lange noch ausschließlich der ambulante Straßenverkauf von mobilen Händler*innen vorzufinden (vgl. Payer 2008: 4). Eine entscheidende Entwicklung für das dazumal vorherrschende Warenangebot der Würste ist auf Johann Georg Lahner zurückzuführen. Dieser hatte das Fleischer*innenhandwerk in Frankfurt am Main erlernt und sich gegen Ende des 18. in Wien niedergelassen, wo er seine neue Kreation „Frankfurter“ – „bestehend aus feinem Brät aus Schweine- und Rindfleisch, gefüllt in Schafsaitleinge“ – feilbot (ebd.: 2). Die Wurst erfreute sich großer Beliebtheit bei allen Bevölkerungsschichten. Als Lahner 1845 starb, hatte sich seine Erfindung bereits in ganz Wien behauptet: Zahlreiche namhafte Künstler*innen wie Franz Schubert, Franz Grillparzer, Johann

Nestroy oder Johann Strauß fanden in dem Gericht ihre Leibspeise. Auch Kaiser Franz Joseph ließ sich täglich ein Paar Frankfurter als Gabelfrühstück servieren (vgl. ebd.; Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2017: o.S.).

Frankfurter, wie auch andere Wurstprodukte, wurden somit „Teil jenes Speisenrepertoires, das sich im 19. Jahrhundert als bürgerlich geprägte ‚Wiener Küche‘ herausbildete und fix in die Identität der Stadt einfügte“ (Payer 2008: 4). Von der steigenden Fleischnachfrage (vgl. Kapitel 3.3.1) profitierten vor allem die „fliegenden“ Wurstanbieter*innen. Die einen betrieben eine Art Bauchladen mit Handkesseln, die anderen zogen fahrbare Wagen hinter sich her. Konzessionen für die mobilen Straßenverkaufsstände wurden entweder für den Tag oder die Nacht vergeben; schnell zeigte sich jedoch für viele Verkäufer*innen, dass das nächtliche Geschäft lukrativer scheint. Das boomende Großstadtleben der nunmehr Zwei-Millionen-Einwohner*innen-Metropole dehnte sich zunehmend in die Nacht aus – sowohl Arbeit, als auch Freizeit. Der industrielle Arbeitsalltag begann zudem am frühen Morgen, an dem sich viele Arbeiter*innen über ein „frühes Frühstück, und dieses oft ganz bescheiden beim ‚Würstelmann‘“ erfreuten (Strobl o.J. [um 1900]: 26, n. Payer 2008: 4). Die ambulanten Stände wurden häufig vor Fabrikstoren oder an wichtigen Verkehrsknotenpunkten aufgestellt. Im frühen 20. Jahrhundert etablierten sich vermehrt fahrbare Wagen, die täglich zu einem Stammplatz gebracht wurden und von denen aus die Speisen und Getränke verkauft wurden (vgl. Hackenschmidt 2013: 12).

Eine vom Feuilletonisten Friedrich Schlögl veröffentlichter Essay – „Die Saison der Wurst“ – gibt Aufschluss über die literarische und kulturhistorische Bedeutung, die der „demokratischen Wurst [...] der glorreichen Ära der zwanziger und dreißiger Jahre [des 19. Jhdt., Anm.]“ bereits anno 1883 beigemessen wurde. Darin verweist Schlögl darauf, dass die Zukunft der Demokratie gehöre; im Zuge dessen er die Erfindung der „Wurst an sich“ zur „soziale[n] Mission“ und „scheinbare[s] Ausgleichsmittel zwischen Reich und Arm“ hochstilisiert (Schlögl 1883; n. Payer 2016: 186-188):

„War die Wurst ein Bedürfnis? [...] Sie wurde es von dem Augenblicke an, als die Menschheit ein billiges Surrogat für Braten zu suchen genötigt war; als ihr nicht nur Rebhühner, Schnepfen, Fasanen, Kapaune und Hirschziemer nicht mehr zugänglich waren, sondern als es der Majorität sogar schwer wurde, als Vesperbrot [Brot für die Nachmittagsmahlzeit, Anm.] ein simples Schnitzel sich zu gönnen, einen harmlosen Rostbraten, ein schlichtes Stoffade [Rindfleischgericht, Anm.] oder ein bescheidenes gebackenes Lämmernes. Als diese bedauerliche Epoche eintrat, da erschuf die Meisterin in Not dieses scheinbare Ausgleichsmittel zwischen Reich und Arm und erfand die Wurst, die demnach auch als Symbol ebenfalls einer Versöhnungsära gelten kann, als es hieß, die murrenden Massen wenigstens halbwegs zu befrieden.“

(Die Saison der Wurst, Friedrich Schlögl 1883, n. Payer 2016: 187)



Abbildung 7: "Würstelmann" in Wien (1895)

Weiters bespricht Schlögl in jenem Text den Zusammenhang zwischen der sich nunmehriger Beliebtheit erfreuenden Wurst und sozialem Abstieg weiter Bevölkerungsteile. Er postuliert die Wurst als „Gradmesser finanziellen Mißbehagens“ und als „drittletzte Etappe auf dem Passionswege zur Schlußkatastrophe“, der nur „Erdäpfel in der Montur“ oder „trockenes Brot“ folgen. Letztlich schließt er mit der Beobachtung, dass die Wurst, „welche um die Mitternachtsstunde bei den Linien oder an den Straßenecken den vorübergehenden Fuhr- und Marktleuten und Arbeitern kredenzt werden, um einen Begriff zu bekommen von der Toleranz der Armen und – der Sanitätsorgane“ (Schlögl 1883; n. Payer 2016: 189-191).

Dass Schlögl im Jahre 1883 den Zusammenhang zwischen sozialem Abstieg und der gestiegenen Nachfrage nach (billigen) Wurstprodukten herstellt, erscheint angesichts des in Kapitel 3 diskutierten Börsencrahs, der darauffolgenden wirtschaftlichen Depression und damit veränderter Konsummuster um 1881 nicht zufällig. Weiters ist aus dem zeitgenössischen Essay herauszulesen, dass das Motiv des „Imbisses als soziales Ausgleichsmittel“, sowie die identitätsstiftende Rolle des Würstelstandes auch im frühindustriellen Wien keine Neuheit waren.

Jener identitätsstiftenden Rolle bediente sich auch der Schriftsteller Joseph Roth in seiner Reportage „Der kleine Sacher“ in Anspielung auf das berühmte Wiener „Hotel Sacher“, in welcher er eben diesen „Wandel vom Karren zum Wagen“ (ebd.) beschreibt:

„Vor einem Jahr noch zog ihn ein Karren durch die Straßen. Heute schleppt er einen Wagen. Ehemals hatte er überhaupt keinen Namen. Keine Firma. – Er war zwar kein Niemand. Aber ein Irgendwer. Ein Würstelverkäufer. Ein Gattungsexemplar. Heute hat er sogar einen Titel. Mehr: Eine Schutzmarke. Noch mehr: Popularität. Er übersprang jene Stufe auf der Leiter eines Würstelverkäuferlebens, auf der man seinen Namen auf ein Schild malt. Aus einem Würstelverkäufer wurde er – aus Hochachtung möchte ich sagen: ward er, also ward er ein Sacher. Ein kleiner zwar, aber ein Sacher. Das nenn' ich Karriere.

Ein Sacher hat es nicht notwendig, durch die Straßen Würstel spazierenzuführen. Den Leuten nachzulaufen. Zu einem Sacher müssen die Leute selbst kommen. Deshalb schleppt er seinen Wagen bloß einmal täglich zu einem ‚Stand‘. [...] Der kleine Sacher

besteht aus drei Hauptteilen: Das ist zuerst ein Wagen, dann eine Frau, dann er selbst. Der Wagen hat die Höhe eines Wächterhäuschens und steht auf einem Rädergestell. Man sieht es dem Wagen an, daß er sich aus einem Karren hochentwickelt hat. Im Anfang waren die Räder. Jetzt sind sie immer noch da. Die Frau ist groß, stark, blondhaarig, blauäugig. Eine etwas billige Germaniakopie. Ein viereckiger Ausschnitt in der Wagenwand – das Fenster – faßt ihre Blondheit ein. Sie nimmt die Bestellungen entgegen und erteilt ihrem Mann Aufträge.“¹

(Der kleine Sacher, Joseph Roth 1919; n. Hackenschmidt 2013: 13)

Ähnlich wie in der von Karl Rosenkranz skizzierten Beobachtung eines „Upgrades“ vom mobilen Straßenverkauf zum stationären Stand (siehe Kapitel 3.4), beschreibt die Reportage von Joseph Roth den Aufstieg des „Würstelverkäufers“ zum „kleinen Sacher“, welcher nicht mehr „den Leuten nachzulaufen“ hat, sondern dessen Kund*innen selber zum nunmehrigen Stamplatz kommen müssen. Das Geschäft der „fliegenden“ Händler*innen, wie auch jenen, die ihre Konzession für ausgewählte Stamplätze erhielten, wurde mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges von staatlicher Seite insofern stärker institutionalisiert, als dass Konzessionen fortan vor allem an Kriegsinvaliden ausgegeben wurden, um jener Gruppe ein Einkommen zu sichern. Vielerorts wird jener Umstand als die Geburtsstunde des heute bekannten Wiener Würstelstandes bewertet (vgl. Magistrat der Stadt Wien MA 19 2013: 4).

Paradox erscheint, dass die an Wiener Würstelständen jener Zeit angebotenen Waren zwar – wie oben bereits am Beispiel der Frankfurter diskutiert – relativ früh ihren Weg in die

¹ Die im Textbeispiel sexistischen und völkisch-nationalistisch anmutenden Konnotationen sind – wem der österreichische Schriftsteller und Journalist Joseph Roth kein Begriff ist – durch seine teilweise stark ironische, sarkastische bis satirische Schreibkunst zu erklären. Roth flüchtete, nicht zuletzt aufgrund seiner jüdischen Herkunft, bereits zu Hitlers Machtergreifung nach Paris, als sich noch im selben Jahr sein gesamtes literarisches Werk auf der ersten Bücherverbrennungsliste wiederfand (vgl. Pfister 2015; Literaturhaus Wien o.J.).

gutbürgerliche Wiener Küche fanden, und sich ihrer zudem zahlreiche prominente Vertreter*innen des gehobenen Bürger*innentums erfreuten, die Kiosk-Einrichtungen aber vor allem von Arbeiter*innen und sozial schwächeren Bevölkerungsgruppen besucht wurden. Payer (2008: 5) konstatiert, „Kiosk und Würstelstand fungierten als ‚soziale Tankstelle‘ auch für jene nomadisierenden Gestalten, denen andere Orte verwehrt waren.“ Dabei beruft er sich wiederum auf Friedrich Schlögl, der – den Gestank damaliger Würstelstände beschreibend – Aufschluss über die Kund*innenschaft gab:

„Seine [vom Gestank, Anm.] unbekümmerten Abnehmer sind die ‚schweren‘ Fuhrleute, die Holzhauer, die Eishacker etc., aber auch ein gewisses ‚Nachtgevägel‘, wenn dasselbe kurz vorher selbst mit einem Ananaspunsch und drei Knickebein tractirt wurde, leider aber mit nichts Nahrhaftem. Diesem Manco haben eben die verdächtigsten, fast prähistorischen ‚Frankfurter‘ abzuhelpen, von denen übrigens schon der Erzeuger wie König Claudius sagen konnte: ‚O, meine That ist faul, sie st – kt zum Himmel!‘“

(Wien in den Morgenstunden, Friedrich Schlögl 1895: 19-18; n. Payer 2008: 5)

3.5 Zwischenfazit

An dieser Stelle sollen Erkenntnisse der bisherigen Literaturrecherche zusammengefasst werden. Dazu bedarf es vorerst wiederum einiger weniger Anleihen der Regulation*istinnen, um eine für den Untersuchungsgegenstand „Schnellimbiss“ relevante Verknüpfung zwischen den bisherigen Erkenntnissen aus der sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur und dem regulationstheoretischen Diskurs innerhalb der politischen Ökonomie herzustellen. An dieser Stelle soll nochmal ausdrücklich verdeutlicht werden, dass regulationstheoretische Denkansätze sich insofern besonders für die vorliegende Arbeit eignen, da sie versuchen, „Wirtschaft und Gesellschaft nicht nur aus sich heraus zu verstehen, sondern Produktions- und Konsumstrukturen in Verbindung mit gesellschaftlichem und staatlichem Handeln zu bringen“ (Spektrum – Lexikon der Geographie 2018). Darüber hinaus vermögen österreichische Beiträge zur kritischen Rekonstruktion der „französischen Regulationstheorie“ Brücken „zwischen Mikro- und Makroanalysen zu schlagen“ und die bis dato vorherrschende nationalstaatliche Betrachtungsebene „um den lefebvrianischen Raum als sozial produzierte[n] Raum“ zu ergänzen (Odman 2006: 83f). Diesem theoretischen Gedankengebilde folgend, soll hier fortlaufend versucht werden, die vorliegenden Erkenntnisse durch eine „regulationistische Brille“ zu betrachten, um wiederum dem Versuch gerecht zu werden, eine gedankliche Aufweichung der Dichotomien Gesellschaft/Wirtschaft bzw. Wirtschaft/Kultur, wie auch eine Verknüpfung von Mikro- und Makroebene vorzunehmen.

In diesem Sinne ist die frühindustrielle Epoche von der industriellen Revolution bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges dem liberalwirtschaftlichen „Regime extensiver Akkumulation“ zuzuweisen, welches vorerst kleinbetriebliche, vorwiegend dem Handwerk verschriebene, konkurrenzwirtschaftlichen Strukturen aufwies. Aglietta (1987: 68f, n. Becker 2002: 67) unterscheidet entlang der Typisierungsachse „extensive/intensive Akkumulation“ die „Formen der Produktion relativen Mehrwerts“, welche „aus Sicht von Marx zentrale Antriebskraft der kapitalistischen Entwicklung ist“. Jener relative Mehrwert ist entweder „durch Produktivitätssteigerungen bzw. eine[r] Verbilligung des variablen Kapitals, d.h. der Lohngüter“ zu erhöhen (ebd.: 68) Im Regime der extensiven Akkumulation wird jener relative Mehrwert

durch eine „Transformation der Arbeitsorganisation“, vornehmlich nicht aber durch Erneuerungen oder Verbesserungen der Produktionsmethoden erzielt. (ebd.). Ehe im Folgenden der Versuch unternommen wird, den derzeitigen Erkenntnisstand auch aus regulationsperspektivischer Perspektive zu betrachten, soll dieses Zwischenfazit nochmal an den Beginn der vorliegenden Arbeit erinnern:

Rückblickend betrachtet erfuhr der heute bekannte Kiosk bereits seit seiner begrifflichen Entstehung einen ersten kulturhistorischen Bedeutungswandel: Vom feudalen Herrschaftsgebäude und bürgerlichem Prestigeobjekt wurde die Kleinarchitekturform bis zum Beginn der Industrialisierung als Einrichtung zur transitorischen Nahrungsversorgung kommodifiziert und kommerzialisiert.

Das Einsetzen der industriellen Revolution erfolgte sowohl räumlich als auch zeitlich stark asymmetrisch. Mit ihr begann ein Zeitalter des krisenimmanenten Kapitalismus, dessen sich abwechselnde Boom- und Depressionsphasen gravierende Auswirkungen auf den gesamtgesellschaftlichen Wohlstand und die Arbeitsmarktsituation hatten. Jener ökonomischen Volatilität waren auch das Konsumverhalten und die Esskultur breiter Bevölkerungsschichten unterworfen.

Innerhalb der „Wirtschaftsordnung des 19. [und frühen 20.] Jahrhunderts war das „System der Regulation [...] als liberal zu charakterisieren und [...] nicht interventionistisch“: Es wies weder einen ausgeprägten Organisationsgrad der Arbeiter*innenschaft, noch des Kapitals auf; „Gewerkschaften, Arbeiterkammern, Industriellenvereinigungen und Handelskammern waren noch kaum vorhanden oder erst im Entstehen begriffen. [...] Der Staat beschränkte sich auf die Bereitstellung und Subventionierung der notwendigen Infrastruktur im Transportbereich sowie in Ansätzen im Bereich Wasser- und Energieversorgung, der Entsorgung, dem Gesundheitswesen und dem Schulwesen“ (Maier et. al. 2012: 127). Um den Fokus auf Wien zu lenken, gilt hier jedoch anzumerken, dass es bereits ab 1895 mit dem umstrittenen Wiener Bürgermeister Karl

Lueger und seiner Politik des „Gemeindesozialismus“ „breite Bestrebungen [gab,] das extensive Akkumulationsregime in der städtischen Versorgung aufzuweichen und Kommunalisierungsprozesse in Gang zu setzen“ (Eigner et.al. 2002: 17; Unterdorfer 2015: 25; n. Süss 2018: 5). So zeigt auch Karl Polanyi (1978) „am Beispiel des Boden- und Arbeitsmarktes dieser Periode die starke Bedeutung sozialer Regulation“ (Maier et. al. 2012: 127).

Die industrielle Produktionsweise bewirkte weitreichende sozialstrukturelle Ausdifferenzierungsprozesse; gar die Entstehung einer „neuen“ Klasse, jener der Arbeiter*innen, Proletarier*innen oder „Pauper*innen“, welche massenweise in die Ballungszentren industrieller Produktionsstätten zogen, zumal das Wachstum bzw. die Generierung des relativen Mehrwerts darauf basierte, dass immer mehr Lohnarbeiter*innen beschäftigt werden mussten (vgl. Becker 2002: 68). Somit wird erkennbar, dass sich das vorherrschende Regime der Akkumulation in einer spezifischen räumlichen Organisation manifestierte: Jene des „liberalwirtschaftlichen Regimes war durch eine starke Tendenz zur Agglomeration geprägt, da einerseits das Transportwesen noch wenig entwickelt war, und da andererseits aufgrund des hohen Anteils von Kleinfirmen Lokalisationsvorteile einen hohen Stellenwert hatten. Auch war wegen des langen Arbeitstages und auch aufgrund unzureichender Transportmöglichkeiten eine enge räumliche Zuordnung von Fabriken und Wohnungen erforderlich“ (Maier et. al. 2012: 127). Die fortschreitende Industrialisierung aber bewirkten im Laufe der liberalwirtschaftlichen Entwicklungsweise eine zunehmende Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten: In den 1870er Jahren entstanden so auch in Österreich größere urbane und suburbane Industrieagglomerationen, welche aus dem Arbeitskräftepotenzial des peripheren Hinterlandes schöpfen mussten (vgl. ebd.: 127f).

Nicht nur die allmähliche Verschiebung von klein- zu großbetrieblichen Strukturen und die industrielle Agglomerationsbildung, sondern auch die nunmehr klar strukturierten Arbeits- und Pausenzeiten brachten eine Desynchronisierung der Mahlzeitenordnung in Arbeiter*innenhaushalten zwischen fremdbestimmter „industrial time“ und selbstbestimmter „family time“ mit sich, was zu einer Verlagerung der Nahrungsversorgung vom häuslichen zu

einem auswärtigen Verantwortungsbereich führte. Im Allgemeinen wurden frühindustrielle Gesellschaften erstmals einem „mechanischen Zeitdiktat“ unterworfen. Produktions- und Warenverkehrsprozesse verlangten genaue zeitliche Abstimmungen; Uhren wurden präziser und zunehmend an öffentlichen Gebäuden, vor Fabrikstoren und im öffentlichen Stadtraum angebracht.

Letzterer wurde zunehmend mit Stadtmobiliaren versehen, die den schnellen und im vorübergehenden Handlungspraktiken der industriellen Stadtgesellschaften gerecht werden mussten, sowie mit Mülleimern, Straßenlaternen, öffentlichen Sanitäreinrichtungen wie auch mit Kiosken als ambulante und transitorische Nahrungsversorger ausgestattet.

Die Veränderungen der Ernährungsweise sind jedoch nicht nur nachfrageseitig – wie etwa durch Zeitknappheit – industriell determiniert, sondern auch angebotsseitig: Industrielle Produktion nahm zunehmend bei der Herstellung von Lebensmitteln selbst Überhand. Diese konnten in größeren Mengen standardisiert, konserviert und günstig hergestellt werden und fanden wiederum ihren Weg in die Kioske.

Der Kiosk mit seinem schnellen, kostengünstigen und oftmals fetthaltigem und ungesunden Angebot, wurde als Versorgungseinrichtung ärmerer Bevölkerungsteile wie Arbeiter*innen symbolisches Mittel sozialer Distinktion und zu einem Ort, den wohlhabendere Bevölkerungsteile mieden. Der Kiosk wurde zu einem Symbol der Industriearbeiter*innenkultur (vgl. Tolksdorf 1981 & Welz 1991; n. David/Hoysack 1999: 120).

Nachdem sich die Ausführungen in Kapitel 3 räumlich nicht ausschließlich auf Österreich bzw. Wien bezogen, soll mit dem nachfolgenden Kapitel der Fokus wiederum auf Wien als Schauplatz der kulturhistorischen Aufarbeitung liegen.

4 Zwischenkriegszeit und Zweiter Weltkrieg

4.1 Knappheit und Hunger nach dem „Großen Krieg“

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs endete in Österreich auch die absolutistische Herrschaft der Habsburger über ein Vielvölker-Imperium. Damit verblieb in den deutschsprachigen Restgebieten, welche nun als „Republik Deutsch-Österreich“ ausgerufen werden sollten, eine auf die einseitige Verwaltung eines 56-Millionen-Einwohner*innen-Reiches ausgerichtete „Haupt- und Residenzstadt Wien mit ihren 2,2 Millionen Einwohnern (1910)“ (Scharinger 1995c: 75). Das Hauptproblem stellte dabei die Ernährung einer nunmehr verhältnismäßig überdimensionierten Millionenmetropole dar: „Bei einer Untersuchung von 186.000 Schulkindern im ersten Nachkriegsjahr konnten nur 6.732 als nicht unterernährt bezeichnet werden“ (Kulemann 1979: 219; n. ebd.). Manfred Scharinger (ebd.: 75-78) falsifiziert ob der strukturellen Vorteile des deutschsprachigen Teils der zerfallenen Monarchie zwar die in der Geschichtsschreibung vorherrschende „These der Lebensunfähigkeit Österreichs“, stellt dabei aber keineswegs das zu Beginn gravierende Versorgungs- und Hungerproblem in und um Wien in Frage, das sich um 1918/1919 erheblich zuspitzte. Wurden im Kapitel 3 noch die „These der relativen Rückständigkeit der österreichischen Ökonomie“ und der verzögert einsetzenden Industrialisierung des österreichischen Reichsteils diskutiert, änderten sich mit dem Ende der Monarchie allmählich seine industriellen Vorzeichen. So wurde anno 1910 im deutschsprachigen Teil der Habsburgermonarchie 36,6% der gesamten Wertschöpfung erwirtschaftet – „und das bei nur 22,2% der Bevölkerung“ (ebd.: 77)! Jene Zahlen, wie auch die Tatsache, dass auf die neue Republik Österreich die mitunter wirtschaftlich und industriell fortgeschrittenen Gebiete des ehemaligen K.u.K.-Reiches entfielen, soll nicht über wesentliche Probleme in der Versorgung der Bevölkerung hinwegtäuschen: „Denn die Landwirtschaft konnte die Bevölkerung nicht ernähren, die Industrie war falsch dimensioniert, rohstoffintensiv und konkurrenzunfähig, die Rohstoffquellen unzureichend“ (Scharinger 1995c: 78).

War – wie oben angeführt – die gesamtökonomische Performance des österreichischen Reichsteils im K.u.K.-Gesamtstaat überrepräsentiert, so verdeutlichen wiederum andere Kennzahlen die Mängel in der Versorgung der Bevölkerung: 1910 erwirtschafteten die 22,2% Österreicher*innen nur 20,2% der landwirtschaftlichen Erträge innerhalb der

Habsburgermonarchie. Zwar waren bis zu 40% aller Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft tätig, aber ein Gutteil davon in der Subsistenzwirtschaft. Die Arbeit jener Bäuerinnen und Bauern war somit mit dem Ende der Monarchie noch nicht in marktwirtschaftliche Prozesse eingebunden und konnte nur wenig zur Versorgung der hungerleidenden Stadt Wien beitragen (vgl. ebd.: 77-78).

Vielmehr war anno 1920 die junge Erste Republik noch gefordert – vor allem für die Versorgung großstädtischer Ballungszentren wie Wien – Lebensmittel zu importieren, wofür im Vorjahr 19,5 Mrd. Kronen veranschlagt wurden. Aufgrund des Wertverlustes der Krone auf nunmehr ein Drittel ihres Vorkriegswertes sollten 1920 bereits 30 Mrd. Kronen gerade einmal für die staatliche Einfuhr von reinen Grundbedarfslebensmitteln, die benötigt wurden, um die Bevölkerung weit möglichst vor dem Verhungern zu bewahren, reichen (vgl. Durig 1920: 5). Parallel dazu erfolgte eine „staatlich gelenkte Zwangsbewirtschaftung von Grundnahrungsmittel[n]“ (Ritter 2003: 5).

Unter dem Gesichtspunkt jener Nahrungsmittelknappheit – besonders in der Versorgung mit Fleisch – schließe ich an dieser Stelle, dass in der unmittelbaren Zeit nach dem 1. Weltkrieg das Geschäft der „schnellen Straßenkost“, bzw. der Vorläufer der heute bekanntesten Kioskvariante des „Wiener Würstelstandes“ zum Erliegen kam – oder dass aus jener Zeit zumindest keine für die vorliegende Arbeit relevante Entwicklung hervorging. Dieser Schluss kann zwar mangels entsprechender Literatur nicht belegt werden. Dass die Kultur- wie auch geschichts-, kultur- und ernährungswissenschaftliche Literatur zum Thema „Schnellimbiss“ jene Epoche in ihren Untersuchungen nahezu vollends ausspart, kann jedoch wiederum darauf hindeuten, dass jene Dekaden – gezeichnet vom Mangel an den wichtigsten Grundnahrungsmitteln und der Versorgung durch Lebensmittelkarten – nicht den Stoff für die eingangs von Knop/Schmitz genannten „Imbißbudengeschichten“ bilden.

Für die Zeit nach der unmittelbaren Post-Kriegs-Knappheit – das Wien der 1920er und 1930er Jahre – können hingegen einige wenige Beispiele den suggerierten Bedeutungsverlust von Kiosk-Vorläufern vorsichtig relativieren: Der bis heute bekannte und beliebte „Würstelstand Leo“ im Wiener Alsergrund wurde 1928 begründet und ist nach eigenen Angaben der älteste noch

bestehende. Der Gründer Leopold Mlynek zog die Waren zu dieser Zeit noch auf einem Wagen durch die Straßen (vgl. Würstelstand Leo 2018; vgl. Kapitel 3.4.3).

Jura Soyfer – ein österreichischer Schriftsteller – lieferte in den 1930er Jahren in seinem Werk „Bilder um einen Würstelwagen“ (o.J.) einen weiteren Beweis dafür, dass es auch zur Zwischenkriegszeit um die Entwicklung der Wiener Imbisskultur nicht ganz so schlecht bestellt war, wie zuvor vermutet:

... no, Herr Lunzer, und was sagen S' zu der Lage – i mein ganz allgemein?

Ganz allgemein, Herr Lechner. Möchte i nur sagen; es ziagt. Es ziagt direkt lebensgefährlich! Aber da können Sie nix dafür, das kommt von dem katastrophalen Umschlag in ganz Europa. So an scharfen Wind ham mascho lang net g'habt!

Daß S' immer politisieren müssen, Herr Lunzer! I red doch von er Lage von mein Würstelwagen!

No und was glauben S', von was tu i reden? Schaun S', die Lage wird so lang net stabil sein, bis wir nicht a neuche Achse eing'setzt ham.

Was? Scho wieder? Grad vur a paar Tagen is do erscht ane montiert wurn? Und die soll doch angeblich das Gleichgewicht garantieren? [...]

Na hör'n S', Herr Lercher! Jetzen geht's do auf Biegen und Brechen! Um d' Würscht geht's! Jetzt, wo ma fertig san mit dem ganzen Werkel, woll'n S' ma Ihren Standpunkt net sagen?

Wo's um d' Würscht geht, hab i kann Standpunkt net, Herr Lunzer!

(Jura Soyfer, o.J., Bilder um einen Würstelwagen. In: Ders., 2010, Naschmarkt, 2 Uhr früh. – Wien, 80-81; n. Hackenschmidt 2013, 14)

Sebastian Hackenschmidt (2013: 13f) schreibt zu jenem Textauszug, es handle sich um einen „typische[n] Dialog aus den 1930er Jahren“. Das von Soyfer niedergeschriebene Gespräch ist insofern interessant, als dass es zu jener Zeit in Wien zwar ausschließlich mobile, fahrbare Imbissstände gab, diese aber sehr wohl ihr fixen Plätze im Stadtraum hatten, zu denen sie jeden Tag bzw. Nacht gezogen wurden. Auch Leopold Mlynek musste seinen Wagen zwar nach Betriebsende bis zum Unterstellplatz etwa 100 Meter hinter sich herziehen, hatte aber einen fixen Platz, wo er ihn tags darauf wieder hinstellen konnte: Vor einer Apotheke an der Ecke Nußdorferstraße/Währinger Gürtel (vgl. Interview Vera Tondl 2018).

Einen weiteren Befund, der für eine bereits ausgeprägte Imbisskultur der späten Zwischenkriegszeit spricht, zeigt die Weltausstellung in Brüssel 1935: Dort stellten Vertreter*innen Österreichs „einen Würstelstand als gastronomisches Symbol seiner Gastlichkeit auf“ (Dietrich 2005: 126).

In Analogie zu den vorangegangenen Kapiteln soll(en) jene Phase(n) kapitalistischer Produktion nicht vollends ausgespart, sondern in den nachfolgenden Zeilen auf die grundlegende wirtschaftliche Lage jener Zeit eingegangen werden.

Kurz zusammengefasst hat sich die Versorgungslage aufgrund der Steigerung der Kohleförderungen, der durch Ignaz Seipel erreichten Völkerbundanleihe sowie einem vorzeitigen Inflationsstopp ab 1922 wieder verbessert. Im Agrarsektor waren erhebliche Produktionssteigerungen zu erzielen, was zu einer Abkehr der staatlichen Zwangsbewirtschaftung führte. Obwohl sich die wirtschaftliche Abhängigkeit Österreichs erhöhte, ist die zweite Hälfte der 1920er Jahre als eher stabilisierende und wirtschaftlich günstige Phase zu betrachten. Ein Wirtschaftszweig, welcher allenfalls großes Wachstum aufwies, war der Tourismus; insbesondere der Wintersport erfreute sich großer Beliebtheit und wurde massiv ausgebaut (vgl. Sandrubger 1995: 367f; Tremel 1969: 384; n. Ritter 2003: 9f).

Erst 1929 war das wirtschaftliche Niveau der Vorkriegszeit wieder erreicht (vgl. Scharinger 1995c: 84). Jedoch tat nach allmählicher Erholung vom kriegsgebeutelten Elend in Österreich die Weltwirtschaftskrise von 1930 ihr übriges, die junge österreichische Volkswirtschaft erneut massiv zu schädigen. Vor allem die „Bauwirtschaft, [der] Export, [die] Investitionsgüterindustrie aber auch die Konsumgüterindustrie“ waren betroffen, „da die Nachfrage nach alltäglichen Produkten wie Textilien, Zucker oder Bier drastisch abnahm“ (Ritter 2003: 10; vgl. Butschek 1985: 48f). Die Zahl der Erwerbstätigen in der Produktionsgüterindustrie sank zwischen 1929 und 1932 um 63%; jene in der Konsumgüterindustrie um 44%, was zu einer Vervierfachung der Arbeitslosenzahlen bis 1934 führte (vgl. Scharinger 1995c: 84). Diese drastischen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise leisteten – wie in vielen europäischen Staaten jener Zeit – einem „Kurswechsel von der Demokratie hin zum autoritären Regime Vorschub“ (Ritter 2003: 11; vgl. Kluge 1984: 101f). Dem ab 1934 faschistisch-diktatorisch geführten Ständestaat „Bundesstaat Österreich“ gelang es weder die Konjunktur wiederzubeleben, noch die Arbeitslosenquote – welche sich von 1934 bis 1937 zwischen 21 und 25 Prozent bewegte – zu senken, was dazu führte, dass ein Großteil der Bevölkerung dem bevorstehenden Anschluss Österreichs an das nationalsozialistisch geführte Deutsche Reich positiv entgegenblickte (vgl. Butschek 1985: 42; Kluge 1984: 101f; Sandgruber 1995: 395f; n. Ritter 2003: 11-12).

Während in anderen westlichen Industriegesellschaften der Zwanziger und Dreißiger Jahre die Ära des Fordismus – und damit des Massenkonsums, der spezialisierten Massenproduktion, der hierarchischen Arbeitsteilung und der stärker wohlfahrtsstaatlich orientierten Regulationsweise – anbrach, verblieb die österreichische, bzw. Wiener Wirtschaft vorerst im frühindustriellen, extensiven Akkumulationsregime (vgl. Friedrichs/Schubert 1985; n. Eigner/Resch 2013: 118). Daher soll – bevor mit der bislang in etwa chronologischen Erzählweise dieser Arbeit fortgesetzt werden kann – an das in Kapitel 3.3. diskutierte Konzept der am regulationstheoretischen Modell aufbauenden „Lebensmittelregime“ anknüpfend, im Folgenden versucht werden – wiederum unter Zuhilfenahme jenes Modellansatzes – die österreichischen bzw. Wiener Spezifika im Übergang zur fordistischen Produktionsweise darzulegen.

Wie im oben genannten Kapitel bereits betont, gehen Verfechter*innen des Regulationsansatzes davon aus, dass sich im zeitlichen Verlauf kapitalistischer Entwicklungsprozesse jeweils spezifische Teilsysteme wie „Produktionstechnologie, Unternehmensorganisation, Lohnverhältnisse, Reproduktionsmuster und gesellschaftlich-institutionelle Regulationssysteme bzw. –regime ausbilden, die im Zusammenspiel für längere Zeit eine stabile Entwicklung des Gesamtsystems gewährleisten, ehe aufgrund erheblicher Veränderungen einzelner Elemente des Systems eine neue Struktur entsteht“ (Eigner/Resch 2013: 119).

Jener Perspektive logisch folgend, unterscheiden Peter Eigner und Andreas Resch (ebd.) grundsätzlich drei österreichische bzw. Wiener Entwicklungsphasen kapitalistischer Produktion: „Die Phase der ‚Konkurrenzwirtschaft des 19. Jahrhunderts‘ beziehungsweise der ‚extensiven Akkumulation‘, die Phase des ‚Fordismus‘/‚Keynesianismus‘ und als dritte Phase der ‚Postfordismus‘ beziehungsweise die ‚flexible Akkumulation‘“ (ebd.). Andreas Novy und Joachim Becker nahmen eine genauere Periodisierung von Akkumulationsregimen und Regulationsweisen vor, in der sie auch auf Unterschiede zwischen der nationalstaatlichen Ebene Österreichs und der lokalstaatlichen Ebene Wiens herausarbeiteten. Das Regime extensiver Akkumulation war nationalstaatlich zwischen 1867 und 1914 vorherrschend und von einer liberalen Regulation geprägt. Auf lokalstaatlicher Ebene hingegen gab es dereinst im „Gemeindesozialismus Luegers“ (vgl. Kapitel 3.5) Tendenzen stärker interventionistisch geprägter Regulation. Während in der Zwischenkriegszeit eine lange Krise der Akkumulation vorherrschte, trat das Regime dominanter intensiver Akkumulation erst nach dem Ende des Zweiten Weltkrieg in den Vordergrund (vgl. Becker/Novy 1999a; n. Novy 2002: o.S.).

Die Stadt Wien – wie auch der „Reststaat“ Österreich – verharrten ob der zu Beginn dieses Kapitels diskutierten ungünstigen sozioökonomischen Bedingungen auch in der Zwischenkriegszeit noch in den Strukturen der „Konkurrenzwirtschaft des 19. Jahrhunderts“. Zwar war allgemein das Einsetzen eines weiteren Industrialisierungsprozesses, allmählich auch ein erster Tertiärisierungsschub zu verzeichnen, doch in jener Zeit krisenhafter Entwicklungen und stagnierender Wirtschaft, spielte die fordistische Regulationsweise (kollektive

Regulationsinstanzen wie Interessensverbände und wohlfahrtsstaatliche Institutionen) noch keine nennenswerte Rolle. Dass sich in Österreich das fordistische Regulationsdispositiv erst in der Nachkriegszeit der Sechziger- und Siebzigerjahre durchsetzen sollte, ist neben der ökonomischen Stagnation und verstärkter Krisenanfälligkeit sowie der somit äußerst geringen Kaufkraft der Bevölkerung auch dem Umstand politischer Gegensätze zwischen dem sozialdemokratisch geführten Wien und der konservativen Gegenbewegungen auf Bundesebene und den Ländern Rechnung tragend (vgl. Eigner/Resch 2013: 119f; Unterdorfer 2015: 36). Die im krassen Gegensatz zur konservativen Bundesverwaltung geführte und heute als „Rotes Wien“ bekannte Kommunalpolitik einer „Totalversorgung der Stadt mit Infrastruktur zum Einheitstarif, [der] Planung nach stabilen Wachstumserwartungen“ und der „Orientierung an einer Norm-Familienstruktur“, welche auf der „Annahme einer gleichförmigen Nachfrage nach Gütern der Massenproduktion“ basierte, bezeichnet Siegfried Mattl hingegen als „Beginn der fordistischen Ära der Stadt“ (Mattl 2000: 48; n. Eigner/Resch 2013: 120). Im Roten Wien war ebenso bereits eine kollektivistisch-institutionalisierte Regulationsweise – vor allem durch den hohen Anteil an Gewerkschaftsmitgliedern in den Betrieben – vorzufinden (vgl. Konrad 1986: 94f).

Im Zuge der umfassenden Offensive im kommunalen Wohnbau jener sozialdemokratischen Wiener Alleinregierung taten sich namhafte Architekt*innen hervor, die auch für das sozialistische Ideal des „Neuen Menschen“ gestalteten. Allen voran Margarete Schütte-Lihotzky sorgte mit dem Modell der tayloristischen und auf „rationelle Haushaltsführung ausgerichteten „Frankfurter Küche“ für internationales Aufsehen (vgl. Eder 2007: 22). Zeitgleich wurden zahlreiche Produkte entwickelt, die die „rationelle Inszenierung des Haushaltes ermöglichen sollten: Abwasch, Elektrobügeleisen, Eiskasten, ‚Vacuum Cleaner‘“ (ebd.). Jene Geräte, die anderorts bereits massenhaft auf „fordistischen“ Fließbändern hergestellt wurden, konnten sich zu dieser Zeit zwar die meisten Haushalte erst Jahre – gar Jahrzehnte – später leisten. Die faszinierende „Welt der Dinge“ als Symbol fordistischen Massenkonsums und Massenproduktion rückte jedoch – etwa in Tagträumen und Phantasien; nicht zuletzt durch Medien wie Film, Illustrierte oder das 1924 offiziell in Betrieb genommene Radio – in die Lebenswelt vieler Menschen und der „Konsumhedonismus“ avancierte zum fixen Bestandteil der*des urbanen

Konsument*in der Zwischenkriegszeit (vgl. ebd.: 22-23). Bezogen auf die Esskultur stellte sich zwischen den unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg vorherrschenden Ernährungsmängeln und der Wirtschaftskrise von 1930 – als weitere Zäsur in der Versorgung – wieder eine Verbesserung der Lage ein. Stellvertretend für den allgemeinen Lebensmittelkonsum verzeichnete etwa die Stadt Wien anno 1929 mit 80 Kilogramm pro Kopf einen vergleichsweise hohen Fleischkonsum. Österreichweit lag jener Wert vor dem Zweiten Weltkrieg mit ungefähr 54 Kilogramm wesentlich geringer (vgl. Ringhoffer/Wense 1950: 25; n. Resch 2008: 11). Der oben diskutierte Inflationsstopp und die Stabilisierung der Währung im Jahre 1922 verbesserten die landwirtschaftliche Produktion etwa von Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben sowie Molkereiprodukten enorm. Die Weltwirtschaftskrise änderte hierbei jedoch wiederum die Vorzeichen: Die Nachfrage nach Gütern des täglichen Verbrauchs sank rapide ab, nachdem der Anteil von Lebensmittelausgaben am durchschnittlichen Haushaltsbudget ab Mitte der 20er Jahre abgenommen hatte, stieg er im Schatten der Weltwirtschaftskrise wieder auf ca. 50 Prozent (vgl. Sandgruber 1995: 374; Eder 2003: 206f; n. ebd: 38). Die drastischen Auswirkungen jener Krise auf die Ernährungslage in den österreichischen Städten fasst Tanja Resch wie folgt zusammen:

„Getreideerzeugnisse wie Mehl und Brot, aber auch Kartoffeln, Filz und Speck, Zucker und Kaffee bestimmten in der Weltwirtschaftskrise den Speisezettel vieler Menschen, vor allem in den Städten. Der Verbrauch höherwertiger Nahrungs- und Genussmittel, wie Fleisch, Milch, Eier oder Alkohol, wurde weniger. [...] Wenn Katzen oder Hunde verschwanden, wurden keine Nachforschungen über ihren Verbleib angestellt. Er verstand sich von selbst.“

(Tanja Resch 2008: 38; vgl. auch Eder 2003: 206f; Sieder 1988: 174f; Schwendter 1995: 255)

Aus regulationstheoretischer Perspektive war die Zwischenkriegszeit in Wien eine Phase des ökonomischen Übergangs von einem extensiven Akkumulationsregime mit liberalen Regulationsweisen zu einem intensiven Akkumulationsregime mit fordistisch-funktionaler, damit auch sozialstaatlich-institutionalisierter Regulationsweisen. Der Versuch der Aufweichung des konkurrenzwirtschaftlichen Regimes extensiver Akkumulation seitens der sozialistischen Kommunalpolitik des „Roten Wien“ wurde spätestens aber mit der faschistischen Machtübernahme 1934 – als Vorbote der noch verheerenderen NS-Diktatur – im Keim erstickt (vgl. Unterdorfer 2015: 36; 51). Einer langen Episode krisenhafter Entwicklung des Kapitalismus – als Zeichen einer Asynchronität zwischen Akkumulation und Regulation – sollte mit der nachfolgenden dunkelsten Epoche österreichischer bzw. Wiener Geschichte noch lange kein Ende gesetzt werden.

4.2 „Kanonen statt Butter“ im Nationalsozialismus

Der Schnellimbiss war und ist – wie in Kapitel 3.4 und 3.5 beispielhaft diskutiert – nicht nur ein Medium sozialer Distinktion. Dass seine Existenzberechtigung – als Bestandteil der vorherrschenden Esskultur – immer wieder durch bestimmte Ideologismen angefochten wurde, zeigt das Extrembeispiel der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Deren alle Lebensbereiche beeinträchtigende totalitäre Politik, basierend auf einem völkisch-germanischen Mythos und einem radikalen Gefüge ultrakonservativer Normen und Werte machte auch bei der Versorgung mit schnellem Essen nicht Halt. Hierbei soll angemerkt sein, dass sich die nächsten Zeilen auf historische Gegebenheiten in Deutschland beziehen, wo der Nationalsozialismus fünf Jahre zuvor die Macht ergriff.

Mitunter der Rüstungsaufschwung im NS-Regime konnte zwar die durch die Weltwirtschaftskrise rekordhohe Arbeitslosigkeit fast zur Gänze reduzieren, die ganzheitliche Umstellung der nationalsozialistischen Volkswirtschaft auf Kriegswirtschaft á la „Kanonen statt Butter“ bedeutete für ein Gros der Bevölkerung wiederum Unterversorgung. Die nach der staatlich angeordneten Rationierung von Butter und Fleisch ab bereits 1933 – unter Besinnung auf die Tradition der im Ersten Weltkrieg aufgekommenen „Gulaschkanonen“ – eingeführten „Eintopfsonntage“ als propagandistisches Mittel zur Stilisierung einer „gesunden Volksgemeinschaft“ galt nun vielen als Symbol eben dieser Versorgungskrise (vgl. Schanetzky 2015: 7; Naumann 2003: 149). Die Kessel wurden „auf öffentlichen Plätzen aufgestellt, und freiwillige Helfer, zumeist waren es Angehörige des Deutschen Roten Kreuzes, hielten ein einfaches Gericht zum Verkauf bereit. Ein Teilerlös wurde – so hieß es – an das ‚Winterhilfswerk‘ abgeführt“ (Naumann 2003: ebd.).



Abbildung 8: Eintopfsonntag im Nationalsozialismus (Aufnahme: unbekannt)

Die industriezeitlich begründete „Imbisskultur“ als krasser Gegenentwurf zur häuslich-familiären Nahrungsversorgung und bürgerlichen Tischmanieren galt den Nationalsozialisten – nicht zuletzt auch aufgrund der „politische[n] Verfolgung des fahrenden Volkes“ – hingegen als „artfremd“ (Wagner 1995: 59). Das ambulante Imbissgewerbe wurde mit der Machtergreifung Hitlers „durch staatliche Verordnungen stark eingeschränkt und schließlich ganz verboten. Die Straßen sollten ‚frei und sauber‘ sein“ (Naumann 2003: 149). Jener Umstand ist im Kontext einer totalitären Planungskultur zu betrachten, welche keinen Aspekt städtischen Lebens dem Zufall überlassen sollte. In einer biologistischen Denkweise von Stadt als „organischem Körper“, welcher zellenhaft organisiert werden sollte, wurde öffentlichen Räumen nur die Funktion als „Aufmarschplätzen“ zugesprochen. Jene großstadtfeindliche NS-Planungskultur fand im Streben nach strikt „geordneten“, aufgelockerten Siedlungsstrukturen ihren Ausdruck. Öffentliche Plätze waren ausschließlich dazu da, eine „anständige Baugesinnung“ zu demonstrieren und zu repräsentieren sowie um dem „internationalen Kulturbolschewismus“ die „deutsche Form“ entgegenzustellen (vgl. Durth/Gutschow 1993: 234-251). „Undeutsches“ oder „Artfremdes“

hatte im öffentlichen Stadtraum keinen Platz. So war lediglich „auf Jahrmärkten und Volksfesten [...] der Verkauf von Würstchen gestattet“ (Naumann 2003: 149). Nach Elisabeth Naumann bereitete das Credo „Kanonen statt Butter“ im beginnenden Zweiten Weltkrieg aber selbst dem Eintopfsonntag „wie auch jeder anderen Imbiss-Versorgung außer Haus ein gewaltsames Ende“ (ebd.).

Dem allgemeinen Verständnis der Entwicklung des Kapitalismus in Österreich – und damit einhergehend auch der im internationalen Vergleich viel später beginnenden fordistischen Produktions- und Regulationsweise – geschuldet, soll in den folgenden Zeilen auf die ökonomischen Auswirkungen des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich eingegangen werden, ehe Hinweise auf die Wiener Kiosklandschaft während der NS-Zeit gedeutet werden können.

4.2.1 Eingliederung Österreichs in den „großdeutschen“ Wirtschaftsraum

Abgesehen von völkischen Beweggründen, Österreich „heim ins Reich zu holen“, war die Eingliederung des österreichischen Wirtschaftsraumes ob seines Reichtums an natürlichen Bodenschätzen, des Potentials etwa für Wasserkraft wie auch des brachliegenden österreichischen Arbeitskräftepotenzials für das NS-Regime notwendig, um die deutsche Industrie zu stärken und den vor allem in der deutschen Landwirtschaft zu verzeichnenden Arbeitskräftemangel auszugleichen. Nicht zu vergessen waren 1938 die Goldreserven der österreichischen Nationalbank 18mal höher als jene der deutschen Reichsbank und das im Zuge der „Arisierung“ beschlagnahmte Vermögen österreichischer Jüd*innen wurde im selben Jahr auf mehr als 10 Milliarden Reichsmark geschätzt (vgl. Scharinger 1995d: 94; 100).

Zudem war die in Kapitel 3 als nachteilig diskutierte Randlage Österreichs für das für einen Krieg aufrüstende Deutsche Reich von Vorteil: „Die geschützte Lage Innerösterreichs kam militärischen Überlegungen entgegen und war während des Krieges, als große Teile Deutschlands schon mit Bombenteppichen belegt wurden, ein Bereich der erst gegen Ende des Krieges [...] in den

Bereich der alliierten Bombenstaffeln kam. [...] So wuchs die österreichische Industrieproduktion noch bis 1944 um durchschnittlich 30% pro Jahr“ (ebd.: 95).

Fritz Weber (1996: 71) charakterisierte jene Periode der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich aus ökonomischer Sicht als „erzwungene Modernisierung von semi-kolonialem Zuschnitt“, zumal das „angeschlossene“ Österreich zu einem wichtigen Lieferanten von Waffen, Maschinen, sowie Rohstoffen und Energieträgern wurde (vgl. ebd.).

Auch hier wurden Betriebe, die ob ihrer Kapazitäten für „kriegswichtig“ erachtet wurden, gegenüber klein- und mittelbetrieblichen Anlagen staatlich begünstigt, was insgesamt wiederum eine Verschiebung hin zu großbetrieblichen Strukturen bewirkte: So verdoppelte sich während des Krieges die Zahl der Beschäftigten in Betrieben mit mehr als 1.000 Mitarbeiter*innen. Darüber hinaus hatte die NS-Herrschaft eine erhebliche Veränderung der räumlichen Konzentration von Industrieproduktion zur Folge. So wurde im bis dato landwirtschaftlich dominierten oberösterreichischen Zentralraum – begünstigt durch die Donau als Transportweg und die räumliche Nähe zum „Altreich“ – der Grundstein für einen für österreichische Verhältnisse überdimensionierten industriellen Ballungsraum – mit den „Hermann-Göring-Werken“ (heutige „VOEST“) als Kernstück – geschaffen (vgl. Scharinger 1995d: 97-98).

Im Zuge der nationalsozialistischen „Re-Industrialisierung“ Österreichs „gingen die meisten österreichischen Großbetriebe in die Hand deutscher Gesellschaften über“ (ebd.: 99). Waren 1938 in etwa 10% der wichtigsten österreichischen Unternehmen in deutschem Besitz, stieg derselbe Anteil im Laufe des Krieges auf bis zu 80% an (vgl. ebd.).

Insbesondere die Wiener Wirtschaft war ob des österreichweit vergleichsweise hohen jüdischen Bevölkerungsanteils von „Arisierungen“ betroffen. 33.000 Betriebe – vorwiegend kleinere Gewerbe- und Handelsunternehmen – hatten jüdische Besitzer*innen. In den ersten beiden Monaten nach dem „Anschluss“ wurden rund 7.000 Betriebe enteignet, im Sommer 1938 21.000; die übrigen Betriebe wurden unter „arischer“ Leitung weiterbetrieben (vgl. Botz 1988: 328f; n. Eigner/Resch 2013: 113). Jene „Arisierungen“ bedeuteten einen massiven Einschnitt in bis dato international wettbewerbsfähige gewerbliche Branchen wie der Modeproduktion und des Designs (vgl. Mayerhofer et.al. 2008: 19-31; n. ebd.)

Indessen bestimmten die erwähnten Rationierungen nach dem Credo „Kanonen statt Butter“ den Alltag der Bevölkerung. 1941 stellte das Wiener Wirtschaftsforschungsinstitut fest, dass „die Lebenshaltungskosten der Wiener Bevölkerung seit dem Jahr 1938 ständig zugenommen hatten. Bezogen auf eine vierköpfige Arbeiterfamilie erhöhten sich die Kosten in diesem Zeitraum um 31 bis 38%, das Realeinkommen ging um 24 bis 28% zurück. [...] Nicht ausreichend vorhandene Lebensmittel und Produkte minderer Qualität verteuerten sich überproportional oder mussten durch teurere Produkte ersetzt werden“ (Eder 2007: 24; vgl. Wiener Institut für Wirtschaftsforschung 1941).

Der Kaloriengehalt der je nach Haushaltstyp zugesprochenen Nahrungsrationen betrug im Jahre 1941 nur 5-26% des durchschnittlichen Kalorienverbrauchs von 1938. Der Konsum von Fetten und Proteinen ging drastisch zurück; kompensatorisch stieg jener von Kohlehydraten dafür an (vgl. Eder 2007: 24). Von der mangelhaften Ernährungssituation trägt auch folgendes Dokument Zeugnis:

„Nun beginnt man schon den Krieg zu spüren. Das Brot wird plötzlich sehr schlecht, es klebt noch nach fünf Tagen und verursacht schreckliche Blähungen. Es gibt überhaupt kein Gemüse, manchmal vertrocknete Orangen, und das Mehl ist dunkel. Wenn man Konservengemüse damit einbrennt, sieht es aus, als wenn alles voll Staub und Sand wäre. Wenn wir essen, haben wir nach einer Stunde Hunger, weil kein Fett dabei ist. Kartoffel werden als ganze serviert, weil sie zerkleinert zu viel Fett brauchen würden.“

(Tagebuch der 25-jährigen Erna M., 1942; Eder 2007: 24)



Abbildung 9: Wiener Würstelstand 1938 (Aufnahme: unbekannt)

Über den Fortbestand des Wiener Würstelstandes, als prominenten Vertreter der „Imbiss-Versorgung außer Haus“, welchem nach Elisabeth Naumann (s. Kapitel 4.2) in Deutschland kriegsbedingt ein „gewaltsames Ende“ bereitet wurde, liefert die Fachliteratur keine Hinweise. Lediglich Zeitungsquellen lassen vermuten, dass es um die ambulanten Versorger*innen Wiens – trotz Krieg – nicht ganz so schlimm bestellt war. So widmet die „Illustrierte Kronen-Zeitung“ gut zwei Wochen nach dem „Anschluss“ dem „Ersten Würstelmann“ einen ganze Seite. Darin ist – fast ironischerweise – von einem fahrbaren Würstelstand die Rede, der in seinem Namen – „Kleiner Sacher“ – auf den in Kapitel 4.1 zitierten Artikel Joseph Roths Bezug nimmt, dessen gesamtes Werk ob seiner jüdischen Herkunft vom Regime verbrannt werden sollte. Der Betreiber August Kottal – so heißt es in dem Artikel – bezeichnete sich selbst als Erfinder „solcher Labestationen“ und hatte „vor mehr als dreißig Jahren“ die Idee für einen fahrbaren Würstelstand. Weiters berichtete das Tagesblatt: „Schließlich zeigt Kottal noch eine Unzahl vergilbter Blätter, Ausschnitte aus englischen und amerikanischen Zeitungen, die ihn und seinen Würstelstand zeigen, mit einem Hinweis darauf, daß diese Einrichtung eine Wiener Besonderheit darstellt“ (Illustrierte Kronen-Zeitung 1938: 11).

Auch im Februar 1939 widmete die 6-Uhr-Abend-Ausgabe des „Wiener Tagblatt“ dem „Mann am Würstelstand“ eine würdigende Erwähnung als nächtliche Versorgungsinstitution:

„Der Mann am Würstelstand ist der erste, der seinen Arbeitsplatz bezieht; er ist der Mann, der sich nährt, indem er andere ernährt. Das gesellschaftliche Zentrum des nächtlichen Wiens. Da kann man in einer der jetzigen Ballnächte die letzten Auflösungsprodukte der großen Feste antreffen, der indische Maharadscha für eine Nacht ißt friedlich seine Burenwurst neben der Phantasieballerine, unter den Mantelrändern lugen Frackhose und Lederne hervor, je nach dem Fest, von dem die Gäste des kleinen Sachers herkommen. Ein paar Würstel auf Papier, mit Senf und schwarzem Brot weckt die Lebensgeister oft mehr als der obligate Mokka.“

(Neues Wiener Tagblatt, 6-Uhr-Abendblatt, 1939, Zwischen zwölf und fünf, 20.02., 7)

Vereinzelt konnten weitere Kurzreportagen jener Zeit über den Wiener Würstelstand als „Heilsbringer für Nachtschwärmer*innen“ gefunden werden, ehe sie mit dem weiteren Kriegsverlauf scheinbar sukzessive abgenommen hatten. Im März des darauffolgenden Jahres verbrachte ein Reporter als Lokalaugenschein eine Stunde hinter der „Budl“ eines Würstelstandes, um sich neben der Zusammensetzung der nächtlichen Klientel auch über die Auswirkungen des Lebensmittelmarkensystems auf die ambulanten Versorger*innen ein Bild zu machen:

„Einen Einspänner!’ sagt der junge Mann und legt eine Fleischmarke auf den Ladentisch. [...] ‚Senf gefällig?’ fragt der Würstelmann seinen Kunden. Der Hungrige nickt, greift nochmal in die Tasche , legt eine Brotmarke vor sich hin und sagt: ‚Ein Scherzel, bitte!’ [...] Die Nachtbummler, die vorüberkamen, kauften Zigaretten, sahen einmal tief in den Wurstkessel und stellten dann fest: ‚Schade – wir haben keine Marken mit...“

(Neues Wiener Tagblatt, 1940, Wiener Nachtleben – vom Würstelstand aus gesehen. Eine Stunde hinter dem fahrenden Ladentischen der heißen „Einspänner“, 28.03., 7).

„Die fliegenden Händler in den Straßen Wiens arbeiten auch im Krieg“, titelte schließlich die „Kleine Volkszeitung“ im Mai 1942, wo es heißt:

„Sind am Abend diese Art der Straßenhändler (etwa „Zeitungsverkäufer“ und „Blumenfrauen“, Anm.) aus der Stadt verschwunden, treten andre an. Der ‚Würstelstand‘ oder der ‚Gasthausstand‘ wird aufgemacht. Die Anzahl dieser Stände hat sich im Krieg wohl vermindert, aber die ‚offen‘ gebliebenen haben sich über Mangel an Kunden nicht zu beklagen. Erst nach Mitternacht rumpelt der Würstelwagen in seine Remise.“

(Kleine Volkszeitung, 1942, Vom „gefüllten Paprika“ bis zum Schnittmusterbogen. Die fliegenden Händler in den Straßen Wiens arbeiten auch im Krieg, 23.05., 6)

Jene Aussagen können – verglichen mit dem Tagebucheintrag von Erna M. desselben Jahres – nicht verwunderlicher sein. Es kann – auch wegen der damals propagandistisch instrumentalisierten Presse – an dieser Stelle nur vermutet werden, inwieweit die Wiener Kiosklandschaft vom Kriegsverlauf tatsächlich beeinträchtigt wurde. In die Tiefe gehende Recherchen über den vermeintlich „ersten Würstelmann Wiens“ August Kottal blieben ergebnislos. Der Artikel des Neuen Wiener Tagblattes aus dem Jahr 1940 suggeriert eine vom Lebensmittelmarkensystem ungestörte Würstelbudenlandschaft, während der letztzitierte Artikel zumindest zugibt, dass die Anzahl der Stände sich kriegsbedingt vermindert hatten. Spätere Zeitungsartikel zur Rolle des Kioskes dieser Zeit konnten nicht gefunden werden.

5 Nachkriegszeit und Fordismus

Waren die Jahre der Zwischenkriegszeit und insbesondere des Krieges und Faschismus durch Zäsuren in der Entwicklung der Wiener und österreichischen Kiosklandschaft geprägt, so sollte jener mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine neue Blütezeit bevorstehen. Um aber nicht auf Kosten einer gewissen „Erzählstringenz“ zu weit vorzugreifen, ist es an dieser Stelle unerlässlich auf das Erbe des Krieges, auf die Versorgungslage und die wirtschaftliche Situation einzugehen. Dazu sollen zunächst – in Analogie zum Kapitel 3.3, welches die Industrialisierung der Lebensmittelproduktion und des Konsums thematisierte – nachfrage- und angebotsseitige Aspekte der Post-Kriegs-Lebensmittelversorgung betrachtet werden.

5.1 Unmittelbares Kriegserbe

5.1.1 Angebotsseitige Versorgungssituation

„Ich kann Euch zu Weihnachten nichts geben. Ich kann Euch für den Christbaum, wenn Ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben. Ich kann Euch keine Gaben für Weihnachten geben. Kein Stück Brot, keine Kohlen zum Heizen, kein Glas zum einschneiden ... Wir haben nichts. Ich kann Euch nur bitten: Glaubt an dieses Österreich.“
(Bundeskanzler Leopold Figl, Weihnachtsbotschaft 1945; Otruba 1968: 33; n. Scharinger 1995d: 110)

Massiven Schaden hatte im Besonderen die österreichische Landwirtschaft davongetragen. 1945 betrug die landwirtschaftliche Produktion lediglich die Hälfte des Jahres 1937 (jener Ertrag sollte erst 1953 wieder erreicht werden), als Österreich in etwa Dreiviertel seines Lebensmittelbedarfs selber decken konnte – 1945 wurden nur 40 % der Lebensmittel heimisch produziert. Kriegs- und nachkriegsbedingt reduzierten sich im etwa selben Zeitraum die Anbauflächen von rund 2 Millionen auf 1,627 Millionen Hektar im ersten Nachkriegsjahr, vom Schweinebestand der Vorkriegszeit verblieb nach dem Krieg nur noch ein Drittel. Zusätzlich gingen die Agrarerträge

mangels Düngemittel und des Abzugs von rund 100.000 in der Landwirtschaft eingesetzten Zwangsarbeiter*innen erheblich zurück. Exemplarisch visualisiert Abb. 10 Einbrüche in der Weizen- und der Kartoffelernte von der Vor- bis zur Nachkriegszeit (vgl. Scharinger 1995e: 105):

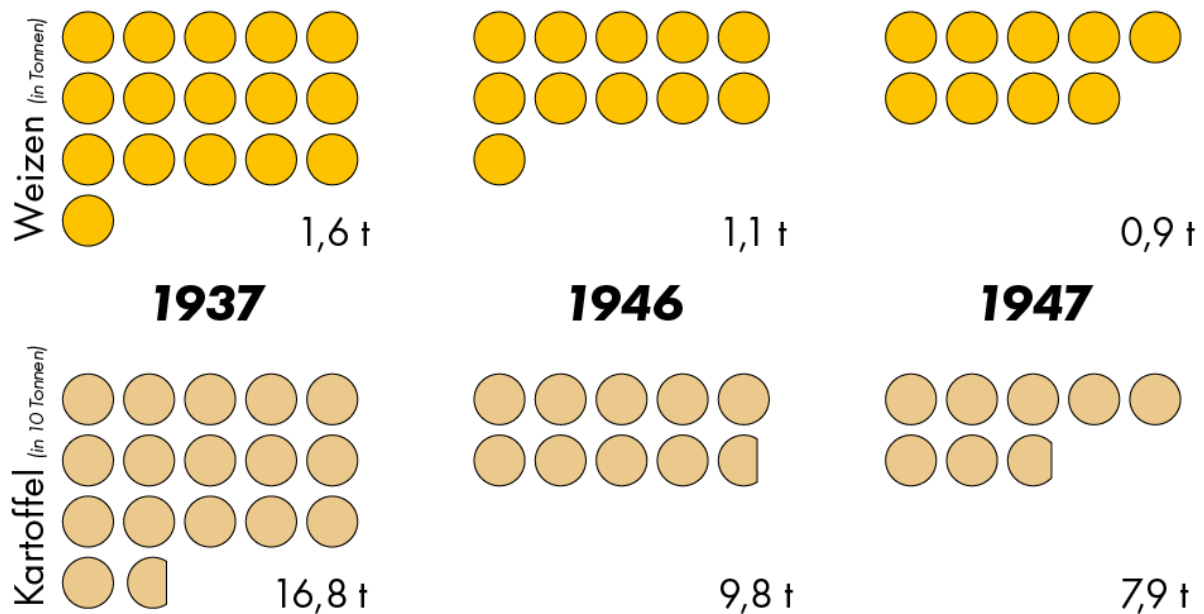


Abbildung 10: Landwirtschaftliche Produktion Österreichs 1937-1947 (eigene Darstellung)

5.1.2 Nachfrageseitige Versorgungssituation

Die in Kapitel 4.1 bereits für die Zwischenkriegszeit postulierte „Kluft zwischen [...] Konsummöglichkeiten und –fantasien“ vergrößerte sich nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals. Die während des Krieges verordnete Nahrungsrationierung brachte eine erhebliche Veränderung der Ernährungsweise der Bevölkerung, welche 1937 noch durchschnittlich 3.200 Kalorien pro Tag und Kopf verbrauchte, aber gegen Kriegsende schließlich nur etwa 800 Kalorien zugeteilt bekam. Um weite Bevölkerungsteile vom Elend und dem Verhungern zu bewahren, mussten billige Kohlehydrate (allen voran Kartoffeln und Weizen) sowie Hülsenfrüchte den Mangel an Fleischprodukten sowie anderer tierischer Fette und Proteine ausgleichen (vgl. Eder 2005: 24):

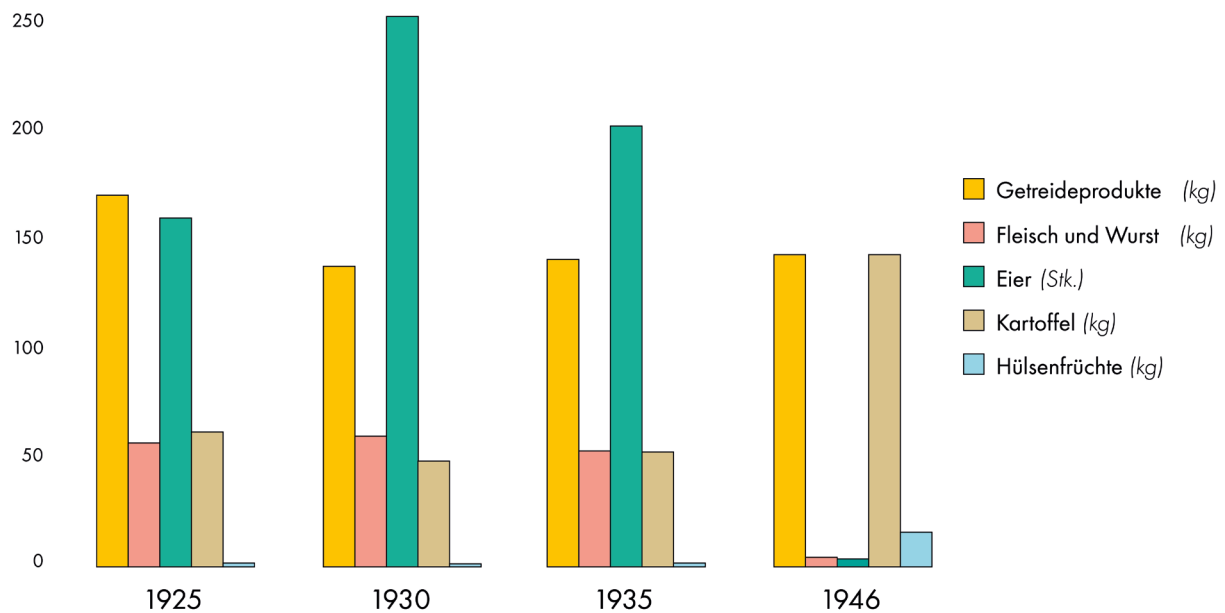


Abbildung 11: Pro-Kopf-Verbrauch von Arbeitnehmer*innenhaushalten in Wien 1925-1946 (eigene Darstellung)

Rezeptbücher der Nachkriegszeit – wie etwa „133 Kochrezepte[n] für 1946“ vom Wiener Küchenchef Franz Ruhm – waren von günstigen Ersatzstoffen und Produkten schlechter Qualität wie Trockenei, Trockenfleisch oder Trockenkartoffel geprägt und beinhalteten einfache „Germteig-, Gries-, Mehl und Knödelrezepte[n]“ (ebd.).

Vergleicht man Abbildungen 10 und 11, so erkennt man, dass zwar die Nachfrage nach, bzw. der Konsum von etwa Kartoffeln nach Kriegsende stark angestiegen ist, deren Produktion sich zwischen 1937 und 1947 aber mehr als halbierte. Abbildung 12 veranschaulicht wiederum einen zeitlich etwas verzögerten Abfall des Kartoffelkonsums 1947, ehe selbiger bereits im nächsten Jahr etwas anstieg; im allgemeinen, längeren Trend schließlich sukzessive abnahm. Bemerkbar wird anhand der visualisierten Daten der Arbeiterkammer (n. EDER 2005: 28) der generelle Anstieg im Konsum von tierischen Proteinen sowie eine allmähliche Abkehr von Hülsenfrüchten als alternative Kalorien- und Eiweißquellen ab 1949:

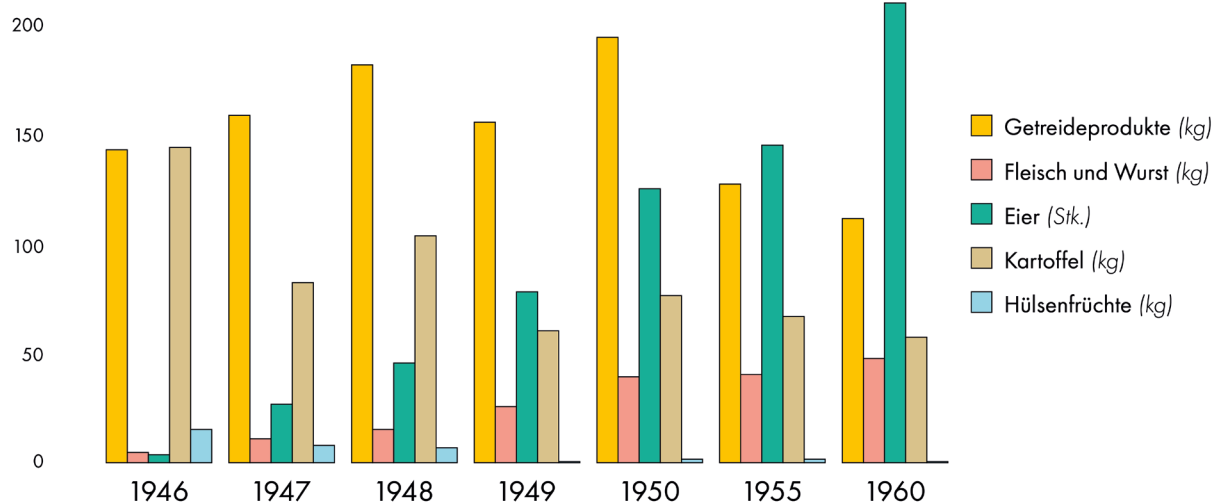


Abbildung 12: Pro-Kopf-Verbrauch von Arbeitnehmer*innenhaushalten 1946-1960 (eigene Darstellung)

In den ersten Nachkriegsjahren war es den meisten Wiener*innen jedoch nicht möglich, auf eine proteinreichere Ernährung umzusteigen. Herrschte zwischen Kriegsende und Etablierung der sowjetischen, später unter den vier Alliierten Sieger*innenmächten aufgeteilten Besatzung Wiens, die Versorgung und Verwaltung betreffend, ein Machtvakuum (Plünderungen etwa waren an der Tagesordnung), wurde die Lebensmittelversorgung zu anfangs von sowjetischen Truppen organisiert (vgl. Hornung/Sturm 1996: 59f). Deren erste Lebensmittelspendenaktion sicherte jeder Person „20 dkg Bohnen, 20dkg Erbsen, 5dkg Speiseöl, 15dkg Fleisch und 1/8kg Zucker“ (Eder 2005: 24). Ab Herbst 1945 war die Lebensmittelversorgung der Stadtbewohner*innen Aufgabe aller Sieger*innenmächte, die in ihren jeweiligen Besatzungszonen sowohl qualitativ als auch quantitativ äußerst unterschiedliche Rationen ausgaben: So sprach man vom „Unglück, in der Russenzone zu wohnen“, während man in anderen Stadtteilen zunehmend begann, den „American way of life“ zu begehren (Eder 2013: 220). Lebensmittelvorräte wie auch die von den Besatzungsmächten verteilten Rationen reichten hingegen weder da noch dort, was ein Gros der Bevölkerung auf den Plan rief, sich selbst zu versorgen, oder seine Vorräte durch das sogenannte „Hamstern“ zu sichern. So gingen Zehntausende Wiener*innen einer Subsistenzwirtschaft in Schrebergärten oder Hinterhöfen nach, andere zogen mit Handkarren ins agrarische Umland, und versuchten sich bei Landwirtschaftsbetrieben mit Lebensmitteln zu versorgen (vgl. Eder 2005: 24-26; Hornung/Sturm 1996: 59-60). Davon wusste „Helga E. (Jg. 1927, Lehrerin, 5. Bezirk, Englische Zone)“ zu berichten:

„Meine Freundin und ich, wir haben ein Leiterwagerl genommen, und da hat es dann geheißen, im Mai, Juni ist der Salat in Kaiserebersdorf, kriegt man Salat, und in Seyring waren dann die Erdäpfel über der Donau, ja?“

(Helga E.; Hornung/Sturm 1996: 60)

Wiederum andere, wussten sich mit Geld oder Ersatzwährungen wie Zigaretten am sich nach dem Kriege schnell etablierten Schwarzmarkt – wie im Resselpark bei den „Schleichhändler*innen“ – zu versorgen. Heute geht man davon aus, dass in den Jahren 1945 und 1946 ca. zwei Drittel der Wiener Haushalte ihre Lebensmittel – wie oben ausgeführt – selbst aufbrachten und nur etwa ein Drittel aus den offiziellen Zuweisungen der alliierten Truppen stammte (vgl. Eder 24-26). „Bis 1946 hatte jede Besatzungszone eigene Lebensmittelkarten, die nur zonenweise eingelöst werden konnten, was vor allem für jene, die Wohnung und Arbeitsplatz nicht im selben Bezirk hatten, mühsam war“ (Hornung/Sturm 1996: 61). Später beschlossen die vier Besatzungsmächte durch einen „gemeinsamen Kalorientopf [...] die gesamte Lebensmittelaufbringung der städtischen Selbstverwaltung zur zentralisierten Verteilung an die Bevölkerung zu übergeben“ (ebd.). Indessen gestaltete sich die „Kalorienakquise“ zunehmend schwieriger, zumal die Bestände im Agrarumland knapper wurden und die Lieferungen der Alliierten und Hilfsorganisationen schleppender eintrafen. Waren im Herbst 1945 als Zuweisung für Normalverbraucher*innen noch 1.549 Kalorien vorgesehen, mussten die Rationen laufend gekürzt werden und fanden in der „Mai-Krise“ des Jahres 1946 mit 950 Kalorien ihren Tiefststand. Bis Juli 1947 war Wien bis zu 80 % auf internationale Nahrungshilfeleistungen angewiesen (vgl. Eder 2013: 220-221).

5.2 Rekonstruktionsperiode des österreichischen Kapitalismus

Den folgenden Zeilen sei vorweggenommen, dass sie sich zugunsten eines Verständnisses der späteren Implementierung der austrokeynesianischen Nachfragesteuerung und fordistischen Regulationsweise mit der Rekonstruktion und Konsolidierung des Kapitalismus auf nationalstaatlicher Ebene befassen, ehe der räumliche Fokus wiederum auf die Stadt Wien gelenkt werden kann.

Ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg (vgl. Kapitel 4.1) gab es nach dem Zweiten Weltkrieg ob der „über der entgüterten Wirtschaft lauernde[n] Geldwolke“ die Befürchtung einer bevorstehenden Hyperinflation (Weber 1996: 69). So stand 1945 mit einem Geldumlauf von neun Milliarden Reichsmark die sechsfache Geldmenge wie vor dem Krieg einer kriegsbedingt massiv verringerten Gütermenge gegenüber (vgl. Scharinger 1995e: 111):

„Der weitaus größte Teil der vorhandenen Geldmenge ist unbeschäftigt und hängt als drohende Wolke über dem kleinen Güterumlauf, bereit, in ihn einzuströmen, sobald das stützende Dach der Preisregulierung es irgendwo zulässt.“

(Monatsberichte 1/2 des Wirtschaftsforschungsinstituts 1945: 5; n. ebd.)

Bereits im Dezember 1945 wurde eine neue Währung – der Schilling – eingeführt, dessen Preisregulierung bis 1947 jedoch nur mäßig gelang. Ab 1947 erhöhten sich die Preise sprunghaft um 33%, „vor allem für lebensnotwendige Güter“ (ebd.). Die drohende Inflation vermochte die für die Konsolidierung der österreichischen Wirtschaft lebensnotwendige Ideologie des kollektivistischen Aufbaus zu unterminieren, weshalb im selben Jahre erstmals sozialpartnerschaftlich-institutionalisierte Regulationsinstanzen wie „Gewerkschaften, Kammern und Industriellenvereinigung“ mit einem ersten „Preis- und Lohnübereinkommen“ versuchten, lenkend einzugreifen (ebd.). Vier weitere sollen folgen (vgl. Weber 1996: 76). Der Geldumlauf konnte durch staatliche Lenkung „von 6,2 auf 3,4 Milliarden Schilling verringert“ werden

(Scharinger 1995e: 112). Unterdessen wurde mithilfe eines 1946 beschlossenen „Warenverkehrsgesetz“ der Versuch unternommen, die „aus der Kriegswirtschaft ererbten Bewirtschaftungsgesetze ab[zu]lösen“ (ebd.). Ehe sich ab 1947/1948 allmählich Wirtschaftslenkungsinstrumentarien nach keynesianischem Vorbild etablieren konnten, herrschte zwischen den Besatzungszonen ein „latenter Handelskrieg“. Zur Umgehung staatlicher Preisfestsetzungen erlebte der Schwarzmarkt eine Blütephase, auch zumal Bäuerinnen und Bauern oftmals nicht bereit waren, zu den verordneten Preisen abzuliefern. Sowohl im privaten Konsum, als auch im transzonalen Handelsverkehr überwiegte der Tauschhandel. Das räumliche Ungleichgewicht zwischen den westlichen und der östlichen Besatzungszone, welche nicht nur am stärksten von Zerstörungen betroffen war, sondern auch weniger „Kompensationsgüter“ zu bieten hatten, verstärkte sich mit der allmählichen Wiederingangsetzung der Produktion (vgl. Weber 1996: 75; Scharinger 1995e: 115.).

Eine wichtige Rolle bei der Rekonstruktion der österreichischen Wirtschaft spielten die in Kapitel 4.2.1 diskutierten „German Assets“; das „deutsche Eigentum“ an industriellen Produktionsmitteln und –stätten. Sogenannte „herrenlose“ Betriebsanlagen wurden unter staatlicher Verwaltung der neuen österreichischen Bundesregierung gestellt, andere Anlagen wurden zumindest teilweise demontiert oder verkauft. Im Potsdamer Abkommen von 1946 einigten sich die westlichen Alliierten darauf, keine Reparationszahlungen aus dem „deutschen Eigentum“ zu erheben und übergaben die Betriebe der österreichischen Regierung. Die UdSSR kam einem ersten Verstaatlichungsgesetz zuvor und stellte im Sinne einer Reparation Industrieanlagen im Osten Österreichs teilweise in den eigenen Verwaltungsbereich; andere demontierte sie: So lag der Anteil der Industrieproduktion durch der von der sowjetischen Besatzungszone deklarierten „USIA“-Betriebe bei etwa 30% (vgl. Weber 1996: 73-76; Scharinger 1995e: 116-120). Mit dem zweiten Verstaatlichungsgesetz von 1947 wurden „die Elektrizitätsversorgungsunternehmen bis auf kleine Reste, die in Kommunalbesitz verblieben, verstaatlicht“ (Scharinger 1995e: 121). Der aus dem Marshall-Plan resultierende ERP-Fonds schüttete mit fast zwei Milliarden Schilling nahezu zu zwei Drittel des Gesamtfördervolumens im verstaatlichten Sektor aus. Dem Marshall-Plan weist der Historiker Hannes Hofbauer (1992: 195; n. Scharinger 1995e: 131) folgende Bedeutung zu:

„Der Marshall-Plan, dessen Ankündigung in das Frühjahr des Jahres 1947 fiel, war das entscheidende Instrument zur Sanierung der Zahlungsbilanzen und Staatshaushalte, zur Stabilisierung der Währungen und auch zur Durchsetzung des Freihandels sowie zur Multinationalisierung der Investitionen, mit einem Wort zur wirtschaftlichen Integration Westeuropas in ein weltweites System internationaler Arbeitsteilung. Als Wiederaufbauprogramm rekonstruierte er die im Krieg zerstörten Strukturen gemäß den Interessen der USA, die aus dem Weltkrieg als Weltmacht Nummer eins hervorgegangen waren.“

Der Marshall-Plan wurde einerseits als „ökonomische Waffe“ zur Unterminierung des sowjetischen Einflusses in Europa implementiert, andererseits profitierte vor allem Österreich davon (vgl. Scharinger 1995e: 131): So konnte man mit den Förderungen auf „verschiedene Vorarbeiten zurückgreifen, die im Ministerium für Verstaatlichung und Vermögenssicherung für jene Branchen entworfen worden waren, die von der Verstaatlichung von 1946 betroffen waren (Kohleplan, Eisen- und Stahl-Plan, Elektrizitätsplan usw.)“ (Weber: 1996: 77). Waren sich österreichische Expert*innen beiderseits des politischen Spektrums über die Bevorzugung der Investitionsgüter- über der Konsumgüterindustrie einig, verstärkte das European Recovery Program (ERP) wiederum die ökonomischen Disparitäten zwischen den westlichen und der östlichen Besatzungszone, auf welche lediglich 19% der Gelder entfielen. Dass der Osten Österreichs in der Rekonstruktion des österreichischen Kapitalismus zurückblieb, vermag eine Erhebung aus dem Jahr 1958 zu verdeutlichen: Hatten sich in den westlichen Bundesländern die Beschäftigungszahlen im sekundären Sektor von 1936 bis 1958 verdoppelt bis verdreifacht, war sie in Wien lediglich 1,75 mal so hoch (ebd.: 78).

Gertrude Enderle-Burcel (1996: 90) fasst die „gemeinsam getragene Verstaatlichung einzelner Schlüsselindustrien, de[n] Verzicht auf Klassenkampf, eine Politik der Lohn- und Preisabkommen in den Jahren 1947 bis 1951 [und] das bedingungslose Bekenntnis zum Marshall-Plan“ als „das einigende Band der beiden Großparteien bei der Rekonstruktion der österreichischen Wirtschaft“ zusammen.

5.2.1 Der Würstelstand als „kulinarischer Gedächtnisort“ – Imbisskultur und lokale bzw. nationale Identität.

Lässt man die obigen Zeilen Revue passieren, so waren die Jahre unmittelbar nach Kriegsende wiederum von Mangel, Hunger und Knappheit gekennzeichnet. Alliierte Besatzungsmächte bestimmten die wirtschaftliche Zukunft des nun wieder eigenständigen Staates Österreich mit – ein Staat, über dessen eigenständige „Nation“ sich nur zögerlich ein kollektives Bewusstsein entwickelte. Zum einen erfolgte jener Prozess der „Österreichwerdung“ über die kulturelle Abgrenzung zur „Fremdherrschaft“ der Besatzungsmächte, zum anderen durch die Stilisierung eines „österreichischen Opfermythos“ – der Verdrängung und Leugnung einer österreichischen Mitverantwortung an den Gräueltaten des Nazi-Regimes. Angesichts der Post-Kriegs-Traumata wurde ein österreichisches Wir-Gefühl nur langsam im kollektiven Bewusstsein verankert und die Beantwortung auf die Frage nach „nationaler Identität“ wurde in den Nachkriegsjahren je nach politischer Couleur äußerst unterschiedlich beantwortet (vgl. Frölich-Steffen 2003: 55f; n. Halmer 2011: 50).

An dieser Stelle soll jedoch nicht zu einer Debatte über „Identität“ beigetragen werden. Vielmehr soll der obige kurze, einleitende Exkurs der Frage Vorschub leisten, inwiefern die sich zwischen den Trümmern wieder hervorbringende Kiosklandschaft eine identitätsstiftende Rolle im kollektiven Bewusstsein der Wiener Bevölkerung der Zweiten Republik einnehmen konnte.

Den Ausgangspunkt folgender Ausführungen bildet die bereits besprochene „Wiener Küche“ als Sammelsurium verschiedener kulinarischer Einflüsse der Kronländer der damaligen Habsburgermonarchie. Wie bereits in Kapitel 3.4.3 besprochen, konstatiert Peter Payer, dass Frankfurter und andere Wurstprodukte des ausgehenden 19. Jahrhunderts – als kulinarische Aushängeschilder der aufkommenden Wiener Imbisskultur – Teil jenes Speiserepertoires seien, das unter diesem Begriff zusammengefasst wird. Otto Schulmeister (1983: 155; n. Bruckmüller 1998: 375) schreibt von der Erfahrung vieler Österreicher*innen nach dem Zweiten Weltkrieg „Vertraute[s], das verloren gegangen war, das vielleicht auch erst durch den Verlust schätzenswert oder neu und höher eingeschätzt wurde“ wiederzufinden. In diesem Zusammenhang schließe ich, dass nach jahrelangen Nivellierungs- und

Rationalisierungsmaßnahmen in der NS-Versorgungspolitik jenes „verloren gegangene Vertraute“ auch in der Wiener Küche seinen Ausdruck fand.

Susanne Breuss (2004: 304) postuliert, dass „Essen bzw. die Küche [...] in Prozessen der Vergemeinschaftung und Herausbildung von kollektiven Identitäten ebenso eine zentrale Rolle wie in solchen der Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen“ spielt. Die Mahlzeit sei eine „in hohem Maße identitätsstiftende und gemeinschaftsbildende kulturelle Praxis, da sie wie kaum ein zweites Alltagsereignis Gelegenheit zur geteilten Erfahrung bietet und somit Gleichheit, Gemeinschaft und Zugehörigkeit symbolisiert“ (ebd.). Breuss beschreibt das „Gedächtnis des Geschmacks“ als Teil eines „kollektiven Gedächtnisses“ und als einen der „Bausteine zur Rekonstruktion von [...] gemeinsamer Geschichte“ (ebd.). Dabei betont sie die besondere Bedeutung jenes kollektiven Gedächtnisses in Zeiten der ökonomischen, politischen und sozialen Krisen, Umwälzungen oder Neuorientierungen, die einen „Geltungsverlust von Küchentraditionen“ (ebd.: 305) mit sich bringen. Als „kollektive Gedächtnisorte“ fasst sie Räume der Konstitution kollektiver, geschmacklicher Identität zusammen. Als solche manifestierten sich das Wiener Kaffeehaus, der Heurigen, das Beisl oder auch der Würstel- bzw. Imbissstand (vgl. ebd.: 306-319).



Abbildung 13: Würstelstand an einem Wiener Christkindlmarkt 1949 (Aufnahme: USIS)

Auch Rudolf Streinz, Hans Jürgen Teuteberg, Eva Barlösius und Roman Sandgruber sind sich einig darüber, dass Essen identitäts- und kontinuierkeitsstiftend wirkt (vgl. Streinz 1997; Teuteberg 1986; Sandgruber 1997; Barlösius 1997; n. Heiß 2003: 134f). Esskultur ist – nicht nur, aber auch – „Ausdruck nationaler bzw. regionaler Identität“ (ebd.: 135; vgl. Streinz 1997: 193). So können, nach Rudolf Streinz, Speisen kulturelle Gemeinsamkeiten herstellen oder auch abgrenzend wirken. In der ethnologischen Nahrungsforschung werden – in Bezug auf die in der Mitte des letzten Jahrhunderts aufkommende, sich pluralisierende und internationalisierende Ess- bzw. Imbisskultur – zwei Pole unterschieden werden: „Eigen“ und „fremd“. Dabei dient die strenge Dichotomie der beiden Kategorien als Instrument zur Differenzierung und kulturellen Abgrenzung unterschiedlicher Küchen und Bewirtungsmustern (vgl. Prahl/Setzwein 1999: 59; n. Trummer 2009: 10f). Es sei vorweg genommen, dass jenes „Instrument“ mit der weiteren Entwicklung der Wiener (wie auch anderer) Kiosklandschaft(en) ins Wanken gerät, sich aber auch nicht vollends auflöst – dazu später mehr.



Abbildung 14: Wiener Würstelstand 1950 (Aufnahme: Gustav Schikola)

Im Wien der Trümmer, des Wiederaufbaus, der alliierten Besatzung und der „Entnazifizierung“ fand jenes „Instrument“ am Wiener Würstelstand eine willkommene und breite Anwendung: „In ihrem Lichtkegel wird die ungesündeste Nahrung kulturell als ‚typisch wienerisch‘ akzeptiert, man fühlt sich symbolisch an die Wurstküche der Monarchie angebunden“ (Dietrich 2005: 125). Für Nicole Dietrich (ebd.: 126) gilt der Würstelstand „in der Wiederaufbaueuphorie als ‚das letzte Bollwerk österreichischer Beständigkeit‘, dem das ‚Gemütliche‘ und die ‚Genussucht‘ eingeschrieben sind.“ Auch Peter Payer betont die identitäts- und kontinuierkeitsstiftende Bedeutung des Wiener Würstelstandes in der Nachkriegszeit und bezieht sich dabei ebenfalls auf die Unterscheidungsachse „Eigen/Fremd“ der genannten Autor*innen: „Am Würstelstand konnte man sich geschmacklich und geruchlich ‚Heimat‘ einverleiben, sich essend von ‚fremden‘ Einflüssen abgrenzen, Sicherheit und Stabilität erfahren“ (Payer 2008: 6). Darüber hinaus konstatiert der Historiker Leonhard Weidinger (2013: 147f), die „Lahnersche“ Frankfurter Wurst (vgl. Kapitel 3.4.3), welche anno 1955 – im selben Jahr des österreichischen Staatsvertrages – ihren 150. Geburtstag feierte, wurde zum Symbol des Wiederaufbau Österreichs hochstilisiert.

Zusammenfassend kann die identitätsstiftende Rolle des Würstelstandes in der Zeit des Wiederaufbaus als ein Grundpfeiler in der Manifestation der heute bekannten Imbisskultur betrachtet werden. Deren wichtigste Merkmale und Lesarten unterschiedlicher Autor*innen sollen später diskutiert werden. Vorab ist es wichtig, wiederum auf die wirtschaftliche Entwicklung in Wien bzw. Österreich einzugehen.

5.3 Österreichisches Wirtschaftswunder

Die österreichische Volkswirtschaft schlitterte am Ende der in Kapitel 5.2 diskutierten Periode kapitalistischer Rekonstruktion in eine deflationäre Krise:

„Gerade die Motoren der Nachkriegskonjunktur – Bauwirtschaft und Industrie – ließen nach und zogen Handel und Verkehr mit sich. Parallel dazu und zu den fallenden Rohstoffpreise (sic!) kam es nun auch in Österreich zu einem Preisverfall – die Baukosten sanken um 1,7%, die Aktienkurse bröckelten um 16% ab, die schwarzen Devisenkurse fielen um 15%. Nicht unwichtig das Detail, daß zwar die Großhandelspreise um 6% zurückgingen, die Lebenserhaltungskosten aber nur um 1% - ein Indiz dafür, daß die Verbilligungen nicht an die Endverbraucher, also in der großen Masse an die Lohnabhängigen, weitergegeben wurden. Aber der Stopp der Inflation bewirkte, daß Vermögen nun wieder nicht nur in Sachwerten, sondern zunehmend in den Banken akkumuliert wurde: Ab 1952 wurde wieder ‚Geld‘ gespart – nach 77 Millionen 1951 nun ein Anstieg auf eine Milliarde.“

(Scharinger 1995e: 138-139)

Während im Frühjahr 1953 das gesamtösterreichische Wirtschaftswachstum mit 0,7% einen Tiefpunkt erreicht hatte, begann noch im selben Jahr ein wirtschaftlicher Aufschwung. Als Indikator und Zeuge für die Tragweite jener Stabilisierungskrise soll an dieser Stelle die Entwicklung der Arbeitslosenquote herangezogen werden:

Jahr	Arbeitslose	Jahr	Arbeitslose
1946	74.105	1951	116.243
1947	32.473	1952	156.801
1948	43.409	1953	183.482
1949	91.238	1954	163.592
1950	124.850	1955	120.583

Tabelle 1: Arbeitslosenentwicklung in Österreich 1946-1955 (eigene Darstellung)

Tabelle 1 veranschaulicht eine Zuspitzung der österreichweiten Arbeitsmarktsituation bis 1953, ehe die Arbeitslosenzahlen wieder abnahmen. Im selben Jahr stieg der durchschnittliche Reallohn auch um etwa zehn Prozent. Zu dieser Zeit gipfelte die Arbeitslosenquote in Wien bei über 9 Prozent, ehe sie sich nicht nur in Wien, sondern im gesamten Bundesgebiet in Richtung Vollbeschäftigung entwickelte (vgl. Eigner/Resch 2013: 123; 128). Im Frühjahr 1953 setzte eine ökonomische Expansionsphase ein und der wirtschaftliche Aufschwung Österreichs war von hier an nicht zuletzt auf die „Frucht der von der verstaatlichten Industrie betriebenen Akkumulationspolitik“ (Scharinger 1995e: 141) zurückzuführen. In die von Manfred Scharinger (ebd.) genannten „Kernjahre des ‚österreichischen Wirtschaftswunders‘ [1953-1962]“ fallen mehrere, die Konjunktur der zweiten Republik bis heute prägende Faktoren: „Der Abschluß des Staatsvertrags, die [...] Gründung der EWG, aber auch die Institutionalisierung der Sozialpartnerschaft mit der Paritätischen Kommission und eine entscheidende Strukturveränderung der österreichischen Gesellschaft“ (ebd.: 142).

Die deflationäre Krise kann als Krise des bis in die Nachkriegszeit hineinwirkenden liberalwirtschaftlichen Akkumulationsregimes verstanden werden, die sich erst mit der Etablierung fordistischer bzw. „austrokeynesianischer“ Regulationsweisen in eine neue Phase wirtschaftlicher Stabilität auflösen sollte (vgl. Eigner/Resch 2013: 123-124; Unger 2006: 67). Um eine für die vorliegende Arbeit wichtige kausale Verknüpfung zwischen jener konjunkturellen Boom-Phase und veränderten Konsum- und Ernährungsverhalten herstellen zu können, sollen im Folgenden jene Faktoren diskutiert werden, die nach Manfred Scharinger den Aufschwung begünstigten: Die Entwicklung der – zum Teil aus dem „deutschen Eigentum“ und den USIA-Betrieben hervorgegangen (vgl. Kapitel 5.2) – „Verstaatlichten“, die Institutionalisierung der Sozialpartnerschaft sowie die demographischen und ökonomischen Strukturveränderungen innerhalb der österreichischen Gesellschaft (vgl. Scharinger 1995e: 142).

Ab den 1950er Jahren war ein struktureller Wandel bemerkbar, der nicht nur das Verhältnis von selbstständig und unselbstständig Beschäftigten veränderte, sondern auch erhebliche

wirtschaftssektorale Umstrukturierungsprozesse im Allgemeinen zur Folge hatte. War 1951 (erster Zensus nach Kriegsende) die Selbständigenquote mit 64 Prozent im internationalen Vergleich noch hoch, begann ab hier eine Trendumkehr:

Jahr	Unselbstständige	Selbstständige
1923	61%	39%
1934	62%	38%
1951	64%	36%
1961	71%	29%
1971	78%	22%
1981	86%	14%

Tabelle 2: Anteil der (un)selbstständig Beschäftigten in Österreich 1923-1981

Tabelle 2 veranschaulicht einen beschleunigten Rückgang der Selbstständigkeit ab den 50er Jahren. Jener Prozess ging nicht ohne einen massiven Rückgang der im Primärsektor Beschäftigten einher. Dieser erfolgte zum einen aufgrund der zunehmenden Mechanisierung in der Agrarproduktion (1946 gab es etwa 7.000 Traktoren, bis 1957 verzehnfachte sich die Zahl auf 79.000), zum anderen wurde das Saatgut leistungsfähiger und Düngung und Tierzucht wurden intensiviert und verbessert (vgl. Scharinger 1995e: 143). „Bis 1961 wanderte fast ein Drittel der landwirtschaftlichen Beschäftigten ab. [...] Von 1953 bis 1962 flossen ca. 508.000 Arbeitskräfte aus dem landwirtschaftlichen Bereich in die nicht-landwirtschaftlichen Sektoren und bildeten die Basis einer erneuten primären Akkumulationswelle“ (ebd.: 143-144). Das setze ein enormes Arbeitskräftepotenzial für die anderen Sektoren – vorrangig im industriellen Bereich – frei. Die Produktivität in der österreichischen Wirtschaft nahm jedoch um ein Vielfaches mehr zu als die Beschäftigtenzahl der Industrie – bis 1965 31 zu 5,6 Prozent. Das Arbeitskräftepotenzial sollte bis Mitte der 60er ausgeschöpft sein (vgl. ebd.: 144). Dazu mehr in Kapitel 5.4.

Der Rückgang der selbstständig und jener der landwirtschaftlich Beschäftigten muss jedenfalls zusammenhängend betrachtet werden: Weniger Vollerwerbsbauern und -bäuerinnen bedeutet auch weniger Selbstständige. Wurden zwischen 1930 und und 1951 lediglich 512

Landwirtschaftsbetriebe aufgegeben, so waren es zwischen 1951 und 1960 an die 30.000 (vgl. ebd.: 143)!

Zum anderen wies die Zunahme an Beschäftigten im industriellen Sektor auf eine Verschiebung von klein- zu mittel- und großbetrieblichen Betriebsstrukturen hin. Das oben genannte Ungleichverhältnis zwischen der Zunahme der Produktivität und der Zunahme der Beschäftigtenzahl – was marxistische Autor*innen wie Manfred Scharinger (ebd.: 144) unter dem Schlagwort „Ausbeutungsrate“ diskutieren – bekräftigen diesen Schluss, zumal Klein- und Mittelbetriebe über weniger Kapazitäten für Automatisierungs- und Mechanisierungstendenzen verfügten.

Bevor im Folgenden mit den wesentlichsten Faktoren, die das „österreichische Wirtschaftswunder“ hervorbrachten, fortgesetzt werden kann, ist es an dieser Stelle Zeit, den auf die gesamte Bundesrepublik bezogenen Kennzahlen der sozioökonomischen Umstrukturierungen der 1950er Jahre jene der Stadt Wien gegenüberzustellen.

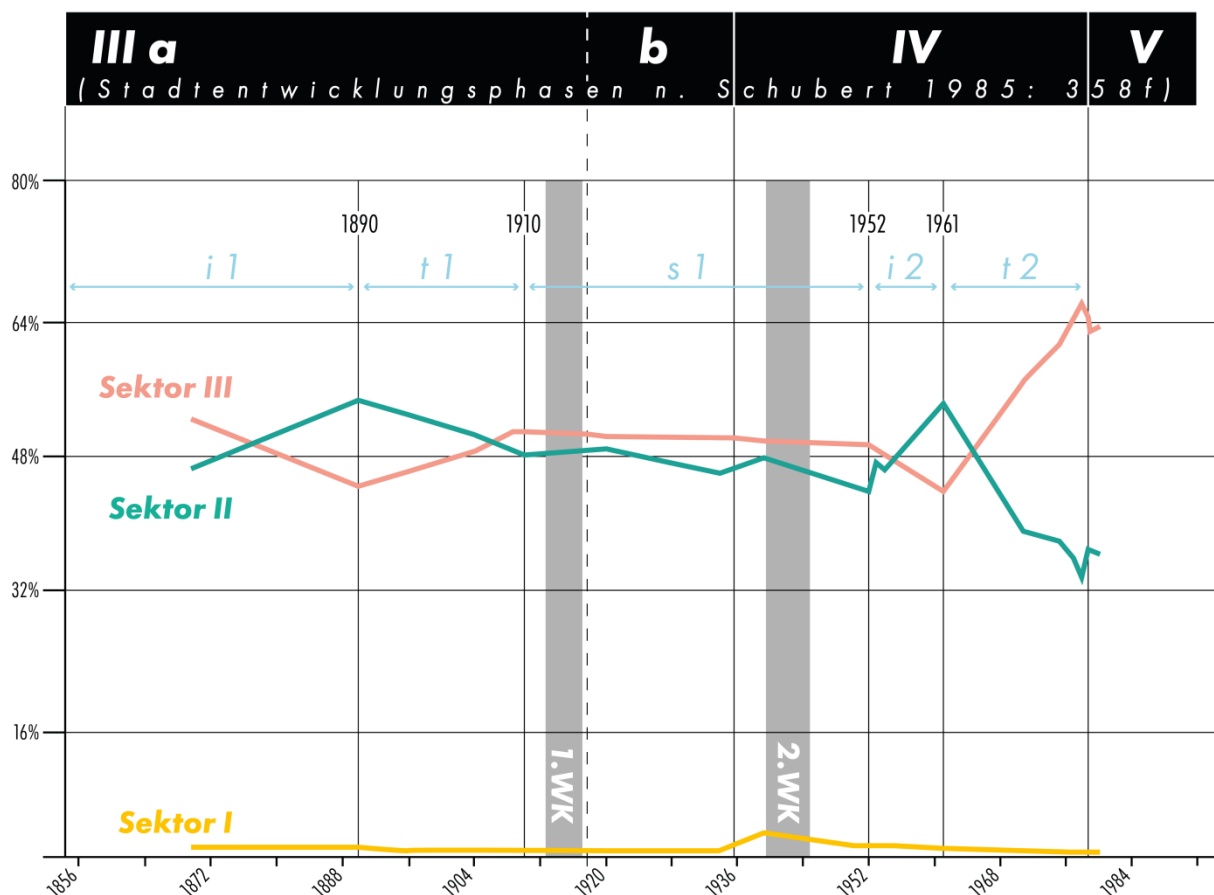


Abbildung 15: Wirtschaftssektorale Entwicklung Wiens (eigene Darstellung)

Abbildung 15 soll die wirtschaftssektorale Entwicklung Wiens in Zusammenhang mit nach Klaus Schubert (1985: 358f) typisierten „Stadtentwicklungsphasen“ visualisieren. Unter Bezugnahme auf Jürgen Friedrichs (1983: 243f) und sein hierfür ausschlaggebendes demographisch-ökonomisches Modell, grenzt er jene Phasen unter Berücksichtigung von wirtschaftlichem und Bevölkerungswachstum sowie historischen Zäsuren (Krisen, Kriege) wie folgt ab:

- **Phase III** (1855-1936): *Wachstum, Expansion, politischer Umbruch und Stagnation*;
unterteilt in:
 - **IIIa** (1855-1914): *Wachstum und Expansion*
 - **IIIb** (1914-1936): *„Rotes Wien“ – „Schwarzes Österreich“ – Kommunaler Wohnungsbau*
- **Phase IV** (1936-1977): *Expansion und Randwanderung*
- **Phase V** (1977-): *Posttransformative Phase*

Jenes Phasenmodell soll hier zwar nicht blindlings übernommen und daher vorerst nicht näher präzisiert werden, dient aber als zusätzliche Hilfestellung für die Kontextualisierung der sektoralen Entwicklung in Wien. Darüber hinaus können die einzelnen Phasen in Analogie zu den bisher in diesem Text bearbeiteten Kapiteln gedacht werden. Die sektorale Entwicklung Wiens wird in Abbildung 15 mithilfe der Typisierungsachse „i1-t1-s1-i2-t2“ konkretisiert, wobei die Kleinbuchstaben jeweils für einen Industrialisierungs- oder Tertiärisierungsschub, bzw. für wirtschaftliche Stagnation stehen. Auffallend sind hierbei zum einen der erste tertiäre Aufschwung und ein industrieller Rückgang gegen Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Kapitel 3) sowie eine lange Phase gekennzeichnet von wirtschaftlicher Stagnation bzw. industriellem Abbau entlang der beiden Weltkriege als historische Zäsuren.

Mit den 1950er Jahren kam es hingegen zu einer Re-Industrialisierung – auf welcher das hier diskutierte Wirtschaftswunder aufgebaut hatte – ehe eine transformative Phase den endgültigen Rückgang von Industriebeschäftigten begründete. Diese Wiederingangsetzung industrieller Produktion fußte nicht zuletzt auf der „Verstaatlichten“ und der „dem Staat zugewiesenen Rolle, unmittelbarer Initiator des Akkumulationsprozesses zu sein“ (Scharinger 1995e: 148). Am Ende der kapitalistischen Rekonstruktionsperiode waren die republikeigenen Betriebe aber auch

Symbol politischer Gegensätze. Manfred Scharinger diskutiert in dem Zusammenhang das Verhältnis der jeweiligen Großparteien ÖVP und SPÖ zur verstaatlichten Industrie in einem Spannungsfeld zwischen Reprivatisierungsbestrebungen und deren „Rettung“ (vgl. ebd.). Mit der staatlichen Integration der „USIA“-Betriebe wurde Österreich nach 1955 jedenfalls zu dem kapitalistischen Staat mit den meisten öffentlichen Unternehmen weltweit – zu einem „Sonderfall“ (vgl. ebd.: 149). 1963 waren „95% der Elektrizitäts- Gas- und Wasserversorgungsanlagen, 78% der Verkehrsbetriebe, 69% der Banken und Versicherungsgesellschaften, 31% der Industriebetriebe, 7% der Dienstleistungsunternehmen [und] 6% der Land- und Forstwirtschaft“ in staatlicher Hand (ebd.).

Vor allem zum Ausgleich der erwähnten politischen Gegensätze konnte sich bereits wenige Jahre nach Kriegsende ein als fordistisch zu bezeichnendes Regulationsinstrumentarium etablieren. Jenes sollte in den folgenden Jahrzehnten als Kernelement des „österreichischen Korporatismus“ bzw. des „Austrokeynesianismus“ fungieren, hat jedoch bis heute die österreichische Landschaft regulativer Instanzen nachhaltig geprägt: Die Sozialpartnerschaft, deren Institutionalisierung ebenfalls ein wesentlicher Faktor für den wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg war. Der Begriff meint die Institutionalisierung von „Kammern [Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer, Anm.], als gesetzlich eingerichtete, öffentlich-rechtliche Organisationen der Interessensvermittlung“ zwischen Arbeitnehmer*innen und Arbeitgeber*innen (Tálos/Kittel 1996: 109). Der Sozialpartnerschaft immanent waren eine keynesianische Nachfragesteuerung, ein hohes Ausmaß an wirtschaftlicher und sozialer Regulation, sowie kollektive Lohnverhandlungen in einem wohlfahrtstaatlich organisierten Umfeld. Jene Aspekte bilden die wesentlichen Charakteristika fordistischer Regulationsweise (vgl. Maier/Tödtling/Trippel 2012: 128f). Das hohe Wirtschaftswachstum konnte vor allem durch die Sozialpartnerschaft einem Interessensausgleich sowohl auf Arbeitnehmer*innen- als auch Arbeitgeber*innenseite zugeführt werden. Als ein wichtiges Instrumentarium der noch jungen Sozialpartnerschaft galten die Lohn- und Preisabkommen, welche zu Beginn der 1950er Jahre ausliefen, aber nicht zuletzt für steigende Löhne und eine höhere Kaufkraft der Arbeitnehmer*innen geführt hatten. Dadurch sind letztendlich völlig veränderte Konsummuster entstanden, die das nächste Kapitel zum Thema haben.

5.3.1 Beschleunigung durch Espresso und Automaten vs. „Beständigkeit“ am Kiosk?

Erinnern wir uns an die in Kapitel 4.1 diskutierten „Tagträume des Konsumhedonismus“ im Wien der Zwischenkriegszeit, die für ein Gros der städtischen Bevölkerung ob der schwierigen wirtschaftlichen Lage vorerst nur Träume bleiben sollten. Unter Bezugnahme auf Franz X. Eder haben wir festgehalten, dass die im fordistischen Wirtschaftssystem charakteristischen Entwicklungen des Massenkonsums – wie sie dereinst bereits in anderen westlichen Industrienationen üblich waren – aufgrund von Mangelökonomie und niedriger Kaufkraft nicht zustande kamen. Im Wien des „österreichischen Wirtschaftswunders“ der 1950er und 60er Jahre rückte die „phantastische Welt der Dinge“ – der hochwertigen Güter des kurz-, aber auch mittel- und langfristigen Konsums – immer mehr ins Zentrum durchschnittlicher Verbraucher*innen. Jene Tagträume und Konsumideologien – etwa Symbole des „American Way of Life“ wie Lucky Strike und Coca Cola – konnten mit der Überwindung der Stabilitätskrise 1952/1953 und der darauffolgenden ökonomischen Boom-Phase für einen Großteil der Konsument*innen erstmals real werden (vgl. Eder 2005: 26). Franz X. Eder konstatiert jedoch in diesem Zusammenhang, dass die in der Mangelökonomie der wirtschaftlichen Rekonstruktionsperiode tradierten Tugenden des Sparens und Verzichts dazu führten, dass sich „Konsumbedürfnisse- und wünsche“ vorerst aufstauten, ehe dem wirtschaftlichen Aufschwung eine bemerkbare Steigerung der Bruttoreallöhne – und damit der Kaufkraft – folgte (vgl. ebd.). Zu Beginn der 1950er Jahre waren jedoch bereits zahlreiche Veränderungen in der Esskultur und im Konsumverhalten zu verzeichnen:

Zum einen sank die Nachfrage nach Lebensmitteln, welche zuvor stark rationalisiert und nur durch Lebensmittelmarken erhältlich waren. Güter des „nicht lebensnotwendigen Konsums“ – etwa Kaugummi, Nylonstrümpfe oder exquisites Speisen – erfreuten sich jedoch immer größerer Beliebtheit (vgl. ebd.: 26-27).

Weiters verlor mit Beginn der 1950er Jahre – und dem Ende strikter Nahrungsmittelnationalisierung – der Schwarzmarkt als Mittel zur Nahrungsmittelversorgung endgültig an Bedeutung, was als Indikator für eine nunmehr wieder funktionierende Lebensmittelversorgung interpretiert werden konnte (vgl. Eder 2013: 224).

Zum anderen wurden die Wiener*innen anno 1950 mit einem völlig neuen Geschäftstyp konfrontiert, der eine neue Ära des Konsumverhaltens einläuten sollte: Der von der „Konsumgenossenschaft“ eröffnete, erste Selbstbedienungsladen als Vorreiter des modernen Supermarkts (ebd.: 222). Ab 1951 konnte man in Bezug auf die Ernährungslage wieder „von einer mehr oder weniger freien Konsumwahl sprechen“ (ebd.: 224). Dennoch kam es immer wieder zu Versorgungslücken – beispielsweise während der Koreakrise 1951, die zu Lieferengpässen in der Fleischversorgung führte, wodurch zwischen Juli 1951 und Juli 1952 sogar zwei „fleischfreie Tage“ eingeführt werden mussten. Bereits ein Jahr später konnten hingegen die letzten Überbleibsel von Nahrungsmittelrationalisierung und Kartensystem beseitigt werden (vgl. ebd.).

Mitte der 1950er Jahre hielt die positive wirtschaftliche Entwicklung bereits merklich Einzug in die Lebenswelten der Menschen: Allein „zwischen 1955 und 1961 konnten die Wiener ArbeitnehmerInnen einen 8-prozentigen Zuwachs ihres realen Bruttomedianeinkommens verzeichnen“ und „bis 1962 konnte eine Arbeitslosenrate von unter zwei Prozent erreicht werden“ (Eder 2005: 28 & ders. 2013: 231). Jene Arbeitsmarktsituation beendete endgültig die notgedrungene Bescheidenheit im Konsum. Auf das „große Hungern“ folgte eine „Fresswelle“. (vgl. Eder 2013: 233). Das in diesem Zusammenhang Jahrzehnte später noch vorherrschende Stereotyp der ungesunden, fettreichen Ernährung der Fünfzigerjahre revidierend, postuliert Eder, dass ab der zweiten Hälfte des Jahrzehnts aber eine höhere Nachfrage nach „feineren“ oder „besseren“, nicht aber ausgiebigeren oder fettreicheren Nahrungsmitteln zu verzeichnen waren (vgl. ebd.).

Das rasche Wachstum ging wiederum mit einer Beschleunigung sämtlicher Lebensbereiche – so auch in der Esskultur und im Konsumverhalten – einher. „Alles wurde schneller: Einkauf, Zubereitung, Verzehr“ (Breuss 2004: 244) Das gesteigerte Tempo, dessen Impetus die neuen Maschinen und Automaten verkörperten, „löste[n] widersprüchliche Reaktionen aus: Einerseits herrschte Modernisierungsfieber, andererseits wurden Ängste und Abwehrhaltungen mobilisiert“ (ebd.).

Das „Espresso“, als neuer Typ der schnellen Verköstigung wurde zu einem Symbol dieser Auseinandersetzung (vgl. ebd.). Stellvertretend für diese weitere Zäsur in der Kontinuität von Ess- und Trinkkultur soll dieser Lokaltypus an dieser Stelle exkursiv diskutiert werden.



Abbildung 16: Heutiges Theatercafé der Volksoper im "Espresso"-Design der Fünfzigerjahre (unbekannt)

Die Erfindung der ersten Espressomaschine mit automatischer Wasserdosierung im Triest der 1930er Jahre revolutionierte die Kaffeeherstellung und fand ihren Weg ins Wien der Nachkriegseuphorie (vgl. Till 2011: 21). Als Antithese zum traditionellen Wiener Kaffeehaus, das zum stundenlangen Verweilen einlud, sollte das neue Getränk rasch und in einem modernen, funktionalen Umfeld ausgeschenkt werden (vgl. ebd. 18). „Um die rascheren Konsumationszyklen aufrechtzuerhalten, wurden weder Zeitschriften noch Spiele angeboten und meist auch kein Wasser zum Kaffee gereicht“ (ebd.: 19). So wurde das Espresso vielerorts „als Symptom zeitgenössischer Hektik [...] als Angriff auf die Wiener Gemütlichkeit verstanden“ (Breuss 2004: 245). Die Ängste von Kaffeehausbetreiber*innen sollten nicht unbegründet bleiben, zumal das erste Espresso – als eines von vielen, die noch kommen sollten – 1950 seine Pforten öffnete und sich die Zahl der Wiener Kaffeehäuser zwischen 1955 und 1965 von 934 auf nur noch 633 verringerte (vgl. Dietrich 2005: 123).

Die Gegensätze zwischen traditioneller Gemütlichkeit und moderner Hektik im Kaffeekonsum wurden 1957 – inszeniert von Hans Moser und Paul Hörbiger – auch filmisch aufgegriffen (ebd.: 123-124): Darin ist das „traditionelle Wiener Kaffeehaus [...] dargestellt als der ruhige, gemütliche Rückzugsort. [...] Das Espresso hingegen ist ein lautes, hektisch-betriebsames Durchhaus, wo ein Wurlitzer dröhnt, die chromblitzende Espressomaschine röchelt, Menschen an der Theke drängen und ‚kurze‘ Rast im Wiederaufbau halten, wo sich die Jugend und die unstete Geschäftswelt trifft und der Kellner zum Barkeeper mutiert ist.“ Schließlich zogen Kaffeehausbetreiber*innen aus dieser Entwicklung Bilanz und schafften ebenso Espressomaschinen an. H. C. Artmann resümierte 1958 über die Widerspenstigkeit des „traditionellen“ Wiener Kaffeehauses, dass es ein Irrtum gewesen sei, „dass man in dieser ‚gehetzten, mond- und raketennarrischen Zeit [...] genug vom ungelüfteten Plüsch der Vergangenheit, von den losen Stahlspiralen der zersessenen Sitzbänke‘ gehabt hätte. Die ersten Espressos [...] hätten kapituliert, ‚wo man stehenden Fußes und gehetzt seinen Maschinenmokka halbfliegend ausbuxt, um weiterzueilen. [...] Was sind sie denn, als etwas modernisierte ‚Cafés.‘“ (Dietrich 2005: 125).

Jener Generationenkonflikt kann stellvertretend für eine Bruchlinie in der Kontinuität in der weiter oben besprochenen „eigenen“ Ess- und Trinkkultur verstanden werden, der nicht zuletzt dem wirtschaftlichen Aufschwung und dem Beginn fordistischer Konsummuster zuzuschreiben war. Bevor näher auf die Rückwirkung jener Entwicklung auf die Kultur der Kiosklandschaft – unter nunmehr *fordistischem* Vorzeichen – eingegangen werden kann, soll sie in Zusammenhang mit dem Phänomen „Espresso“ gesetzt werden.

Christoph Wagner (1995: 45f) postuliert: „Der Schnellimbiß kann als Topos bürgerlicher Leistungsethik, deren Streben nach Effizienz bis hinein in den Stoffwechsel reicht, interpretiert werden, aber auch als Ort der Verweigerung bürgerlicher Verhaltensweisen.“ Auf zweiten Aspekt Bezug nehmend, zieht Nicole Dietrich (2005: 126) – im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Be- und Entschleunigung – Parallelen zwischen den Generationenkonflikt um Kaffee und der Rolle des Wiener Würstelstandes: „So wie sich das Espresso als Zone des Generationenkonflikts erkennen lässt, hält doch die Musicbox gemeinsam mit den

Espressomaschinen ab 1954 Einzug in die Cafés und Gasthäuser. Rock'n'roll, Beat und Jazz machen den Körper von innen heraus erfahrbar und provozieren damit azyklische Rhythmen und eine Sinnlichkeit, die sich der Linearität der Leistungsgesellschaft widersetzen. So findet auch hier, am Würstelstand, eine Art individuelle, introvertierte Entschleunigung statt.“ Sie stellt damit in den Raum, dass die Wiener Imbissbude, entgegen ihrer ursprünglichen Funktion als schnelle Versorgungseinrichtung, im Wien des Wirtschaftswunders die Antithese zur gesellschaftlichen Temposteigerung darstellte, denn: „Würstelstände mögen für den transitorischen Aufenthalt gedacht sein, der stationäre jedoch ist die Regel“ (ebd.: 126). Entweder widerspricht sie damit teils namhaften Autor*innen der ethnologischen Nahrungsforschung – wie etwa Ulrich Tolkendorf oder Wolfgang Baumann, die den Kiosk auf sein ambulantes und transitorisches Bewirtungsmuster reduzieren – oder aber greift ein Spezifikum der Wiener Imbisskultur heraus.

5.3.2 Merkmale der Imbisskultur

Der Kiosk als Relikt raumzeitlicher Umstrukturierungen in industriezeitlichen Ballungsräumen wurde für ihre Bewohner*innen vom schnellen und günstigen Versorger zum symbolischen Träger von Identität und Kontinuität; wie auch zu einem Ort der Verweigerung gesellschaftlicher Beschleunigung und Leistungsethik – so zeigt es zumindest der Wiener Würstelstand am Beginn des fordistischen Zeitalters auf. Im Folgenden sollen – unter Bezugnahme auf die Forschung von Ulrich Tolkendorf (1981: 143-152) – Merkmale der Imbisskultur herausgearbeitet werden. Es sei hierbei jedoch darauf hingewiesen, dass der Autor dabei die gegenwärtige Imbisskultur in Schleswig-Holstein um 1980 untersuchte. Ungeachtet dessen gilt sein Gesamtwerk als maßgeblich für die ethnologische Untersuchung des Phänomens „Schnellimbiss“, weswegen „seine“ Merkmale der Imbisskultur hier zusammengefasst werden sollen:

1. **Schnell:** Er betont die übliche Schnelligkeit am Kiosk – sowohl im Service als auch im Verzehr. Im Unterschied zur bürgerlichen Esskultur, die schnelles Essen als „vulgäre Gewohnheit“ diffamiere, verspüren Kioskgänger*innen „eine Form von Freiheit und Ungezwungenheit“. Für diese Abkehr bürgerlicher Verhaltenszwänge beim Essen prägte

Gregory Hall den Begriff „Fast Food Happiness“: „Speed means we can get something or somewhere as quick as possible. It means escape from the necessity of waiting, of being patient. In our fast moving society, where waiting can demand determination and perseverance, escape from ‘wasted’ time is deliverance, relief, or happiness.“

2. **Öffentlich:** Der Kiosk ist aufgrund seiner Verortung im öffentlichen Raum eine Einrichtung zum Verzehr auf offener Straße. Die bürgerlich-familiäre Institution der Mahlzeit im eigenen Haus bilde wiederum das Gegenstück. Für Kiosknutzer*innen übe der „hohe Grad an Öffentlichkeit [...] eine wesentliche Faszination“ aus: „Er vermittelt das Gefühl des Dabeiseins, der Übersicht.“
3. **Schau-Effekt.** Der*die Konsument*in „kann essen und gleichzeitig am Geschehen um ihn herum passiv teilnehmen, etwa an dem Zubereitungsvorgang, am Bestellritual anderer oder am öffentlichen Leben um ihn herum, sei dies nun auf dem Bahnhof, der Einkaufsstraße, dem Ausflugsziel oder dem Parkplatz.“
4. **Funktional:** Die Inneneinrichtung unterliege am Kiosk einer zweckrationalistischen Funktionalität, die üblicherweise nur ein begrenztes Warensortiment zulässt. Hatte sich erst der Kessel zum Kochen der Speisen – wie auch noch im Wien der Fünfziger- bis etwa der Siebziger- oder Achtzigerjahre – als zentrales Herstellungsmittel erwiesen, „stehen heute die Techniken mit den Merkmalen ‚grillen‘ und ‚frittieren‘“ im Vordergrund.
5. **Stehend (ambulant):** Üblicherweise sind Kioske nicht mit Tischen und Sitzgelegenheiten ausgestattet. Diese werden durch den Tresen bzw. Stehtische ersetzt, was der „Funktionalität des schnellen Warenaustauschs und Konsums“ entspricht. Es müsse keine Rücksicht „auf das sonst genormte und durch soziale Kontrolle leicht überprüfbare Eßverhalten bei Tisch“ genommen werden. Der Konsum im Stehen erweise sich wiederum konträr zum bürgerlich-traditionellen „Kommunikationsmodell Tischgemeinschaft“.

6. **Elementar:** „Am Imbißstand wird auf Besteck weitgehend verzichtet, man ißt mit den Händen, und es gibt keine Möglichkeit, sich vorher zu waschen, auch wenn sie gerade ölverschmiert sind. Der Geruch von häufig gebrauchtem Frittieröl und überspritzendem Fett ist nicht zu eliminieren. Die Schürze des grillenden Imbißbetreibers hat nicht die makellose Sauberkeit des Fracks eines Oberkellners. [...] Die kleckernden Spuren des Vorgängers am Tresen werden häufig nicht sofort durch wieselndes Personal beseitigt. [...] Der Wurf mit dem Pappteller und den Senfresten verfehlt schon mal die Abfalltonne als Ziel.“ Schließlich betont er, dass „elementar“ nicht mit „entritualisiert“ – wie Baumann et. al. (1980: 51f) postulieren – gleichzusetzen sei: „Auch der Imbißstand kennt seine Alltagsrituale, hat ein kulturelles System“.
7. **Standardisiert:** Das reduzierte, standardisierte Warenangebot am Kiosk gebe dem*der Konsument*in Verhaltenssicherheit: Dass man „überall – oder zumindest in einer bestimmten Region – auf das gleiche und halbvorgefertigte standardisierte Angebot von Massenprodukten“ trifft, „erleichtert die Wahl und enttäuscht nicht das Erwartungsverständnis.“ Das bewusst reduzierte Speisensortiment könne wiederum als Gegensatz zur bürgerlichen Esskultur mit ihrer Affinität für das „Besondere“ und ein größeres Variantenreichtum verstanden werden.
8. **Verkäufer*in-Konsument*in:** Hier kennzeichnet Tolksdorf das eingeebnete Verhältnis zwischen Verkäufer*in und Konsument*in am Kiosk, das sich „weitgehend aller kommunikative[r] Floskeln entledigt“. Im Gegensatz hierzu hält er unter Bezugnahme auf Wolfgang Baumann et. al. (1980: 53f) fest, dass das Verhältnis zwischen Gast und Gastgeber*in in Restaurants und Wirtshäusern streng hierarchisch sei. Der*die Gastgeber*in sei „der Garant der Einhaltung des Rituals“. Gäste legen „größten Wert darauf, daß in diesen besonderen Räumen ritueller Kommunikation der Geschäftsinhaber oder ein als Weisungsbefugter durch Kleidung und Habitus gekennzeichneter Geschäftsführer anwesend ist“, während es am Schnellimbiss „eher informal und quasi-demokratisch“ zugehe. „Am Imbiß wird nichts und kann nichts verschleiert werden, es gibt

keine Hinterbühne wie in klassischen Restaurants, etwa in solchen, die E. Goffman erwähnt, in denen der Kellner zwei Gesichter zeigen kann.“

9. **Die Sprache:** Tolksdorf bezeichnet die Sprache am Kiosk als „restringierten Code“, der das Merkmal einer „beschädigten Kommunikation“ aufweist. Sie sei verkürzt, habe aber „nicht die Struktur einer unpersönlichen Kommandosprache“, sondern sei „ungezwungen und leger“.

10. **Kommunikation:** Sie sei als „freie funktionale und teilnehmende Kommunikation“ zusammenzufassen. Sie brauche „sich nur zum geringen Teil der Sprache bedienen“ und hat „sich fast aller Kommunikationsformen der bürgerlichen Eßkultur entledigt“.

Im Widerspruch dazu stellen Baumann et. al. (1980: 54-55) am Kiosk als „individualisierte Kantine“ (vgl. Kapitel 3.4.2) jeglichen kommunikativen Aspekt in Abrede: „Während das traditionelle Speiselokal charakterisiert ist durch die Kombination von Konsum- und Kommunikationsort, bleibt dem Imbißstand nur noch die Konsumption. [...] Der situationsbedingte Mangel an Kommunikationsmöglichkeiten gerät zur Freiheit vom Kommunikationszwang: die Entscheidung für den Schnellimbiß ist auch demonstrativer Kommunikationsverzicht.“

Tolksdorf definiert „seine“ Imbisskultur in hohem Maße durch Abgrenzung von „bürgerlicher“ Esskultur. Jene Gegensätze können ebenso klassenspezifisch interpretiert werden. Das heißt, die „bürgerliche“ Esskultur und die „proletarische“ bzw. „freie“ oder „ungezwungene“ Imbisskultur können wiederum anhand der Pole „eigen“ und „fremd“ differenziert werden (vgl. Kapitel 5.2.1). Sie ist jenen „fremd“, deren Essenshabitus von häuslichen Tischgemeinschaften und dem klassischen Restaurant bestimmt werden. „Eigen“ ist die Imbisskultur aber jenen, die beim Essen bürgerlichen Verhaltensnormen entfliehen möchten.

Baumann et. al. und Tolksdorf bezeichnen den Kiosk als Ort der Nicht- oder der verkürzten Kommunikation. Alle genannten Autor*innen betonen das transitorische, schnelllebige und kurze Bewirtungsmuster, welches rein funktionale Aspekte zu erfüllen hat. Auf der anderen Seite greifen Autor*innen, die sich mit der Kultur des Wiener Würstelstandes beschäftigen, seine Funktion als Bollwerk der Beständigkeit, der Gemächlichkeit und als Ort der Entschleunigung auf – wie etwa Nicole Dietrich im Zusammenhang mit dem beschleunigten Alltag der Fünfziger- und Sechzigerjahre (vgl. Kapitel 5.3.1). Ohne weiter auf vermeintlich deutsch-österreichische Unterschiede in der Imbisskultur einzugehen, soll das folgende Kapitel dem Wiener Würstelstand – im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlicher Modernisierung und Entschleunigung – und seiner Rolle als Symbolträger und Identifikationsfigur oder anachronistisches Relikt gewidmet werden.

5.3.3 Der Wiener Würstelstand: Popkulturelles Symbol und Feindbild fordistischer Stadtplanung

Schnell wurden die Wiener Straßenstände unter dem Gesichtspunkt der aufkommenden autogerechten und technokratischen Planungskultur seitens der Stadtplanung als störend betrachtet. Das sich ab den Fünfzigerjahren rasant steigernde gesellschaftliche Tempo bewirkt mit einem höheren Mobilitätsbedürfnis der Stadtbevölkerung auch einen rasch zunehmenden Motorisierungsgrad, dessen Impetus es galt, verkehrsplanerisch entgegenzukommen. Diese Tendenzen finden sich bereits im Stadtplanungsbericht an den Wiener Gemeinderat des Jahres 1952: Darin ist vom „in berufenen Fachkreisen bereits allgemein anerkannte[n] Vorrang der Verkehrsplanung“ die Rede (Brunner 1952: 7). An anderer Stelle werden Lösungen zur Entlastung der innerstädtischen Verkehrsachsen und -knotenpunkte vorgeschlagen (vgl. ebd.: 35f; 139f). Waren in Wien zu Beginn der Fünfzigerjahre 3,3 PKW je hundert Haushalte gemeldet, sollte sich diese Kennzahl bis 1961 auf 22 und bis 1971 auf 47 steigern (vgl. Eder 2005: 31).

In Anbetracht steigender Verkehrsunfallstatistiken sollten zum einen „zurückgedrückte Baulinien“ (ebd.: 82) an höherrangigen Straßen zur Querschnittsverbreiterung festgelegt werden. Zum anderen sollte der motorisierte – wenn nötig – gar nicht erst vom nicht-motorisierten Individualverkehr gestört werden. Jene Vorstellung sollte wenige Jahre später mit der Eröffnung

der damals international bewunderten Opernpassage als „Verbannung“ des Fußgänger*innenverkehrs unter die Erdoberfläche zum Wohle des Autoverkehrs erstmals seinen räumlich manifestierten Niederschlag finden (vgl. Magistrat der Stadt Wien o.J.).

Angesichts jener fußgänger*innenfeindlichen, vermeintlich „modernen“ Stadtplanung, liegt der Schluss nicht weit, dass der Kiosk im „neuen Wien“ weniger Platz haben sollte: „Die unter verkehrstechnischen und touristischen Gesichtspunkten forcierte Umgestaltung der Stadt ließ ihn in den Augen mancher Stadtplaner als anachronistisch erscheinen, insbesondere in der viel besuchten Innenstadt, deren Straßenbild nicht verschandelt werden sollte“ (Payer 2008: 6). Es entbrannte eine politische Debatte über den Umgang mit innerstädtischen Straßenständen: Auf der einen Seite stünden sie dem „sprunghaft ansteigenden Verkehr“ im Weg und verschandeln mit ihrer „windschiefen“ und „wackeligen“ Erscheinung das Stadtbild. Andere wiederum – auch Besucher*innen der Stadt – nahmen die mobilen Verkaufsstände als „Farbtupfen im Großstadtgrau“ in Schutz (AZ-Sonntag 1965: 1; Payer 2008: 6). Schließlich beschloss der Gemeinderat 1958, dass in der Inneren Stadt keine weiteren Lizenzen für Straßenverkaufsstände mehr vergeben, sondern lediglich bestehende Stände weitergeführt und an Verwandte vererbt werden sollten (AZ-Sonntag 1965: ebd.). Diese „Kiosk-Debatte“, welche vorerst in diesem Beschluss gipfeln sollte, blieb von der Öffentlichkeit nicht unbemerkt: „Mediale Rettungsaktionen wurden gestartet, die auf die Wichtigkeit dieser ‚Farbtupfen im Großstadtgrau‘ hinwiesen und auch darauf, welch fixer Teil des Stadtimages diese ‚Wiener Institution‘ mittlerweile geworden war“ (Payer 2008: ebd.). Der „Würstelmann“ wurde auch popkulturell als „wichtige[n] Identifikationsfigur“ der Wiener Bevölkerung nostalgisch-verklärend verarbeitet:

*„Die Wiener Typen, sagt man, sind schon rar, weil wir moderner werden Jahr für Fahr.
[...] Alles hat sich angepaßt der neuen Zeit, nur Einer ist geblieben noch bis heut’, der hat
sich nur ganz leicht modernisiert, weil er sein G’schäft jetzt auf vier Radeln führt. Das ist
der Würstelmann beim Schottentor am Eck.“*

(„Der Würstelmann beim Schottentor“, Wienerlied, 1956, Musik: Hans Weiner-Dillmann,
Text: Max Rosenbräuer, n. Payer 2008: 6; 9)

Wenige Jahre später, 1961, wurde dem Wiener Würstelstand im ORF gar eine eigene Miniserie gewidmet. In der Sendung „Heiße am Samstag“, die im Werbeblock vor dem Hauptabendprogramm lief, verkörperte Otto Schenk den Würstelverkäufer Alois Brunner (ORF Fernseharchiv 20.11.2011):

„Oft frage ich mich: Alois, warum stehst du da, mitten in dera Nacht, allan und kämpfst auf verlorenem Posten einer untergehenden Tradition? [...] Die woll'n uns jo die Konzession nicht amal verlängern. Jo, und wer waß, für wos' guat is'? Wenn ma sieht, wos do heranwachst? Amoi mecht i no an jungen Menschen erleben, der an wirklichen Gusto auf a Paarl Frankfurter hat!“

(„Heiße am Samstag“, 1961, ORF Fernseharchiv, PANORAMA Klassiker der Reportage, Folge 96, Würstelstand, 20.11.2011)

Ende des Jahres 1965 wurde seitens des zuständigen Gemeinderatsausschuss beschlossen, nunwieder neun Ansuchen um Errichtung von Würstelständen zu bearbeiten. „Jahrelange Ungewißheit ist also zu Ende. [...] Eine Wiener Institution scheint – vorläufig wenigstens – gerettet. Für wie lange ist freilich eine große Frage“ (AZ-Sonntag 1965: 1). Im selben Artikel der „Arbeiterzeitung“ wird dem „traditionellen“ Wiener Kiosk ob seiner Beliebtheit – vor allem unter „Spätheimkehrern“ – und seiner immer noch günstigen Preise gehuldigt. Angesichts einer damaligen Gesamtzahl von bis zu 300 Straßenständen – etwa auch Obst-, Zeitungs-, Blumenverkaufsstände oder „Maronibrater“ – fiel die Anzahl der Würstelstände auffallend gering aus (vgl. ebd.):

„Die 38 Wiener Würstelmänner – 10 am Tag, 28 bei Nacht – haben sich an den Umgang mit seltsamen Käuzen gewöhnt. Kaum einer, der sich nicht zu einem Lebensphilosophen entwickelt hätte. Auch wenn sich seine Bretterbude inzwischen zu einer von einer Kleinzugmaschine fortbewegten chromblitzenden Karosse gemausert hat,

bleibt ein echter Würstelmann sich treu. Wie ein Pariser Bistro-Wirt hört er seinen Gästen zu. Der Würstelstand ist nicht zuletzt ein Ort, an dem man seine Sorgen loswerden kann. Das scheint auch ein Grund zu sein, warum die Wiener Würstelmänner so beliebt sind: Sie können zuhören – oder sich zumindest so stellen, als hörten sie zu.“

(Arbeiterzeitung Sonntagsbeilage, 1965, Die heiße bleibt am Eck, 19.12., 1)

Im Hinblick auf diese medial und popkulturell verarbeitete Straßenstand-Debatte, welche „den Würstelmann“ nostalgisch-verklärend zur Kultfigur, nächtliche*r Seelsorger*in und letzten Bastion der Beständigkeit im Wien der ubiquitären Modernisierungsbestrebungen hochstilisiert, erscheinen die von Tolsdorf und Baumann et. al. postulierten Charakteristika einer auf Zweckrationalität und Funktionalität reduzierten Imbisskultur – ohne nennenswerte soziale und kommunikative Aspekte – hier wenig zutreffend. Der Wiener Würstelstand hatte sich – zumindest partiell – vom Zweck seiner Entstehungsgeschichte (vgl. Kapitel 2 & 3.4) losgelöst: Von einer industriezeitlich notwendig gewordenen Versorgungsinstitution für die vom mechanischem Zeitdiktat beherrschten Arbeiter*innen wurde er zum Symbolträger für Beständigkeit und Gemächlichkeit. Als Ort der Verweigerung von Leistungsethik und Modernisierungsmechanismen wurde der Wiener Kiosk nun auch zum Hort gesellschaftlicher Entschleunigung (vgl. Kapitel 5.3.1).

Die Anzahl der Wiener Imbissbuden, welche damals – laut AZ-Sonntag – sehr gering ausfiel, sollte sich mit den nächsten Jahrzehnten vervielfachen. Die wirtschaftliche Entwicklung, welcher diese Ausweitung und Auffächerung der Kiosklandschaft Vorschub leistete, soll im folgenden Kapitel behandelt werden.

5.4 Fordistischer Aufbruch in den Sechziger- und Siebzigerjahren

Nach Manfred Scharinger folgte auf das österreichische Wirtschaftswunder eine österreichische „Strukturkrise der 1960er Jahre“ (Scharinger 1995e: 158). Jene war vor allem auf die „nichterfolgte EWG-Mitgliedschaft“ zurückzuführen, zumal vor allem die für die Volkswirtschaft bedeutende, verstaatlichte Grundstoffindustrie unter der „Umstellung von der EWG- auf die neuen EFTA-Märkte“ zu leiden hatte: „Vor allem deshalb, weil die EFTA-Märkte mit Ausnahme der Schweiz weiter entfernt als die EWG-Länder lagen“ (ebd.). Damit vergrößerten sich die Absatzmarktradien, weswegen „Österreich im Vergleich mit den anderen höher entwickelten kapitalistischen Ländern in der Wirtschaftsdynamik zurückfiel“ (ebd.). Der parallel verstärkt aufkommende Tourismus hatte eine „Ausgleichsfunktion“: Mit ihm „gelang es in der Regel über die darauffolgenden zwei Jahrzehnte, den Importüberschuß und das daraus entstehende Loch in der Handelsbilanz zum Teil [...] zu kompensieren“ (ebd.: 160f-161). Auch fand bei vorübergehenden Konjunkturschwankungen ein keynesianisches Instrumentarium und sozialpartnerschaftliche Regulierung Anwendung. „Bereits während der Abschwünge 1958 und 1967 war eine Passivierung der öffentlichen Haushalte zur Nachfragebelebung erfolgt“ (Eigner/Resch 2013: 124).

Im September 1967 berichtete der ORF über die schwache österreichische Konjunktur und den Rückgang der Nächtigungszahlen mit einem – vor allem für die vorliegende Arbeit – treffenden Vergleich:

„Albträume plagen die heimsche Verkehrswirtschaft. Heißt es morgen zusperr'n? Ist der Rückgang des Tourismus, den man heuer allenthalben spüren konnte, nur ein Vorschuss auf die totale Pleite gewesen? [...] ‚Bratwürstelsommer‘ hat man per Saldo die Reisesaison 1967 genannt. Die Würstelstände waren auch voll. Denn für die Heißen – nicht wahr – da gibt es Inklusivpreise. Die Semmel ist im Package inbegriffen, der Senf auch. In den Hotels, freilich, warteten die leeren Betten.“

(ORF Fernseharchiv, Horizonte, Touristenpleite in Österreich (Gestaltung: Gustav Zedek), 26.09.1967)

Auf die Überwindung jener Strukturkrise in den Jahren 1967/1968 folgte die längste Phase wirtschaftlichen Aufschwungs der Zweiten Republik, welche bis etwa 1974 andauerte (vgl. Scharinger 1995e: 161). Obgleich ab den Sechzigerjahren vor allem in der Stadt Wien eine Tertiärisierungswelle einsetzte (vgl. Abbildung 15), war die kapitalistische Entwicklung auf nationalstaatlicher Ebene nun wieder stärker industriell getragen (vgl. ebd.). Das ist vor allem auf die verstaatlichte Industrie zurückzuführen, welcher bis in die Siebzigerjahre zugleich als größter industrieller Arbeitgeber und als zentraler Motor der österreichischen Wirtschaft fungierte (vgl. Penz 2007: 56). Während der Zuwachs industrieller Wertschöpfung zwischen 1962 und 1972 hinter der Steigerung des gesamten BIP zurückfiel, war das Verhältnis zwischen 1968 und 1974 umgekehrt (vgl. Scharinger 1995e: 162):

Durchschnittliche Zuwachsraten pro Jahr österreichweit		
	1962-1967	1968-1974
BIP	5.2%	4.3%
Industrie	4.3%	7.1%

Tabelle 3: Wachstumsraten in Österreich im Vergleich

Der nunmehrige Aufwärtstrend lag zum einen darin begründet, dass die „EG-Diskriminierung Österreichs zu Ende ging“ (ebd.): Die ab 1967 in EG umbenannte EWG bemühte sich um den Abbau der Zollschränken zu den EFTA-Staaten und mit Beginn der Siebzigerjahre wurde die österreichische Wirtschaft durch Freihandelsabkommen zunehmend in die gesamteuropäischen Märkte integriert (vgl. ebd.: 162-163). Zum anderen war er zunehmend auf geringere Produktionskosten zurückzuführen – sowohl durch günstige Wechselkursbedingungen und Zollbestimmungen, als auch durch vergleichsweise niedrige Lohnkosten (vgl. ebd. 163-164).

Sowohl Konsum, als auch Produktion waren fordistisch determiniert: „Arbeite, um zu konsumieren“, hieß das fordistische Leitmotiv. Auf diese Weise entstehen ein hohes Wirtschaftswachstum, eine anhaltende Steigerung der Masseneinkommen und aufnahmefähige Binnenmärkte für dauerhafte Konsumgüter wie etwa Automobile, Haushaltsgeräte und Unterhaltungselektronik“ (Eigner/Resch 2013: 120). Durch die soziale Regulierung seitens der

Sozialpartnerschaft konnten Verkürzungen der gesetzlichen Arbeitszeit ausverhandelt werden („1959 auf 45, 1975 auf vierzig Stunden“), wodurch den Menschen mehr Freizeit – bzw. „Konsumzeit“ – blieb (ebd.).

Peter Eigner und Andreas Resch diskutieren im Zusammenhang mit dem „neuen“ Akkumulationsregime wiederum regionale Agglomerationseffekte: „Die regionale Dynamik des Fordismus war geprägt von der Konzentration führender Sektoren in spezifischen Agglomerationen. [...] In Österreich entwickelten sich als derartige Agglomerationszentren die (Stadt-)Räume Wien, Linz und Graz, denen weniger entwickelte ländliche Regionen gegenüberstanden, welche als Absatzmärkte und als Quelle für Arbeitskräfte fungierten“ (ebd.: 121). Jene „Wachstumspole“ konnten also aus dem Arbeitskräftepotenzial des vorgelagerten, peripheren Hinterlandes zurückgreifen.

Mitte der Sechzigerjahre war – wie bereits in Kapitel 5.3 erwähnt – das Arbeitskräftepotenzial aber bereits ausgeschöpft. Die steigende Produktion konnte nicht mehr – wie in den Fünfzigerjahren – „über die in die Industrie und den Dienstleistungsbereich eingegliederten Arbeitskräfte bewältigt werden, die in der Landwirtschaft freigesetzt wurden“, sondern es kam „in verschiedenen Bereichen zu einem echten Arbeitskräftemangel“ (Scharinger 1995e: 164). Dieser zwang – speziell die Stadt Wien – zur „sozialen Öffnung“, zumal „ausländische Arbeitskräfte [...] gezielt in die Stadt geholt [wurden], die meisten von ihnen aus dem damaligen Jugoslawien, in geringerer Anzahl auch aus der Türkei.“ (Payer 2004: 1). Sogenannte „Gastarbeiter*innen“ sollten den Arbeitskräftebedarf decken. Sowohl mit Jugoslawien, als auch der Türkei wurden dafür im Rahmen des „Raab-Olah-Abkommens“ – unter Einbindung der Sozialpartnerschaft – bilaterale Anwerbeverträge abgeschlossen. (vgl. ebd.). Bis 1973 wurde österreichweit der Gastarbeiter*innenanteil auf 8,7 Prozent bzw. 226.000 gesteigert. 78,5 Prozent der ausländischen Arbeitskräfte stammten aus Jugoslawien und 11,8 aus der Türkei. (vgl. Scharinger 1995e: 164). In Wien lag die Zahl der jugoslawischen Gastarbeiter*innen 1968 bei rund 19.000 Personen und stieg bis 1973 auf etwa 75.000, ehe sie sich bis 1987 auf 62.400 reduzierte. Im selben Zeitraum aber stieg der Anteil türkischstämmiger Arbeitnehmer*innen „von knapp 2.600 auf 9.500 und 33.400“ an (vgl. Payer 2004: 2). Stammten also 1968 nur etwa 12 Prozent der Wiener „Gastarbeiter*innen“ aus Türkei, waren es 1987 etwa 34,9 Prozent. Da

sich die Arbeitskräftebarriere bundesweit stark unterschieden hatte, kam die relativ hohe Mobilität der Gastarbeiter*innen der Volkswirtschaft insofern zugute, als dass sie in Regionen mit höherem Arbeitskräftebedarf „eingesetzt“ werden konnten. Die Stadt Wien, welche – wie etwa auch das Bundesland Vorarlberg – die Anwerbung am intensivsten forcierte, fand sich aus Sicht der Migrationsforschung in einer ähnlichen Situation wie bereits zur Jahrhundertwende (vgl. Kapitel 3.1) wieder: „Die räumliche Verteilung der ‚Gastarbeiter‘ im Wiener Stadtgebiet [war] ähnlich jener der tschechischen Minderheit um 1900. [...] Die ‚Gastarbeiter‘ ließen sich insbesondere in den gürtelnahen Bereichen des 15., 16. und 17. Bezirks sowie in Teilen des 2., 5., 10., und 20. Bezirks nieder. Hier fanden sie jenes ‚andere‘ Wien vor, das schon zur vorvorigen Jahrhundertwende von der Masse an Zuwanderern geprägt worden war und das sich schon damals deutlich unterschieden hatte von den Lebenswelten in der Innenstadt“ (Payer 2004: 4-5). Wie die böhmischen Arbeitsmigrant*innen im Wien der Habsburgermonarchie prägten die „Gastarbeiter*innen“ den wirtschaftlichen und kulturellen Alltag des fordistischen Wiens – so auch die Imbisskultur und die Kiosklandschaft. Dazu aber später mehr.

Um 1970 waren die „Verwertungs- und Akkumulationsbedingungen des österreichischen Kapitals [...] im Begriff, sich grundlegend zu ändern (Scharinger 1995e: 165): Mit dem Beginn der SPÖ-Alleinregierung unter Bruno Kreisky bestand das wirtschaftliche Hauptziel in einer Abkehr von einer „Politik der tendentiellen Unterbewertung des Schillings“ hin zu einer „Stabilisierung des Preisniveaus“ (vgl. ebd.: 166). Die Hartwährungspolitik „sollte die Umstrukturierung der Großindustrie beschleunigen“ (ebd.: 167) und der wirtschaftspolitische Modernisierungskurs den sozialpartnerschaftlich ausverhandelten, sozialen Frieden zwischen Produzierenden und Arbeitenden herstellen: „Gerade die Fähigkeit der Regierung Kreisky, die großkapitalistischen Modernisierungswünsche zu verbinden mit dem allgemeinen Reformdrang, machte die SPÖ zu einer echten Regierungsalternative“ (ebd.: 168). Das hohe Wirtschaftswachstum, der Anstieg der Beschäftigtenzahlen wie auch die steigende Löhne bildeten die Voraussetzungen für einen umfassenden gesellschaftspolitischen Reformschub. Dieser beinhaltete neben Ausbaumaßnahmen im Bildungs- und Sozial-, und Gesundheitsbereich arbeitsrechtliche Reformen, wie etwa drei Wochen Mindesturlaub und die 40-Stunden-Woche

(vgl. ebd.). Allein 1970 stiegen „die Monatsverdienste in der Gesamtwirtschaft um 8,1%“ (ebd.: 169).

Der „österreichische Weg“ „einer ‚Mischökonomie‘ aus verstaatlichtem Grundstoffsektor und privater, kleinteilig organisierter Konsumgüterproduktion“ unterlag einem fordistischen Regulationsdispositiv (Maderthaler/Musner 2007: 24). „Nach einer Phase des über Lohn-/Preisabkommen staatlich verordneten Zwangssparens“ konnte sich nun endgültig „eine mit fordistischen Elementen durchgesetzte Politik des wirtschaftlichen und sozialen Korporationismus und der Institutionalisierung gesellschaftlichen Interessenausgleichs in Form der Sozialpartnerschaft“ etablieren (ebd.). Wolfgang Maderthaler und Lutz Musner verweisen darauf, dass das zentrale Bestimmungsmerkmal fordistischer Regulationspolitik in der Herstellung „sozial verträglicher Kompromisse“ lag (ebd.): Die Verbesserung arbeitsrechtlicher Standards, wie auch die Anhebung der Löhne standen in einer Wechselbeziehung mit beständigen Profitraten der Akkumulation (vgl.: ebd.).

Die Kennzeichen des österreichischen Fordismus können nach Maderthaler/Musner (ebd.: 26) in Schlagworten nochmal wie folgt zusammengefasst werden:

- *„Industrielle Massenproduktion dauerhafter Konsumgüter (durch die verstaatlichte Industrie und das mittelständische Gewerbe)“*
- *„Massenkonsum dieser Güter durch die Mittelklasse und die (nunmehr) einkommensstärkeren Facharbeiterhaushalte“*
- *„Erhöhter Energiekonsum und Mobilisierung der Gesellschaft (Autos und Autobahnen)“*
- *„Industrialisierung der Lebensmittelproduktion“*
- *„Eine keynesianische Fiskalpolitik zur Erhaltung der Vollbeschäftigung und Finanzierung des Sozialstaates“*
- *„Eine Ausbalancierung der Interessen von Kapital und Arbeit durch Korporatismus (Sozialpartnerschaft)“*
- *„Die fortschreitende Auflösung traditioneller Familienformen im Wege der Durchsetzung der Kernfamilie“*

Zielte das vorwiegend extensive Akkumulationsregime prä-fordistischer Zeit darauf ab, dass immer mehr Menschen immer mehr Arbeit leisten müssen, trat nunmehr die Beschleunigung, Rationalisierung und Intensivierung von Arbeit an den Plan: „In kürzerer Zeit mehr zu leisten, aber auch mehr zu verdienen, lautete eine Maxime der fordistischen Produktionsweise“ (Eder 2013: 231).

5.4.1 Fordistischer Konsumismus

Als Folge von Arbeitszeitverkürzungen und steigenden Löhnen blieb den meisten Wiener*innen nicht nur mehr Zeit, sondern auch mehr Geld, um zu konsumieren – oder zu sparen. So verdoppelte sich bereits zwischen 1955 und 1968 die durchschnittlichen Einkommen mit jährlichen Steigerungsraten von sechs bis zehn Prozent (vgl. Eder 2013: 228). „In den Siebzigerjahren stieg das verfügbare Einkommen weiter, allerdings ‚nur‘ mehr um drei bis sieben Prozent pro Jahr“ (ebd.). Die (inflationsbereinigten) Spareinlagen der Österreicher*innen stiegen zwischen 1955 und 1983 auf das 21-fache an. Dabei machten sie bis zu zwölf Prozent des jährlichen, persönlichen verfügbaren Einkommens aus (vgl. ebd.: 230).

Die niedrige Arbeitslosenrate, welche in Wien bis zum Beginn der Achtzigerjahre nie die Zwei-Prozent-Marke überschritt (vgl. Abb. 18), „trug in hohem Maße zu einer expansions- und zukunftsorientierten Konsumhaltung bei“ (ebd.: 231). Die Änderungen im Konsumverhalten können an einigen Beispielen festgemacht werden. Waren zu Beginn der Fünfzigerjahre etwa nur zwei Prozent der Wiener Haushalte mit Kühlschränken ausgestattet, waren es 1970 73, 1974 91 und 1984 bereits 96 Prozent (vgl. ebd.: 239). Ähnlich verhielt es sich mit Elektrogeräten wie der Waschmaschine oder etwa dem Fernseher. Letzterer „begünstigte ‚die Herausbildung und Standardisierung des familialen Innenraum als privilegierten Ort des privaten Konsums‘“ (ebd.: 241). Mit dem Durchbruch des Fernsehers verschob sich nicht nur die Projektionsfläche für „Wünsche, Sehnsüchte und Gefühle [...] und ihre Befriedigung mit dem Ge- und Verbrauch von Gütern“ vom öffentlichen Raum in den privaten Bereich (ebd.). Das Fernsehen trug auch „essenziell zur Kommerzialisierung des Lebens und zur Durchsetzung des Konsumismus bei“ (ebd.).

In Zeiten fordistischen Konsumismus kam es wiederum zu rasanten Veränderungen des Essverhaltens. Nach der vermeintlichen „Fresswelle“ der Fünfzigerjahre (vgl. Kapitel 5.3.1) war in den nächsten Jahrzehnten etwa „eine deutliche Verschiebung von tierischen zu pflanzlichen Fetten [zum Beispiel „Rama“ als Butterersatz, Anm.] festzustellen“, wobei aber der Konsum von Fleisch – vor allem Schweinefleisch – weiter angestiegen ist (ebd.: 234). Weiters verloren viele Gerichte den Charakter eines besonderen Wochend- oder Festtagsgericht und avancierten zum alltäglichen Lebensmittel: „Typische Beispiele dafür sind Kaffee, Fruchtsäfte oder auch Fleisch. Kuchen, Gebäck und Schokoladenerzeugnisse wurden ebenfalls zu alltäglichen Nahrungsmitteln“ (ebd.) Dabei erlebte etwa Reis einen Gebrauchswandel von der billigen Suppeneinlage in den Nachkriegsjahren hin zur delikaten Beilage als „Tafelreis“ und schließlich zur Hauptspeise. Eine ähnliche veränderte Lebensmittelaneignung erfuhr Zucker – ob seiner zunehmenden Synthetisierung und Verfeinerung – vom schnellen Energiebringer zur „versteckten“ Beigabe industriell produzierter Lebensmittel (vgl. ebd. 234-235). Im Allgemeinen wurden „konservierte Lebensmittel [...] als logische Reaktion auf die allgemeine Beschleunigung des Lebens präsentiert“ (ebd.: 235). Durch die Internationalisierung des Lebensmittelhandels war eine immer größere und vielfältigere Produktpalette – etwa bei Obst und Gemüse – auch saisonal unabhängig erhältlich. Da der Selbstbedienungsladen in der Lebensmittelversorgung überhandnahm, wurden Produktverpackung und –präsentation immer bedeutender: „In einem wahren Verpackungsboom wurden ab Mitte der Sechzigerjahre Papier und Pappe immer mehr durch Kunststoffe ersetzt“, was „in den Siebzigerjahren zur ‚Müll-Lawine‘ und zur Diskussion darüber [führte], ob denn der Massenkonsum unsere Umwelt und unsere Lebensbedingungen gefährde“ (ebd.: 236). Für Franz X. Eder symbolisierte „Coca-Cola“ die „Ambivalenz der fordistischen Produktions- und Konsumweise in kondensierter Form“ (ebd.) Das Produkt wurde auch zeitgenössisch beworben: „Mach mal Pause, trink Coca-Cola“, lautete ein Sujet (ebd.).

Ausgaben für den Verzehr außer Haus

20 in % der Gesamtausgaben für Nahrungsmittel
in einem durchschnittlichen Wiener
Arbeiter*innenhaushalt

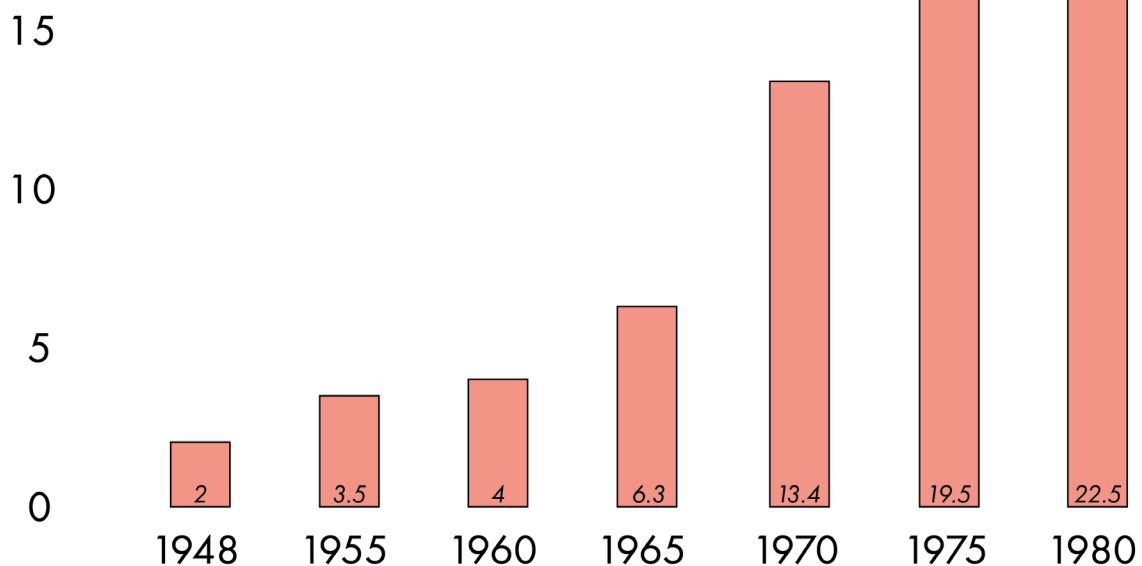


Abbildung 17: Ausgaben für den Verzehr außer Haus 1948-1980 (eigene Darstellung)

Wie Abbildung 17 visualisiert, hat sich der Anteil des „Verzehrs außer Haus“ (Eder 2013: 236) allein zwischen 1965 und 1970 fast verdoppelt; binnen 32 Jahren – bis 1980 – mehr als verzehnfacht. Dieser Entwicklung trug nicht nur der Umstand Rechnung, dass sich abendliche Besuche in Restaurants allmählich als Statussymbol etablierten. Das wirtschaftliche Tempo forcierte eine weitere „Delokalisation des Nahrungssystems“ (Montanari 1993: 190; n. Weidenholzer 2004: 37). Die Entfernungen zwischen Wohn- und Arbeitsorten vergrößerten sich nach wie vor (Eder 2013: 236). „Mit steigendem Einkommen und größeren Entfernungen zwischen Wohnort und Arbeitsplatz verlor auch das gemeinsame Mittagessen an Bedeutung“ (ebd.). Gleichzeitig reduzierten sich die Gesamtausgaben für Essen und Trinken von ca. der Hälfte eines durchschnittlichen Haushaltsbudgets 1954/55 auf nur noch 21,4 Prozent anno 1984 – auf einen Wert, der bis heute nur knapp unterschritten werden sollte (vgl. ebd.).

Jene Entwicklungen leisteten so auch einer sich sprunghaft vergrößernden Kiosklandschaft Vorschub: „Schnellimbiss-Stände und Gaststätten mit standardisierten und mehr oder weniger vorgefertigten Speisen dienten der raschen Nahrungsaufnahme“ (ebd.). 1977 widmete der ORF dem quantitativ nunmehr viel stärker in Erscheinung tretenden Würstelstand eine eigene Reportage: „Sie schießen wie die Schwammerl aus dem Boden. Sie vermehren sich in allen österreichischen Bundesländern. Und der Ruf des „Burenheidls“ dringt in die abgeschiedensten Gebiete“ (ORF Fernseharchiv, 22.11.1977). An anderer Stelle verkündete die Reporterin – passend zur zuvor zitierten „Müll-Lawine“: „Die Würstelstände werden immer aufwendiger gestaltet. Der kleine Mann von der Straße erhebt Anspruch auf Komfort. Seit jüngstem fordert er sogar Wegwerfgeschirr“ (ebd.). In Anbetracht der „38 Wiener Würstelmänner“ 1965 (vgl. Kapitel 5.3.3) ist anhand folgender Aussage augenmerklich, dass sich die Anzahl der Würstelstände bis 1977 vervielfacht hatte: „Besonders auf den Märkten wollen die Leute in Ruhe essen. Spitzenreiter in dieser Hinsicht dürfte der Wiener Naschmarkt mit zwölf [Würstel-]Ständen sein“ (ebd.).

Ab den Siebzigerjahren wurde – ausgehend von Linz – das Sortiment der „traditionellen“ Würstelstände um die sogenannte „Bosna“ erweitert. Der jugoslawische „Gastarbeiter“ Petar Radisavljevic gilt – laut Eigenbezeichnung – als Erfinder und Namensgeber des Gerichts, das er an einem Linzer Würstelstand nach von seiner Heimat geprägten Geschmacksvorlieben kreieren ließ (vgl. Arlt 2009):

„Unsere gegrillte Fleisch isst ma mit Zwiebel und Salat. Kalte Salat. Zwiebel, Tomaten oder sowas. Kalte Gemüse, oba nicht warme Kraut. Und i war misstrauisch, i waß ned, wie ma des g’schmeckt hätte, weil ich nicht kenne, jo? Dann hab i g’sogt: Gibt’s ma Bratwiaschl in a Weckerl eine und Zwiebel drauf. Und wie nennt ma des?“

(ORF Fernseharchiv, HEIMAT, FREMDE HEIMAT Folge 969, Bosna-Wurst und Balkan-Paradies (Gestaltung: Mehmet Akbal), 07.12.2008)

Bosna! Obgleich sich eine alternative Entstehungsgeschichte rund um einen aus Bulgarien stammenden Imbissverkäufer im Salzburg der Nachkriegszeit finden lässt (vgl. Salzburgerland Magazin o.J.), steht das Beispiel stellvertretend für eine erste – wenn auch geringfügige – Aufweichung der besprochenen Dichotomie „eigen“/„fremd“ innerhalb der Wiener bzw. österreichischen Imbisskultur (vgl. Kapitel 5.2.1). „Eigene“ Würstelstände waren damit nicht mehr ausschließliche Identifikationsträger „eigener“ Esskultur, sondern es entstand nach Manuel Trummer (2009: 9f) eine Konfliktsituation im Spannungsfeld beider Typisierungspole, die zu einer schrittweisen Adaptierung und Integration des „Fremden“ in das „eigene“ Küchensystem führte. Dabei „entsteht eine seltsame Dialektik. Einerseits paart sich die Wahrnehmungslust am Fremden mit dem Willen seine Identität weiterzuentwickeln. Andererseits schürt der Konflikt mit dem Fremden die Angst eines möglichen Identitätsverlust“ (ebd.: 10).

Nicht nur im Zuge der („Gastarbeiter*innen“)-Migration, sondern auch etwa durch Aufweichung internationaler Handelsbarrieren, wirtschaftliche Umstrukturierungen oder durch neue Technologien, sollte die Wiener Kiosklandschaft bis heute als einer der Austragungsorte des Konfliktes um das „Eigene“ und „Fremde“ fungieren². Als heute wohl bekanntestes Beispiel einer Konfliktlinie im Spannungsfeld „Eigen-Fremd“ gilt das von türkischen „Gastarbeiter*innen“ in Berlin entwickelte Dönerkebab, welches damit begann, dem „Burenhäutl“ oder der „Käsekrainer“ den Sockelplatz über die Geschmackshegemonie innerhalb der Kiosklandschaft streitig zu machen. Dazu – wie auch zur Einflussnahme der US-amerikanischen Imbisskultur auf jene Wiens³ – aber später mehr.

² Abgesehen davon, ist das, was man heute als „Wiener Küche“ subsummiert, erst durch eine Vielzahl „fremder“ Einflüsse entstanden.

³ 1977 eröffnet die erste McDonald's-Filiale in Wien.

5.5 Höhepunkt und Niedergang des Austrokeynesianismus

Die österreichische Variante der fordistischen Regulation – der „Austrokeynesianismus“ – kam ironischerweise erst zu seiner vollen Entfaltung, als das fordistische Wirtschaftssystem – nicht zuletzt aufgrund der Ölpreisanhebung der OPEC-Staaten im Kontext des Nahostkonflikts – in eine weltweite Krise geschlittert war (vgl. Maderthaner/Musner 2007: 56). Wolfgang Maderthaner und Lutz Musner (ebd.: 30) fassen die postfordistische Krise als „atlantisches Erdbeben der Ära Thatcher und Reagan“ zusammen, das in den führenden Industrienationen „zu einer Abkehr von Vollbeschäftigung und Sozialstaat hin zu einer Monetarisierung der Wirtschaftspolitik und zur Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion“ führte.

Umstrukturierungsbestrebungen innerhalb der „Verstaatlichten“ Mitte der Siebzigerjahre sollten ihr zur „Europareife“ helfen und das Akkumulationsregime des österreichischen Fordismus stabilisieren. Wurden im Jahr 1974 seitens des Wirtschaftsforschungsinstituts noch optimistische Wachstumsraten von über drei Prozent prognostiziert, änderten die sprunghaft gestiegenen Rohstoffpreise diese Sichtweise aber „auf dramatische Weise“. [...] Die Nachfrage u.a. nach Rohstahl sinkt binnen eines Jahres (1974/1975) [...] erheblich ab“ (Penz 2007: 58). Erstmals seit Beginn des Wirtschaftswunders begann sich das Wirtschaftswachstum zu verlangsamen. Die makroökonomische Antwort der Regierung Kreisky war zum einen, „erstmalig Mittel aus dem (neu erschaffenen) Konjunkturausgleichshaushalt“ (ebd.) freizugeben. Zum anderen sollten durch eine anti-zyklische Wirtschaftspolitik und aktives „deficit spending“ Arbeitsplätze gesichert werden. Staatsschulden wurden also bewusst in Kauf genommen, um „konjunkturelle Nachfrageschwächen“ auszugleichen (ebd.: 59f). Jene interventionistische, antizyklische Fiskalpolitik, wurde später als „Austrokeynesianismus“ und Höhepunkt des österreichischen Fordismus zusammengefasst.

Diese Politik der „antizyklischen Gegensteuerung“ geriet jedoch mit der „zweiten Erdölkrise“ zu Beginn der Achtzigerjahre ins Stocken (ebd. 63). Aufgrund der Budgetschwierigkeiten und zunehmender internationaler Konkurrenz innerhalb der liberalisierten Weltmärkte verloren die keynesianischen Instrumente an Regulierungspotenzial (vgl. Eigner/Resch 2013: 128). „Die

steigenden Staatsausgaben [...] sind jedenfalls nicht mehr in der Lage, die Vollbeschäftigung sicherzustellen“ (Penz 2007: 63). Seit 15 Jahren stiegen erstmals die Arbeitslosenzahlen:

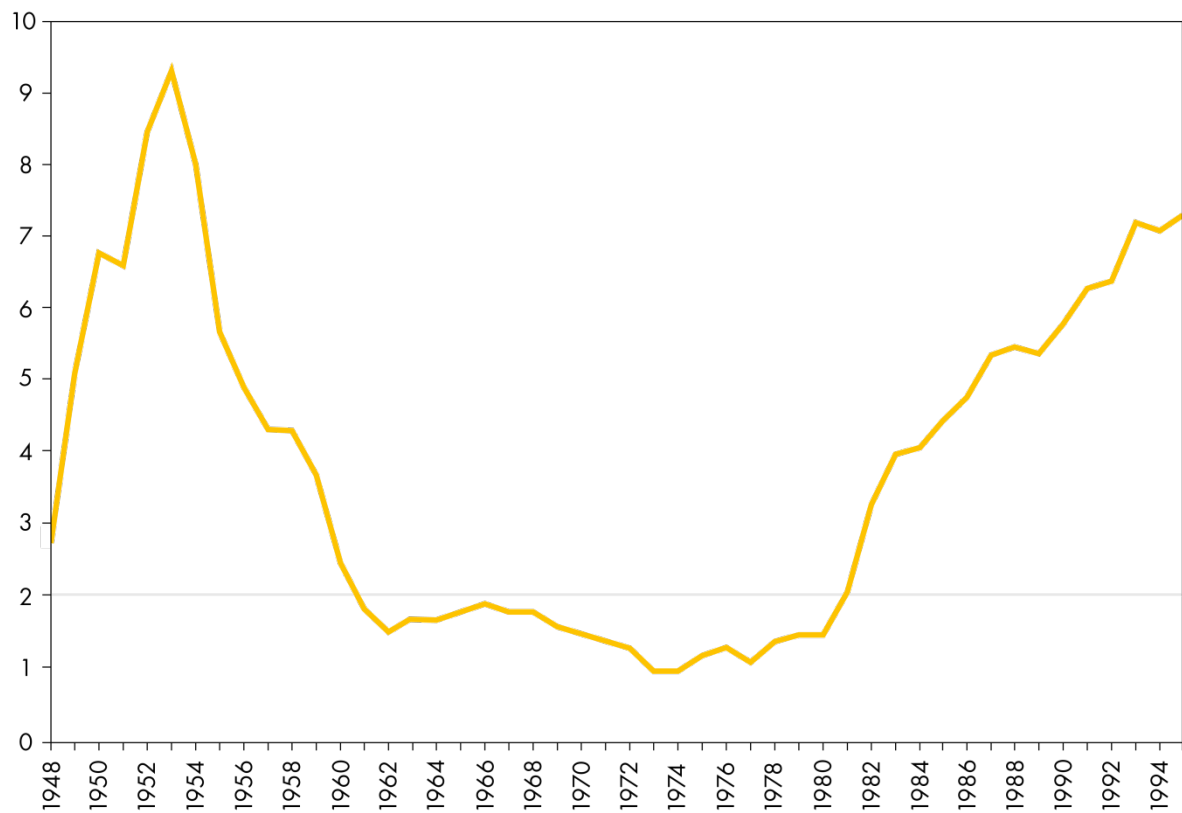


Abbildung 18: Arbeitslosenrate in Wien 1948-1994 (eigene Darstellung)

Die Befürchtung vor den heimischen Auswirkungen der internationalen Krisen (Stagnation, Arbeitsplatzverlust, hohe Inflation) führte vor allem ab der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre auch zu höheren Spareinlagenquoten. Der Anteil der Sparrücklagen an die persönlich verfügbaren Einkommen wies bis zum Beginn der Achtzigerjahre einen jährlichen Durchschnittswert von acht bis zwölf Prozent auf (vgl. Eder 2013: 230).

6 Postfordismus

Während – wie besprochen – die fordistische Krise die USA und die größeren, westlichen Industrienationen Europas bereits in den Siebzigern getroffen hatte, wurde sie in Österreich hinausgezögert. Zusammenfassend betrachtet geschah dies unter Anwendung anti-zyklischer, staatsinterventionistischer Instrumentarien nach keynesianischem Vorbild: Fordistische Regulation zur Bekämpfung der volkswirtschaftlichen Folgen einer weltweiten Krise des Fordismus. Doch auch in Österreich begannen sich die Folgen des „Atlantischen Erdbebens“ gegen Ende der „Ära Kreisky“ merklich abzuzeichnen (vgl. Maderthaner/Musner 2007: 30). „Das Projekt einer tendenziellen Universalisierung der Mittelklasse [...] erodiert in mehrfacher Weise“ (ebd.). Obgleich noch in der Post-Kreisky-Ära – zu Beginn der Achtzigerjahre – relativ stabile Einkommensentwicklungen, ein intakter Sozialstaat, wie auch relativ niedrige Arbeitslosenzahlen vorzufinden waren, kehrten sich mit den postfordistischen Umstrukturierungen Mitte der 1980er⁴ auch in Österreich die wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Vorzeichen um. Wolfgang Maderthaner und Lutz Musner (vgl. ebd.) fassen in diesem Zusammenhang drei Dimensionen der Herausforderungen der postfordistischen Krise zusammen: Eine *politische* Herausforderung war bedingt durch das Aufkommen eines „gleichmaßen auf soziale wie kulturelle Spaltungen angelegten Populismus“ (ebd.). Das *Konsumverhalten* betreffend, setzte eine „soziale Recodierung der Warenwelt via Statuseinschreibungen (zur Beförderung eines Markenbewußtseins)“ ein (ebd.). „*Kulturell* hieß dies zum einen Massenindividualisierung im Wege einer Entsolidarisierung und zum anderen Massenhomogenisierung unter dem symbolischen Regime postmoderner Enigmatik“ (ebd.).

Das Regime intensiver Akkumulation – basierend auf der Annahme einer gleichmäßig verteilten Nachfrage nach Gütern der Massenproduktion – konnte nach dem Ölpreisschock und gesellschaftlichen, wie auch wirtschaftlichen und politischen Transformationsprozessen auch in Österreich nicht mehr ausreichend durch das korporatistische Regulationsdispositiv stabilisiert werden. Die wirtschaftspolitische Abkehr von der Universalisierung der „Mittelschicht“ führte zu Entsolidarisierung, Individualisierung und gesellschaftlicher Polarisierung, was sich im

⁴ Andreas Novy (2002: 57ff) verortet das Ende des Fordismus in Österreich im Jahr 1986.

Konsumverhalten widerspiegeln sollte. Nicht zuletzt rückte mit dem flexiblen Akkumulationsmodell fortan die Einzelperson mit individuellen Konsumvorstellungen ins Zentrum der Güterproduktion, nicht aber die universelle Masse kollektiver Nachfrage, wie es der Fordismus verhielt.

Wolfgang Maderthaner und Lutz Musner (ebd.: 31) fassen wiederum in Schlagworten den Postfordismus in Österreich zusammen:

- „Absatzkrise für klassische Industriegüter (Autos, Elektrogeräte etc.) bzw. Hinwendung zu hochtechnologieintensiven bzw. dienstleistungsintensiven Produkten“
- „Rationalisierung und Flexibilisierung der Arbeitsorganisation und Rücknahme von Arbeitnehmerrechten“
- „Umverteilung von unten nach oben (Rücknahme sozialstaatlicher Regelungen, Verschärfung der Bestimmungen für Arbeitslose)“
- „graduelle Schwächung bzw. Denunziation der Gewerkschaft und der Sozialpartnerschaft (im Wege des entstehenden Haider-Populismus)“
- „Abkehr von der Vollbeschäftigungspolitik (Sockelarbeitslosigkeit wird als unvermeidlich angesehen)“
- „Transnationalisierung der Wirtschaft (Abverkauf österreichischer Unternehmen an ausländische Konzerne, Vorbereitung des EU-Beitritts)“
- „stärkere Ökologisierung, aber auch Kommerzialisierung der natürlichen Ressourcen“

6.1 Postfordistischer Wandel zwischen National- und Lokalstaat

Auch nach dem Ende des Fordismus hielten die nunmehr regierenden Großparteien an der Aufrechterhaltung des sozialpartnerschaftlich-institutionalisierten Regulationsinstrumentariums fest. Nicht zuletzt aufgrund des immer mehr Rückhalt gewinnenden Haider-Populismus, der die Relikte fordistischer Regulation in einem aggressiven Gegendiskurs als starr und anachronistisch

denunzierte, verlor diese Beharrung jedoch zunehmend an politischer und kultureller Legitimation (vgl. Maderthaner/Musner 2007: 32).

In Anbetracht weltweit stattfindender liberaler Umorientierungen merkten Wirtschaftswissenschaftler*innen an, es handelte sich bei der österreichischen Abkehr von der jahrzehntelangen korporatistischen Regulation um einen Prozess politökonomischer „Normalisierung“. Andreas Novy (2002: 57ff) widerspricht dieser These insofern, als dass er Parallelen zur liberalen Hegemonie des ausgehenden 19. Jahrhunderts erkennt. So werden an den Lokalstaat Wien ähnliche Herausforderungen wie dereinst gestellt: „Die Bereitstellung von Infrastruktur – für Donau-City, Prater, Milleniumstower oder welchem Immobilienprojekt auch immer – und damit die Subventionierung des lokal angesiedelten Kapitals in dessen Wettbewerb mit anderen Unternehmen aus anderen Räumen“ (ebd.). Dabei ist „[d]er Verstädterungsprozeß [...] nicht mehr Folge von Produktionsnotwendigkeiten, sondern die Produktion von städtischem Raum selbst wird immens wichtig. Das ‚Bedeutungswachstum von Spekulation, Bauwirtschaft und Immobiliensektor in der ‚neokapitalistischen‘ Gesellschaft‘ [...] stellt den Typus der postfordistischen Stadt her, die flexibilisierte Ökonomie und neue kulturelle und ästhetische Formen der Stadtgestaltung und Stadtkultur integriert“ (Keil 1987: 135; n. Welz 1991: 66).

Wie bereits angedeutet, sind die jeweils im Sinne der Regulationstheorie gegenübergestellten Formen von Akkumulation und Regulation lediglich Idealtypen, die sich – in unterschiedlicher Ausprägung – stets vermischten. Wichtig ist in diesem Kontext zu diskutieren, dass auf nationalstaatlicher Ebene Österreichs und lokalstaatlicher Ebene Wiens zeitlich unterschiedliche Formen der Regulation dominierten.

Ähnlich wie im „Roten Wien“ – trotz liberaler Hegemonie auf gesamtstaatlicher Ebene – eine ansatzweise fordistische Regulation Anwendung fand (vgl. Kapitel 4.1), hielt die Stadt Wien auch noch nach 1986 auf lokalstaatlicher Ebene – trotz liberalem Mainstream auf räumlich übergeordneten Ebenen – am „lokalen Keynesianismus“ fest. Wien setzte – insbesondere im Kontext der „Ostöffnungsszenarien“ der Neunzigerjahre – mit einer nachfrageorientierten, defensiven Wirtschaftspolitik das fordistische Projekt lokal fort. So wurde im Sinne keynesianischer Nachfragesteuerung etwa versucht, die Bautätigkeit durch Wohnbauförderung

zu stimulieren. Zudem wurde auf einer starken Einbindung der Sozialpartnerschaft – insbesondere der Wiener Wirtschaftskammer – und einer im Allgemeinen vergleichsweise hohen wohlfahrtsstaatlich orientierten Regulation beharrt (vgl. Novy 2002: 57ff). Andreas Novy diskutiert in Bezug auf dieses wirtschaftspolitische Spezifikum des Wiener Lokalstaates eine Dialektik zwischen „Wandel und Beharrung“ (ebd.). Zum einen haftete Wien als „alter“ Stadt „Tradition“ an, zum anderen wandelte auch sie sich von der Industriestadt zur Dienstleistungsmetropole. Politökonomisch wurde einerseits nachwievor am „wohlfahrtsstaatlichen Primat“ festgehalten, zum anderen „gewinnen die Erfordernisse unternehmerischer Wirtschaftspolitik zunehmend an Einfluss“ (ebd.).

Die Verschiebungen von „korporatistisch-interventionistischer zu liberaler Wirtschaftspolitik“ ersetzten zunehmend auch auf lokalstaatlicher Ebene die Schlüsselbegriffe „Beschäftigung und Verteilung“ durch „Innovation und Standort“; „die klar strukturierte Sozialpartnerschaft durch ein diffuses Konzept von Zivilgesellschaft“ (Jäger 2002; n. ebd.). Waren im fordistischen Modell der Interessenausgleich zwischen Kapital und Arbeit als Vereinnahmung und Verhinderung von Klassenkampf im Rahmen der Sozialpartnerschaft stark institutionalisiert, so sollte zunehmend „der Markt aus sich heraus“ Harmonie herstellen. Analog dazu fand in Bezug auf territoriale Verwaltung und Stadtplanung, eine Verschiebung vom „Government-Modell“ zum „Governance-Modell“ statt: „An die Stelle von staatlicher Vorgabe durch Mittel des öffentlichen Rechts (Gesetze, Verordnungen, Bauordnungen und Flächenwidmungen, ...) [...] treten Verträge unter materiell höchst ungleich ausgestatteten Privaten – das Governance-Modell, in dem der Staat nur mehr ein Akteur unter mehreren ist“ (ebd.).

Raumtheoretisch gesprochen, war im Zuge der korporatistischen bzw. keynesianischen Regulation der (Lokal-)Staat zentraler Planungsakteur in einem vereinheitlichten, territorialen Container. Im liberalen Modell, in dem zunehmend Standortpolitik und Städtewettbewerb ins Zentrum rücken, sollte aber Stadt als Knoten in einem „glokalisierten“ Verflechtungsraum betrachtet werden (vgl. ebd.).

Die negativen sozialen Effekte liberaler Regulation konnten – zumindest im internationalen Vergleich betrachtet – allenfalls im Sinne der dialektischen Beharrung auf Wohlfahrtsstaat und

Sozialpartnerschaft auf der einen und der Bereitschaft zum liberalen Wandel auf der anderen Seite⁵, vorerst weitgehend abgedeckt werden (vgl. ebd.).

Mitte der Neunzigerjahre zeigte sich aber auf nationalstaatlicher Ebene im Kontext des EU-Beitritts und der großkoalitionären Budgetdebatte eine deutliche Abwendung von korporatistischer Wohlfahrts- und Vollbeschäftigungs- hin zu neoliberaler Austeritätspolitik. Journalist Peter Pelinka sprach in seinem 1995 veröffentlichten Buch vom „Ende der Seligkeit“ und bezog sich auf die 1995/1996 beschlossenen Sparpakete; damit auch auf das Ende sozialpartnerschaftlichen Interessenausgleichs (vgl. Der Spiegel 1995: o.S.). Jenem Sparpaket, welches das seit längerem anwachsende Budgetdefizit bekämpfen sollte, kam 1996 als vorrangiges Ziel der Erfüllung der Maastricht-Kriterien im Zuge der europäischen Integration hinzu; hatte aber auch weitreichende negative Auswirkungen. So fiel das verfügbare persönliche Einkommen der Österreicher*innen im Jahr 1997 5,5 Prozent geringer aus; der private Konsum ging um 3,3 Prozent zurück; der öffentliche Konsum gar um 6,8 Prozent. Das BIP fiel 2,1 Prozent unter dem Vergleichswert aus (vgl. Wiener Zeitung 1999: o.S.).

Dass im Zuge derartiger wirtschaftsliberaler Umstrukturierungen soziale Polarisierung zunahm, wodurch auch Konsummuster auseinanderdrifteten und sich vervielfältigten, soll in den nächsten Kapiteln behandelt werden. Bevor wir uns der Pluralisierung innerhalb der Kiosklandschaft Wiens annähern können, stehen daher vorab die Veränderungen im Konsumverhalten allgemein, wie auch jene der Esskultur im Vordergrund.

⁵ Andreas Novy bezeichnet diese spezifische Mischform der Regulation als „Sozialliberalismus“, welcher im Gegensatz zur neoliberalen Strategie noch stärker interventionistisch geprägt ist (vgl. ebd.).

6.2 Postfordistischer Erlebniskonsum

Für David Harvey (1987) ist das, was man gemeinhin als „Postmoderne“ umschreibt, das „kulturelle Gewand“ des neuen, flexiblen Akkumulationsregimes (Welz 1991: 66). Mit dem Wandel zur postfordistischen Stadt verknüpft er drei Dimensionen kulturellen Wandels. Zum einen ist es die „Informalisierung“, welche sich „nicht nur als Zunahme des informellen Sektors [und] der irregulären Ökonomie“, sondern auch in der „Entstehung unregulierter urbaner Räume“ konstituiert (ebd.: 66-67). Auf einer zweiten Ebene macht er eine zunehmende Bedeutung der „Produktion von symbolischem Kapital“ fest, welche sich zum einen in der Produktdiversifizierung, zum anderen in der Pluralisierung von Bedürfnissen, Geschmackskulturen und Lebensstilen; letztlich auch in der Produktion von „Lifestyle“ manifestiert (vgl. ebd.: 67). Als dritte Dimension nennt er die „Mobilisierung des urbanen Spektakels“ (vgl. ebd.), welche mitunter auch als „Festivalisierung“ umschrieben wird. Ausschlaggebend für die weitere Betrachtung neuer, habituelier Muster des Konsums ist jedoch vor allem die zweite Ebene. Dabei steht die Pluralisierung der Lebensstile nicht zuletzt auch in einem direkten Zusammenhang mit der nunmehr „flexibilisierten“ Arbeitswelt, die zu einer Polarisierung der Konsummöglichkeiten führte.

Richard Sennett zeigt in seinem 1998 veröffentlichten Werk „Der flexible Mensch“ auf, wie sich mit den kapitalistischen Umstrukturierungen seit dem Ende des „Staats-Kapitalismus“ – wie er stellenweise den Fordismus nennt – auch „typische“ Erwerbsbiographien änderten. War der Fordismus durch routinierte, hierarchische und genaue Arbeitsteilung gekennzeichnet – es war nicht unüblich, ein Leben lang ein und denselben Beruf auszuüben – beschreibt er den Post-Fordismus, bzw. das „flexible“, marktwirtschaftliche System als Bruchlinie dieser Kontinuität (vgl. Sennett 1998: 15f). Die Arbeitswelt flexibilisierte und polarisierte sich: Mit dem Übergang zur Dienstleistungsstadt wurden nämlich nicht nur neue, gutbezahlte Stellen etwa im Banken- oder Versicherungswesen, im Tourismus, im Marketing, oder in der IT-Branche geschaffen, „sondern auch sehr viele schlechtbezahlte, periphere und sozial nicht abgesicherte Hilfstätigkeiten und Teilzeitjobs“, was „[i]m Bereich der Einkommen und der sozialen Lagen [...] zu einem scherenförmigen Auseinanderdriften“ führte (David/ Hoysack 1999: 121). Mit dieser wachsend unsicheren Arbeitsmarktsituation, polarisierten sich auch die Konsumchancen. Finanziell schwächere Haushalte konnten den konsumistischen Anforderungen nicht mehr gerecht werden

und mussten ihre Ausgaben den „niedrigen und vor allem nicht mehr längerfristig prognostizierbaren Einkommen anpassen“ (Eder 2013: 247). Vor allem weniger qualifizierte Arbeitnehmer*innen zählten zu den postfordistischen Verlierer*innen. Ob der höheren beruflichen Anforderungen einerseits und rasant gestiegener betrieblicher Technisierungs- und Automatisierungstendenzen andererseits, traf sie das postfordistische „Hire & Fire“-Prinzip – als Gegenstück zur fordistischen lebenslangen Anstellung und Betriebsverbundenheit – am meisten (vgl. ebd.). Die zunehmende Verbreitung von Diskontsupermärkten kann als Beispiel für die Polarisierung der Konsumchancen genannt werden (vgl. Eigner 2006: 60f) „Möglichst viel zu verdienen, um möglichst viel zu konsumieren – das wurde [hingegen] zur Zielsetzung der Gewinner der postfordistischen Arbeitsmoral“ (Eder 2013: 250). Konsummengen waren dabei als Mittel zur sozialen Distinktion aber weniger ausschlaggebend, sondern für die „Nike-Generation“ gewannen die Qualität der Konsumgüter wie auch Markenpräferenzen an Bedeutung. So fungierten spezifische Konsumgüter immer stärker als Projektionsflächen für Ich-Identität. Der Konsum wurde vor allem für Jugendliche und junge Erwachsene – 1987 setzten im Rahmen einer Umfrage knapp zwei Drittel der Wiener Jugendlichen Konsumwelt und Freizeit gleich – Mittel zur Selbstkonstruktion (vgl. ebd.).

Die Nahversorgung betreffend, erwuchs im postfordistischen Zeitalter ein zunehmender Konkurrenzdruck: Die Einrichtungen des kollektiven, für die Masse standardisierten Konsums wurden dem diversifizierten Warenangebot und der individualisierten Nachfrage nicht mehr gerecht. Größere Supermarktketten boten fortan ein ständig neues, wachsendes und billiges Sortiment feil. Deren oftmalige Konzentration an den Stadträndern führte nicht nur zum sogenannten „Innenstadtsterben“, sondern auch zu größeren Versorgungsdisparitäten zwischen mobilen und immobilen bzw. motorisierten und nicht-motorisierten Stadtbewohner*innen. Etwa mit Hintergrundmusik sollte das „neue“, durchaus mit größeren Anstrengungen und Reizüberflutung verbundene Einkaufen zum „Erlebnis“ avancieren (ebd.: 248-249). Im Allgemeinen waren der Konsum und Freizeitgestaltung der Achtziger- und Neunzigerjahre von einem regelrechten „Erlebnisboom“ geprägt. Waren in traditionellen Gesellschaften Erlebnisse als Bereich der „Gefühle der Lebenserhöhung und des Nicht-Alltäglichen“ zumeist auf religiöse Rituale beschränkt – „Jahrmärkte und Messen [...] galten als festliche Ausnahmezustände“ –

boten „in den komplexen arbeitsteiligen Gesellschaften der reichen Industrienationen“ vermehrt größere Einkaufszentren die Möglichkeit eines jederzeitigen, erlebnishaften Ausstiegs aus dem Alltag (Sorgo 2006: 269). Einkaufszentren setzten dabei keinen Regeln oder Begrenzungen im Genuss und Gebrauch der „schnellen Freiheit‘ von der Last des Alltags“ (Legnaro 2005: 139; n. ebd.). Als transitorische Umschlagplätze, die in ihrer Funktion „weder [eindeutig] der Produktions- noch der Konsumationssphäre zugerechnet werden können“ (ebd.) gelten sie Kritiker*innen wie dem französischen Anthropologen Marc Augé (1992; n. ebd.) gar als „Nicht-Orte“.

Für Gabriele Sorgo (ebd.: 271) versinnbildlicht etwa das 1990 eröffnete Einkaufszentrum „Lugner City“ die räumlich-manifestierte, postfordistische Erlebnisgesellschaft. Als heterotopische „Freizeitwelt“ „ermöglicht [sie] sowohl die tägliche Lebensmittelversorgung als auch zusätzliche Erlebnisse in der Gastronomie, im Kino sowie im Fitness- und Wellnessbereich mitten in der Stadt“ (ebd.). Eine kulturpessimistische Perspektive einnehmend, bezeichnet Horst Opatzowski (1993: 132; n. ebd.: 273) die „Einkaufszentren, Malls und Passagen“ der postfordistischen „Erlebnisgeneration“ nicht nur als „Walhallas des Erlebniskonsums“ sondern auch als „Fluchtburgen für Menschen, die der Langeweile und Vereinsamung entfliehen wollen“ (n. ebd.). Nach Norbert Elias (1999) aber „resultiert die Erlebnissuche vielmehr aus dem Bedürfnis vieler Menschen, den Verantwortungsdruck, der in der Arbeits- und Leistungsgesellschaft auf den Individuen lastet, durch kleine Transzendenzen auszugleichen“ (ebd.: 274). Einkaufszentren boten nun jederzeit die Möglichkeit dazu.

Hierbei sei jedoch darauf hingewiesen, dass der Faktor „Erlebnis“ einen wesentlichen, aber nicht den einzigen Aspekt postfordistischer Konsumveränderungen darstellt. Im Zuge sozioökonomischer Transformationsprozesse pluralisieren sich die Konsumpraktiken auf vielfältige Weise – nicht zuletzt mit dem Aufkommen neuer Lebensstilgruppen. Weiteren Konsumtendenzen sollen sich hier – soweit für diese Arbeit relevant – mit einem Fokus auf die Esskultur angenähert werden.

6.3 Entwicklungslinien postfordistischer Esskultur

Analog zu den Verschiebungen vom Massenkonsum hin zu individualisierten und polarisierten Konsumpraktiken, waren im nunmehr postfordistischen Zeitalter auch Transformationen des Ernährungsverhaltens bzw. der Esskultur zu verzeichnen. Im Folgenden soll daher versucht werden, Entwicklungslinien der sich ändernden Esskultur zusammenfassend zu skizzieren, bevor Rückwirkungen auf die Diversifizierung und Pluralisierung der Kiosklandschaft Wiens gezogen werden können. Jene Entwicklungslinien stellen dabei weniger eindeutige, historische Zäsuren im Ernährungsverhalten dar und können nicht zeitlich genau bzw. chronologisch abgesteckt werden. Vielmehr sind sie als Beispiele habitueller Muster der Ernährung zu verstehen, die erst verstärkt nach dem Ende des Fordismus aufgetreten sind. Dabei verliefen sie zueinander teilweise parallel und dauern bis heute an.

6.3.1 Polarisierte Verzeehr, das „Erlebnis“ Essen außer Haus

Wie besprochen, hat der Außer-Haus-Verzeehr mit der postfordistischen Wende im Allgemeinen rasant zugenommen (vgl. Abbildung 17). Darin spiegeln sich auch die polarisierten Konsumchancen (vgl. Kapitel 6.1) wieder, denn wie auch bei der häuslichen Tischgemeinschaft trugen der „flexible[r] Arbeitsmarkt und zur flexiblen Reaktion fähige Menschen“ zur Erosion der „tradierten Rhythmen [der] Gastronomie bei“ (Spiekermann 2003: 66). In diesem Zusammenhang stellt Uwe Spiekermann (vgl. ebd.: 61f) fest, dass die Marktanteile des mittleren Gastronomiesegments stetig sinken, während jene des gehobenen Restaurantwesens, wie auch jene der Systemgastronomie oder des Schnellimbisses anwachsen. „Traditionelle“ Gastronomiebetriebe seien rückläufig. Mögliche Gründe dafür liefert ihm ein Schweizer Gastronom: „[E]xtreme[r] Konkurrenzdruck, Überalterung und Stagnation der Bevölkerungszahl sowie de[r] Wegfall des Mittagessens und die schmetterlinghaften Konsumgewohnheiten der Jungen“ (Lucca 2001; n. ebd.:63).

Eine Studie im Auftrag des WIFI und der WK Wien aus dem Jahre 1997 (Gergely 1997: 21-22) bestätigt diese Entwicklung. Zum einen stieg im Vergleichszeitraum 1980/1996 der Anteil jener

Personen, die mittags „meistens auswärts essen“ von 19 auf 25 Prozent, zum anderen der Anteil jener Personen, die zu Mittag „nichts essen“ von 4 auf 10 Prozent. „Nur auswärts“ aßen 1980 21 und 1996 27 Prozent. Dabei kauften an Arbeitstagen des Jahres 1996 mit 26 Prozent die meisten der Befragten ihr Mittagessen „im Geschäft“. 1980 machte diese Gruppe nur 12 Prozent aus. Der Anteil jener Personen, die überwiegend in der betriebseigenen Kantine speiste, steigerte sich von 18 auf 24 Prozent. Der Anteil jener Personen, die sich in der Mittagspause überwiegend am Würstelstand stärkte, blieb mit nur einem Prozent (!) gleich (vgl. ebd.). Stefan Gergely merkt in der Zusammenfassung der ausgewerteten Ergebnisse an, dass bei jenen Proband*innen, die angaben, ihr „ihr Essen im Geschäft“ zu kaufen, „auch Fast-Food-Käufe inkludiert sein“ dürften (ebd.: 21-22). Wie viele dieser „Geschäfte“ Kioske sind, geht aus der Studie nicht hervor. Dass das Mittagessen am Würstelstand nur ein Prozent der Befragten bevorzugen, kann zweierlei Begründungen haben. Zum einen, kann man nicht gerade davon ausgehen, dass sich viele Menschen drei- bis fünfmal die Woche in ihrer Mittagspause des begrenzten, fetttriefenden Speisensortiments des Würstelstands bedienen (vgl. dazu Kapitel 6.3.5). Zum anderen, dass der Kiosk – bzw. seine „traditionelle“ Version Würstelstand – seine Funktion als „Arbeits-Imbiss“ (vgl. Kapitel 3.4.1) mit der postfordistischen Wende weitgehend verloren hatte.

Für die industrielle Entstehungsgeschichte dieses „traditionellen Kiosks“ – wir erinnern uns an Kapitel 3.4.1 – wurden angelehnt an Ulrich Tolksdorf (1981: 123) die Entstehungszusammenhänge „Freizeit“-und „Arbeits-Imbiss“ gegenübergestellt betrachtet. Den Würstelstand am Jahrmarkt gab es etwa auch zur Zeit der Industrialisierung. In der spät- bzw. deindustrialisierten Stadt postuliert er aufgrund des zunehmenden Motorisierungsgrades, wie auch der anhaltenden Ausdehnung von Freizeit aber einen Bedeutungsgewinn des „Freizeitimbisses“. Dem Umkehrschluss eines Bedeutungsverlustes des „Arbeitsimbisses“ kann jedoch nicht Geltung verliehen werden. Vielmehr zeigt Tolksdorf eine zunehmende Pluralisierung und Diversifizierung innerhalb der Kiosklandschaft auf. Wie auch die „tradierten Rhythmen der Gastronomie“ im Allgemeinen flexibilisierte sich mit dem Ende fordistischer Universalisierung auch der Schnellimbiss (vgl. Kapitel 6.4.2).

Hand in Hand mit einer Pluralisierung des Angebots geht auch eine Ausdifferenzierung der Nachfrage. Nicht nur im Bereich des Schnellimbisses, sondern in allen Gastronomiesegmenten hatte das Bedürfnis nach Abwechslung im Ernährungsverhalten zugenommen. So gaben auch im Rahmen der Studie „Gastro 2000“ anno 1996 31 Prozent der Befragten als „dominantes Motiv“ für den Außer-Haus-Verzehr an, sie wollen „anders essen als zuhause“ (Gergely 1997: 25). 1980 war dies für nur 15 Prozent ausschlaggebend. Suchten im Auswärtsessen 1980 18 Prozent der Befragten eine „andere Umgebung/Atmosphäre“, waren es 1996 bereits 31 Prozent (vgl. ebd.)

Um sich nun am umkämpften Markt des außerhäuslichen Verzehr behaupten zu können und der diversifizierten Nachfrage gerecht zu werden, reagierten auch Gastronom*innen auf den diskutierten „Erlebnisdurst“ (vgl. Kapitel 6.2). Restaurants sollten nicht nur sättigen und zum Verweilen einladen, sondern auch das „Spektakel“ anbieten. Als Beispiele hierfür nennt Spiekermann zum einen das sogenannte „Ritteressen“, das „Essen vom heißen Stein“ oder die Suche nach „außergewöhnlichen“ Orten des Verzehr (Spiekermann 2003: 63f).

Als zeitgenössisches Beispiel – der Text entstand um das Jahr 2000 – für das „Gastro-Erlebnis“ führt Spiekermann außerdem Sushi-Restaurants an, in welchen sich das „Erlebnis“ als neue, exotische Esssitten, wie auch durch die Schaulust und die direkte Teilhabe am Entstehungsprozess der Gerichte konstituiert (vgl. 73f).

6.3.2 Fast Food vs. Imbiss? Franchising, Take-Away, System.

„Die Imbißbude ist ihrer Geschichte und Funktion nach ein Ort der Notwendigkeit. Sie dient als Stätte der schnellen Befriedigung von Hungergefühlen oder Appetitanfällen und ist überdies eine Zwischenstation der Eiligen, ein Fluchtpunkt der Unbehausten, aber auch eine Anlaufstelle von Kommunikationsbedürftigen und –suchenden. Das Fast-Food-Restaurant neueren Stils ist indessen kein Kind der Notwendigkeit, sondern, ganz im Gegenteil, eines des Überflusses, dem auch im Alltag ein gewisser Festcharakter, etwas ‚Lebensexzentrizität‘ zueigen ist.“

(Christoph Wagner 1995: 77)

Der Kiosk wurde – kulturhistorisch betrachtet – für viele Menschen zum Ort der Notwendigkeit im Zeitalter der Industrialisierung Wiens und den sich dadurch geänderten zeitlichen (Arbeits-, Pausen- und Freizeit), wie auch räumlichen Strukturen (Delokalisation des Nahrungssystems; vgl. Kapitel 3.2 & 3.4). Seine Funktion wurde jedoch mit dem Beginn des fordistischen Zeitalters um ein soziale wie auch eine identitäts- und kontinuierkeitsstiftende Dimension erweitert (vgl. Kapitel 5.2.1 & 5.3.1). Beim US-amerikanisch geprägten Fast-Food-Restaurant, das sich auch nach Ulrich Tolsdorf (1981: 152f) grundsätzlich vom Kiosk-Topos unterscheidet, kommt jedoch stärker die zuvor diskutierte Erlebnis-Dimension hinzu. Tolsdorf schreibt etwa „McDonald’s“ einen „ideologischen und quasi-religiösen Anspruch“ zu: „Hinter dem goldenen ‚M‘ wird uns QSC versprochen, die Abkürzung für ‚Quality, Service, Cleanliness‘. [...] Der Clown als Spaßmacher vermittelt [...] nicht nur Zirkus-Atmosphäre, sondern auch ‚Essen mit Spaß‘“ (ebd.: 154-155). Helene Karmasin und Ulrich Tolsdorf sind sich darin einig, dass das Konzept vor allem Kinder und Jugendliche ansprechen sollte. Zu Beginn der Achtzigerjahre Jahre betrug das Durchschnittsalter der deutschen McDonald’s-Besucher*innen 14 Jahre (vgl. ebd.: 154; Karmasin 1999: 200f). Nicht zuletzt gibt es dort nicht nur „lustiges Essen“, sondern Kinder und Jugendlichen werde das Gefühl vermittelt, dass sie ernst genommen werden und etwas erleben dürfen (McDonald’s als „Disneyland“; vgl. Karmasin 1999: 200f; Tolsdorf 1981: 154). Jenes Gastronomiekonzept basiert auf Lizenzvergaben zur standardisierten Warenausgabe,

namentlich „Franchising“, dessen Entstehungsgeschichte nicht unwesentlich von McDonald’s – als bekanntesten und größten Fast-Food-Konzern – mitgetragen wurde:

Die zentrale Hauptfigur in dieser Entstehungsgeschichte von Franchising- und Systemgastronomie bildete der Hamburger. Das Rindfleischlaibchen im Weißbrot wurde in den Vereinigten Staaten während der Industrialisierung vor allem auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks angeboten. Er war also Produkt des „Freizeitimbisses“ (vgl. Kapitel 3.4.1), ehe er als standardisiertes Massenprodukt zum Inbegriff amerikanischer Imbisskultur im fordistischen Zeitalter avancierte (vgl. Heiß 2003: 58).

Mit dem Unternehmen McDonald’s tat sich eine Institution hervor, die das amerikanische Fast-Food-Gewerbe revolutionieren sollte. Das Konzept des Investors Ray Kroc bestand darin, extrem preisgünstige Lizenzen an Franchisenehmer*innen zu vergeben, welche jedoch unter strengen Auflagen nicht von den zentral kontrollierten Vorgaben des Mutterunternehmens – vor allem bezüglich der Standardisierung von Verfahren und Angebot, wie auch der Restaurantgestaltung – abweichen durften. Vom Umsatz sollte das Mutterunternehmen nur 1,9 Prozent erhalten. Das heißt, die Unternehmensstrategie war auf starke Expansion und auf den Umsatz der Lizenznehmer*innen angewiesen (vgl. Ritzer 1997: 122f). Mit Erfolg: „Anfang 1996 gab es bereits über 18.000 McDonald’s-Restaurants in 89 Ländern auf sechs Kontinenten“ (ebd.: 125). Im Jahr 1977 eröffnete am Wiener Schwarzenbergplatz die erste McDonald’s-Filiale Österreichs. Nach Brigitte Kreitner, die 1990 ihre Diplomarbeit zum Aufbau des Franchise-Unternehmens in Österreich verfasste, wurden die ersten heimischen Niederlassungen des Unternehmens von Debatten um Identitätsverlust und Angriffen auf die österreichische Esskultur begleitet (vgl. Kreitner 1990: 33f; n. Heiß 2003: 67f). .

Das Franchise-Prinzip sollten sich viele Unternehmen – nicht nur in der Nahrungsversorgung – zum Vorbild nehmen und damit setzte das ein, was der US-amerikanische Soziologe George Ritzer (ebd.: 127f) als „McDonaldisierung der Gesellschaft“ bezeichnet. Unter Bezugnahme auf den von Max Weber geprägten Rationalisierungsbegriff beschreibt er damit einen Prozess, „durch den die Grundsätze des Fast-food-Restaurants immer mehr Sektoren der amerikanischen Gesellschaft wie auch der übrigen Welt beherrschen“ (Ritzer 1996: 1; n. ebd.: 127). Jene

Grundsätze fasst er mit „Effizienz“, „Berechenbarkeit“, „Vorhersehbarkeit“, sowie „Steuerung und Kontrolle“ zusammen (ebd.). Für Helene Karmasin (1999: 203) untermauern „industriell hergestellte Nahrungsmittel beziehungsweise Marken wie McDonald’s“ ob ihrer globalen Verbreitung auch die „evidente wirtschaftliche und politische Hegemonie Amerikas durch eine kulinarische Hegemonie“. Allenfalls haben jene Fast-Food-Restaurants, wie bereits erwähnt, eine Kultur des allorts standardisiert erhältlichen Imbisses mitgeprägt, der sich – ausgehend von McDonald’s & Co – auch hierzulande auf andere Bereiche der Nahrungsversorgung übertragen hatte.

So drängte „seit den 1980er Jahren schließlich [...] auch der Lebensmitteleinzelhandel verstärkt in den gastronomischen Bereich. Über Grillcenter, Stehcafés oder eigene Restaurants offeriert er heute ca. 30% aller ausser Haus verzehrten Speisen“ (Spiekermann 2003: 58). Anno 2001 berichtete ORF-Reporterin Bettina Fink über diese „Verimbissung“ von Bäckereiketten und Supermärkten im größeren Kontext dessen, was George Ritzer wohl als „McDonaldisierung der Esskultur“ bezeichnen würde:

„In den über 300 Ankerbrot-Filialen etwa wird das Imbissangebot ständig ausgeweitet. Inzwischen machen der rasche Kaffee im Vorbeigehen und der Snack tagsüber 25 Prozent des Umsatzes aus. 40 sollen es werden. Ein mit Rohkost aufgewertetes Baguette lässt die Kassen mehr klingeln, als einfaches Brot. [...] Den anhaltenden Trend zum raschen Essen will möglichst niemand verpassen. In diesem Supermarkt wurde das Sortiment an schnellen Speisen stark ausgeweitet. Der Umsatz an Fertigprodukten hat sich in nur einem Jahr verdoppelt. Nur noch die Hälfte aller Haushalte in Österreich kocht mindestens einmal täglich eine Mahlzeit – und das spiegelt sich im Regal wieder. Und der Boxenstopp an der Tankstelle wird immer häufiger mit einem Imbiss verbunden.“

(ORF Fernseharchiv, EURO AUSTRIA, Folge 98, Fast Food (Gestaltung: Bettina Fink), 21.06.2001)

6.3.3 Convenience Food vs. Slow Food?

Der Trend zur individualisierten, flexibleren Nahrungsaufnahme als Gegenstück zur geregelten Mahlzeit am familiären Tisch, wie auch die weite Verbreitung von (Tief-)Kühlgeräten und Mikrowellen beflügelten auch die Nachfrage nach Nahrungsmitteln, die auf Vorrat verfügbar und schnell in der Zubereitung waren. Stellten die Konservendose oder die Erbswurst als erstes Fertigprodukt zur Zeit der Industrialisierung diesbezüglich eine erste Errungenschaft dar (vgl. Kapitel 3.3.2), setzten sich im Laufe der Achtziger- und Neunzigerjahre zunehmend „Convenience-Produkte“ durch (vgl. Resch 2008: 97f). Für Christine Brombach (2016: 101) handelt es sich dabei um „Lebensmittel, bei denen der Hersteller bereits bestimmte Verarbeitungsstufen übernommen hat, um damit der Käuferschaft ‚Zeit zu sparen‘“. Damit trugen Convenience-Produkte, welche vorrätig und unabhängig von individueller Kochbegabung die persönliche Ernährung vereinfachen, zur weiteren Auflösung der traditionellen Mahlzeitenordnungen bei. Für George Ritzer wiederum stellen Convenience-Produkte „das Eindringen des Fast-food-Restaurants in die Wohnung“ und damit einen Aspekt der „McDonaldisierung“ dar (vgl. Ritzer 1997: 131f).

Auf der anderen Seite erhoben sich zur selben Zeit Stimmen, die sich zu schädlichen oder unerwünschten Folgen der Convenience-Euphorie (Standardisierung des Geschmacks, Verlust von intergenerationell tradiertem Kochwissen, Verpackungsmaterial etc.) äußerten und begründeten das Gegenstück namens „Slow-Food“ (vgl. Brombach 2016: 103f). „Ziel dieser mittlerweile weltweiten Bewegung ist es, gute, saubere und faire Lebensmittel zu schützen und auszuloben“ (ebd.: 103). Dabei geht es im Gegensatz zum Convenience Food um die angemessene Zeit, die Nahrungsmittelzubereitung tatsächlich beansprucht (vgl. ebd.)

6.3.4 Internationalisierung der Gastronomie, „Ethno-Food“

Dem sich allgemein steigenden Bedürfnis nach „Gastro-Erlebnis“ und Abwechslung bei der Speisewahl kam auch das Aufkommen zahlreicher ausländischer Gastronomiebetriebe zugute. Dass die Internationalisierung des Wiener Küchenangebots an sich allerdings nicht erst Produkt der diversifizierten Nachfrage der postfordistischen Erlebnisgesellschaft war – eine Ausweitung des Angebots jedoch durchaus auszumachen war – soll das Beispiel chinesischer Restaurants aufzeigen: So wurden die ersten derartigen Lokale bereits 1960 eröffnet, 1983 waren es 39 und 1990 bereits mehr als 200 (vgl. Weidenholzer 2004: 63-64). Zu Beginn dieser Entwicklung waren Besuche in „exotischen“ Restaurants hingegen eher gehobenen Schichten vorbehalten. Die ausländische Gastronomie diente – nicht zuletzt als Träger von Urlaubserinnerungen, die sich nicht jede*r leisten konnte – als elitäres Distinktionsmittel. Spätestens mit etwa der Massenmotorisierung im Fordismus reiften hingegen gesamtgesellschaftliche „Fernwehträume“ (Trummer 2009: 49) heran, daraus wuchs – wie bereits besprochen – zunehmend das Bedürfnis, neue kulinarische Erlebnisse zu erfahren.

Jene Tendenz spiegelt sich wiederum in der Studie „Gastro 2000“ wieder, als dort im Jahre 1996 64 Prozent der Befragten „Abwechslung bezüglich Ernährung“ als Hauptmotiv für die Wahl eines ausländischen Gastronomiebetriebes angaben. 30 Prozent wollten an den Urlaub erinnert werden (Gergely 1997: 25). Weiters geht aus der Studie hervor, dass sich der Anteil ausländischer Speiselokale zwischen 1986 und 1996 von 33 auf fast 40 Prozent erhöhte; „in der Gruppe der Restaurants beträgt der Anteil der Anbieter ausländischer Küche [...] 55 Prozent“ (ebd.: 8). Davon waren zum Erhebungszeitpunkt 41 Prozent auf italienische, 23 Prozent auf chinesische und 12 Prozent auf griechische und türkische Küche spezialisiert (vgl. ebd.: 8).

6.3.5 LOHAS und das „Ende der Selbstverständlichkeiten beim Essen“

„Nieren und Leber, Innereien oder Hühnereier, die in regionalen Küchen einen festen Platz hatten, erscheinen aufgrund ihrer Belastung mit Schwermetallen oder wegen der TV-Bilder von federlosen Hennen in Legebatterien nicht mehr essbar. Dabei schmecken wir diese Belastung nicht wirklich, dennoch spüren wir sie und unterliegen [...] einem Rechtfertigungszwang.“ (Konrad Köstlin 2003: 2).

Mit jenem Beispiel möchte Konrad Köstlin (2003: 2f) darlegen, dass einst „selbstverständliche“ Verzehrpraktiken im postmodernen Ernährungsverhalten im Wege eines neuen Ernährungsbewusstseins zunehmend abhandenkamen. Nahrung selbst sei nicht mehr selbstverständlich; Ernährungspraktiken dienen nicht nur als soziales Distinktionsmittel, sondern auch dem individuellen Ausdruck von Ich-Identität (vgl. ebd.). Im Zuge des sich weiter ausdifferenzierenden Nahrungsmittelangebots „gerät Essen als das Stillen von physiologische[m] Hunger – jedenfalls in unseren westlichen Diskurssystemen – in den Hintergrund“ (ebd.: 10). Menschen seien „verantwortlich für sich selbst, sie haben die Wahl und diese Wahlmöglichkeit zwingt sie immer häufiger zu weitreichenden Entscheidungen“ (ebd.). Jene Entscheidungsmöglichkeit macht „das Essen zum Akt der Repräsentation [...]. Essen kann auf diese Weise mit einer vielfältigen, hochvermittelten und doch alltäglich verwirklichten weltanschaulichen, religiösen, nationalen und geschlechtsspezifischen Symbolik konnotiert sein“ (ebd.: 10-11). Essen als Notwendigkeit – das „selbstverständliche Essen“ – kann zu einem „identitätsproduktive[m] Kultessen werden, das strengen Regeln folgt“ (ebd.: 11). Unweigerlich damit verbunden sieht Köstlin das vermehrte Aufkommen alternativer Formen der Ernährung – etwa vegetarische oder vegane Ernährungspraktiken – als gesundheits- und umweltbewusste Alternativen zu vormaligen „Selbstverständlichkeiten“ (vgl. ebd.). Ferner erfolgt ein stärkerer kollektiver Bedeutungsgewinn regionalisierter Nahrung als Gegenstück zur globalisierten Nahrungsmittelindustrie, wie auch eine stetig steigende Nachfrage nachhaltiger bzw. in biologischer Landwirtschaft erzeugter Lebensmittel (vgl. Schwamborn 2009: 6-20).

Exemplarisch prägten Paul Ray und Sherry Anderson (2000) in diesem Kontext den Begriff „LOHAS“ („Lifestyles of Health and Sustainability“) für jene spezifische Lebensstilgruppe, „die einen gesunden und nachhaltigen Lebensstil anstreben und dabei von der Lebensstilindustrie unterstützt werden“ (Bierhoff 2016:13). „LOHAS“ stellen dabei ein soziales Milieusegment relativ gut Verdienender dar, die einen nachhaltigen, moralisch vertretbaren Konsum bei gleichzeitiger Ablehnung einer „Verzichtsethik“ anstreben. So werfen Kritiker*innen den Vertreter*innen jener „ökohedonistischen“ Lebensstilgruppe vor, mit ihrer „hochwertig“ distinguierten Konsumpraktik von der Lebensmittelindustrie vereinnahmt zu werden. Letztere entdeckte in den zumeist zahlungskräftigen LOHAS Potenziale für riesige, neue Absatzmärkte in höheren Preissegmenten (vgl. ebd.). Damit wurde eine zusätzliche Polarisierung der Esskultur in Gang gesetzt, in der es „einen hochwertigeren Konsum oben auf der Prestigeskala und einen niederwertigeren Konsum weiter unten“ gibt (ebd.).

6.3.6 Von „foodtrucks“ und „coffee trikes“

Anknüpfend an das „Ende der Selbstverständlichkeiten beim Essen“ soll nachfolgend mit einem kurzen Exkurs über neuere Phänomene der urbanen Straßenverköstigung vorgegriffen werden. So wird beispielsweise unter dem Schlagwort „food truck phenomenon“ (Alfiero et. al. 2017) eine Form der Imbissversorgung auf Rädern zusammengefasst, die ausgehend von den Vereinigten Staaten sich weltweit immer größerer Beliebtheit – vor allem jüngerer Konsument*innen – erfreut (vgl. Yoon/Chung 2018: 187). Zwar gab es gerade in den USA etwa bereits zur Zeit der Industrialisierung oder im fordistischen Zeitalter mobile Formen des Schnellimbisses – etwa fahrende Hot-Dog- oder Taco-Händler*innen. Das Aufkommen der zu mobilen Küchen umfunktionierten, ausrangierten Klein-LKWs oder Bussen geht aber erst auf die US-amerikanische Rezession um das Jahr 2008 zurück, als viele, vor allem jüngere Gastronom*innen einer urbanen Mittelschicht nicht mehr in der Lage waren, große Investitionen in den Aufbau von Restaurants zu tätigen. So hatten manche die Idee, ihre – oft hochwertig distinguierten – kulinarischen Konzepte vorab auf diese Weise im öffentlichen Straßenraum zu erproben. Auf der Nachfrageseite stand vor allem mit den etwa 75 Mio. amerikanischen „Millennials“ ein hohes Marktpotenzial für preisgünstige, aber qualitativ hochwertige Imbisswaren gegenüber, was den Food-Truck-Markt rasant anwachsen ließ (vgl. ebd.; newyorkstreetfood.com 2018). Nicht zuletzt bieten Food-Trucks oftmals gesündere Alternativen zum herkömmlichen Fast-Food-Markt (vgl. ebd.).



Abbildung 19: Foodtruck an einem Street Food Festival in Wien 2015 (unbekannt)

Die Vergabe von Food-Truck-Plätzen wird dabei je nach Stadt und Quartier völlig verschieden gehandhabt. Die Stadtverwaltung von Boston etwa hat das Geschäft insofern stark institutionalisiert, als dass sie nicht nur eigene Parkzonen für Foodtrucks – in vorwiegend gastronomisch unterversorgten Quartieren – geschaffen hat, sondern die Trucks werden für Hungrige auch in einer interaktiven Online-Karte der Stadtverwaltung in Echtzeit verortet (vgl. City of Boston 2019; Foodtrucks Deutschland 2016b).

In Wien ist das Phänomen noch nicht sehr verbreitet. Food-Trucker*innen beklagen hierzulande, dass ihnen für jeden einzelnen Standplatz im öffentlich Raum fast dieselben behördliche Auflagen wie jenen eines Kiosks auferlegt werden, lediglich eine Betriebsanlagengenehmigung ist nicht erforderlich (vgl. Kurier 28.03.2015; Foodtrucks Österreich 2016). Die Szene ist über die Plattform „Foodtrucks Österreich“, bzw. „Foodtrucks Deutschland“ vernetzt und versteht sich als Interessengemeinschaft für Betreiber*innen. Das dort empfohlene Foodtruck-Geschäftsmodell baut – notgedrungen – lediglich auf Synergien zwischen den „Foodtrucker*innen“ und privaten Unternehmen auf: „Da [...] öffentliche Gründe mit vielen Behördenwege verbunden ist (sic!) – Grundamt, Gewerbeamt – müsst ihr auf Privatgrund ausweichen. Hier hat es sich bewährt, bei der Verhandlung vor Ort auf die Win-Win-Situation hinzuweisen. Ihr bekommt kostenlos einen Standort und der Standortgeber erhält kostenloses Marketing“ (Foodtrucks Österreich 2016). An

anderer Stelle verweist die Plattform auf die Bedeutung der Szene als Absatzmarkt regionaler Erzeuger*innen und fordert ein „Konzept für eine gastronomische Sondernutzung öffentlicher Verkehrsflächen“ ein (vgl. Foodtrucks Deutschland 2016a). Das Geschäft der Foodtrucks in Wien beschränkt sich aufgrund der behördlichen Auflagen aber auf private Räume. Dabei werden sie üblicherweise von privaten Firmen für Promotion-Zwecke oder für das Catering im Rahmen von Veranstaltungen engagiert (vgl. Foodtrucks Österreich 2016).



Abbildung 20: "Espressomobil" im Rathauspark mit Stadträtin Ulli Sima 2012 (Presse-Service der Stadt Wien)

Während die Stadt Wien gegenüber dem Phänomen „Foodtrucks“ eine relativ starre Haltung einnimmt, vereinnahmt sie eine andere, moderne Form der mobilen Verköstigung. Das Unternehmen „Espressomobil“ bietet Kaffeegetränke aus umgebauten Dreirad-Vespas („coffe trikes“) an. Diese können wiederum von anderen Unternehmen, wie auch Privatpersonen gemietet werden. Zwar müssen diese, wie auch Foodtrucks, für die gewerbliche Nutzung des

öffentlichen Stadtraums Genehmigungen erwirken. Mit der Firma „Espressomobil“ besteht jedoch eine Art Public-Privat-Partnership. Die Dreiräder haben geregelte Standzeiten in öffentlichen Parkanlagen (vgl. Presse-Service der Stadt Wien 18.05.2012; Stadtbekannt 01.06.2012). Aufgrund der umweltfreundlichen Konzeptualisierung des Unternehmens verbucht Umweltstadträtin Ulli Sima das Übereinkommen dabei als politischen Erfolg: „Der Betreiber gewährleistet umweltfreundliche Produktion und Vertrieb. Damit wird die Natur nicht beeinträchtigt und die Parkbesucher freuen sich über die neue Attraktion in den Wiener Parkanlagen“ (Presse-Service der Stadt Wien 18.05.2012).

6.4 Pluralisierung und Diversifizierung innerhalb der (Wiener) Kiosklandschaft

Die besprochenen Entwicklungslinien innerhalb der Esskultur manifestieren sich bis heute auch innerhalb der Wiener Kiosklandschaft. Im Folgenden soll zum einen versucht werden, deren Expansion, zum anderen deren Diversifizierung aufzuzeigen – damit schließend, dass ihre nunmehrige Vielfalt nicht bloß auf Veränderungen der Esskultur reduziert werden kann.

6.4.1 Die Kiosklandschaft wächst

Erinnern wir uns an Kapitel 5.3.3, so gab es in Wien Mitte der Sechzigerjahre „38 Würstelmänner“; 1977 schossen die Imbissstände „wie die Schwammerl aus dem Boden“ (vgl. Kapitel 5.4.1). Es mag zum einen auf die anhaltende gesellschaftliche Beschleunigung und weitere Delokalisation des Nahrungssystems und die Zunahme von Ein-Personen-Haushalten, zum anderen auf den Bedeutungsgewinn des „Freizeit-Imbisses“ zurückzuführen sein, dass sich jene Zahl binnen zwei Jahrzehnten fast verzehnfachte. Peter Payer spricht von „rund 250 Würstelstände[n], die es Mitte der 1980er-Jahre in Wien gab“ (Payer 2008: 7). Die Zeitschrift „GEO“, die der Stadt Wien 1986 ein ganzes Heft widmete, gar von „rund 360 Würstelständen“ (GEO Special 1986: 175). Dass es aufgrund der Ausweitung des Angebots einerseits zu einem höheren Konkurrenzdruck innerhalb der Kiosklandschaft kam, andererseits kommunale Verwaltung und Planung an ihre Grenzen und Herausforderungen in der Praxis der Platzvergabe stießen, kann mittels Rezeption von Medientexten aus dem ORF-Archiv nachgezeichnet werden. Suggestiert die 1977 ausgestrahlte Sendung „Panorama“ noch eine relativ niederschwellige Bewilligungspraxis⁶, so lässt sich wenige Jahre später ein kommunalpolitischer Paradigmenwechsel ablesen:

⁶ „Wer glaubt, einen Platz zu haben, hat ohne große Schwierigkeiten auch seinen Stand. Kein Befähigungsnachweis ist notwendig, um hier seinen Senf dazugeben zu können.“ (ORF Fernseharchiv, Panorama, Folge 56, Würstl, wo es keine „Würschteln“ gibt (Gestaltung: Teddy Podgorski und Walter Pissecker), 22.11.1977).

„Das Stadtbild würde es also nicht mehr vertragen, wenn also Würstelstände dorthin gepflastert werden. Wir können leider keine Bewilligungen mehr austeilen. Es sind schon zu viele.“ (Heinrich A. Heinz, Bezirksvorsteher Innere Stadt; ORF Fernseharchiv, Schilling, Folge 53, Würstelstand-Eröffnung in Wien (Gestaltung: Erich Hirtl), 05.04.1982)

Die Sendung beschäftigt sich mit offensichtlichen „bürokratischen Hürden“, die den Standbetreiber*innen auferlegt werden, um die Zahl der Kioske auf ein für den öffentlichen Stadtraum verträgliches Maß zu reduzieren. Darin berichtet Alfred Steinmetz, der damals einen Würstelstand am Schottentor betrieben hatte, dass sich die behördlichen Auflagen jüngst nochmal erschwert hatten (vgl. ebd.). Der Reporter wiederum zählt bis zu zehn Ämter und Behörden auf, die in die Standbewilligung – übliche Dauer des Verfahrens waren 5-6 Monate – involviert waren (ebd.):

1. *„Die zuständige Bezirksvorsteherung.“*
2. *„Das Verkehrsamt der Bundespolizeidirektion Wien und das zuständige Polizeikommissariat.“*
3. *„Die Magistratsabteilung 19, die darauf achtet, dass der Würstelstand nicht das Stadtbild beeinträchtigt.“*
4. *„Die Magistratsabteilung 46: Verkehrsorganisation und Verkehrsverwaltung.“*
5. *„Die Magistratsabteilung 28: Zuständig für Straßenverwaltung und Straßenbau“*
6. *„Je nachdem – die Verkehrsbetriebe oder die für Grünanlagen zuständige Magistratsabteilung 42.“*
7. *„Die Handelskammer als Interessensvertretung der betroffenen Berufsgruppe.“*
8. *„Kontaktiert werden muss überdies die Magistratsabteilung 35⁷. Hier weiß man, ob der Standort nicht schon besetzt ist, und hier muss – gemäß den Bestimmungen der Bauordnung – um einen Elektroanschluss angesucht werden. Die Elektrizitätswerke verrechnen dafür bis zu 100.000 Schilling.“*

⁷ Die Aufgaben der damaligen MA 35 entsprechen jenen der heutigen MA 36.

1989 – also sieben Jahre später – hatte derselbe Journalist eine Fortsetzung der Sendung gestaltet und ausgestrahlt. Darin ist von einer weiteren Verschärfung in der Platzvergabe die Rede – trotz vereinfachten Bewilligungsverfahrens. Alfred Steinmetz, nunmehriger Betreiber von insgesamt drei Ständen, bestätigt den zunehmenden behördlichen Druck: „Es ist strenger geworden bezüglich der Platzvergabe. Es ist schwieriger geworden, weil’s weniger Plätze gibt. Und jeder versucht natürlich, einen guten Platz⁸ zu erreichen“ (ORF Fernseharchiv, 23.10.1989). In den wenigen Jahren hatte mit der Magistratsabteilung 35-G nicht nur die verfahrensleitende Behörde gewechselt, sondern es hat sich auch die Bewilligungspraxis allgemein verändert. MA 35-G war nunmehr zentrale Einreichstelle und zog die anderen Behörden hinzu – „[d]ie Einreicher ersparen sich damit vorerst den Verkehr mit einer weiteren Magistratsabteilung“ (ebd.). Bis zum Zeitpunkt der Ausstrahlung der Reportage wurde in ganz Wien bezeichnenderweise jedoch seit acht Monaten kein einziger neuer Stand bewilligt – bei „angeblich 130“ Antragsteller*innen, die „auf Erledigung“ warten (ebd.).

War der Kiosk, bzw. der Würstelstand der Achtziger- und Neunzigerjahre, als „Besetzer“ öffentlichen Stadtraums der Stadtverwaltung offensichtlich abermals ein Dorn im Auge, begleitete ihn ein medial verbreitetes, durchaus positiv konnotiertes Narrativ vom „kulinarischen Wahrzeichen der Stadt“ (Payer 2008: 7). „Konservative Zeitungen huldigten dem vermeintlich ‚echt wienerischen‘ Kleinod, Reisezeitschriften und Stadtführer entdeckten den Würstelstand als letzten Rest von ‚Alt-Wien‘, touristische Fotobände setzten das bisher vernachlässigte Sujet werbewirksam ins Bild. [...] Am Würstelstand, so wurde suggeriert, könne man gleichsam die Essenz des Wienerischen spüren und sich lustvoll an die Geschmackskultur der k.u.k. Zeit andocken“ (ebd.). Nicht selten wurden dabei jene positiven Eigenschaften des Würstelstandes transportiert, die auch bereits in den Sechzigerjahren (vgl. Kapitel 5.3.3) diskursbestimmend waren: Konnotationen vom Würstelstand als nächtlichen Seelsorger und Fluchtpunkt, Hort gesellschaftlicher Entschleunigung, Ort sozialer Elastizität und Träger von lokaler Identität.

⁸ *Begehrte waren und sind Orte mit einer hohen transitorischen Funktion: Knotenpunkte des ÖPNV, öffentliche Plätze sowie Fußgängerzonen.*

Die Stadtverwaltung war also auf der einen Seite bemüht, ein nostalgisch verklärendes Stadtimago zu vermarkten, in das sich die lange Tradition des „wienerischen“ Kiosks einbetten konnte. Auf der anderen Seite sollte es nicht zu viele davon geben.

Indessen wurden die Stände nicht zuletzt auch beliebte Motive und Handlungsschauplätze in Filmen, im TV und in der Unterhaltungsliteratur (vgl. ebd.; Schuberth 2012: o.S.). Anders als Peter Payer, wie auch in Kapitel 5.3.3 diskutiert, postuliert Gregor Schuberth – einer der Architekt*innen, die den berühmten Würstelstand vor der Albertina entwarfen – der „Kult“ um den Würstelstand entstand überhaupt erst in den Achtzigerjahren, als er in Anlehnung an die bildungsbürgerliche Rezeption von Walter Benjamins Schriften medial als „Gesellschaftstankstelle für den Großstadtflaneur“ illustriert wurde. (ebd.). Wie tief verwurzelt das Bild vom Würstelstand als „Wiener Marke“ und Lokalkolorit war, kann nicht zuletzt durch ein Werbesujet der österreichischen Wirtschaftskammer aufgezeigt werden, das mit dem Übertitel „Alles bleibt, wie es ißt“ Ängste vor kulinarischem Identitätsverlust nehmen soll:



Abbildung 21: Alles bleibt, wie es ißt. Werbesujet der Wirtschaftskammer 1994

6.4.2 Die Kiosklandschaft wird vielfältiger

Die oben diskutierten, sich ändernden gesellschaftlichen Verhältnisse schlugen sich jedoch nicht nur auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität der Kioske nieder. So spiegelten sich die pluralisierenden Ernährungsgewohnheiten in der Diversifizierung des Warenangebots auch am Kiosk wieder: Ähnlich wie die „Bosna“ in das Warensortiment vieler Würstelstände aufgenommen wurde (vgl. Kapitel 5.4.1), geschah etwa auch am Beispiel des US-amerikanischen „Hot Dogs“ eine Integration „fremder“ Imbisskultur in die „eigene“ (vgl. Payer 2008: 6). So hatte am Wiener Würstelstand „mittlerweile auch die Curry-Wurst (1949 in Berlin erfunden) ihren Platz eingenommen, die Münchner Weißwurst, die Waldviertler und die in Oberösterreich erfundene und seit den 1970er-Jahren auch in Wien immer beliebter werdende Käsekrainer“ (ebd.).

Auch hatte sich das Zubereitungsverfahren verändert. Wurden die Wurstprodukte bis in die Siebzigerjahre fast ausschließlich gekocht, trat das Grillen als Garmethode zunehmend in den Vordergrund (vgl. ebd.; Schubert 2012; o.S.; siehe auch Kapitel 5.3.2). Dies hatte einen nicht unwesentlichen Einfluss auf gestalterische Anforderungen an die Kioske: „Grillplatten und Fritteuse beanspruchen deutlich mehr Platz als früher und ziehen aufwendige Abluftanlagen nach sich. Die Stände verwandeln sich zu kleinen Restaurants, wo alles auf engstem Raum⁹ unterzubringen ist“ (Schubert 2012: o.S.). Später wurden die Küchengeräte vielerorts um eine Fritteuse erweitert. Wie das Angebot und die Fertigungstechniken, änderten sich auch zunehmend die Verzehrpraktiken. Vera Tondl – Betreiberin des Würstelstands „LEO“, in dritter Generation als Familienbetrieb (vgl. Kapitel 4.1) – weiß von einer gesunkenen Aufenthaltsdauer und auch davon zu berichten, dass es an ihrem Stand etwa erst mit dem Ende der Neunzigerjahre üblich wurde, die Speisen mitzunehmen und nicht mehr am Stand zu verzehren (vgl. Interview Vera Tondl 2018):

⁹ Kioske i.e.S. haben nach der WBO als bewilligungsfreie Bauvorhaben max. 12m² Grundfläche und sind nicht höher als 2,80m.

„Also, bei meinem Opa, da sind's gekommen und haben Schmäh geführt am Standl. Weil entweder waren's eh' Leute, die unterwegs waren schon von der Nacht, die waren schon lustig. Oder sie haben sich dann gesammelt, dann haben sie gegessen und haben sie Schmäh geführt. Dann bei meinem Vater eigentlich auch noch, muss ich ehrlich sagen. Da haben sie halt gegessen, nicht, und haben sich auch unterhalten. Aber heute: Die kommen, essen, laufen. Oder sie nehmen's überhaupt nur mit und rennen. Die rennen ja alle. Die meisten.“ (ebd.)

Während die am Wiener Kiosk vorherrschende Geschmackskultur noch von Würsten und Leberkäse bestimmt war, kam mit dem Ende der Achtzigerjahre ein Gericht nach Österreich, das die Wiener Kiosklandschaft grundlegend verändern sollte: Das Dönerkebab – gegrilltes Fleisch vom Drehspieß mit Salat und Joghurtsauce im Fladenbrot. Der damalige Wirtschaftsstudent Yaşar Sarikoç hatte 1983 die Idee, den im Berlin-Kreuzberg der Siebzigerjahre entwickelte Imbiss in Wien zu verkaufen; eröffnete ein Imbisslokal in der Hütteldorfer Straße, ein zweites 1987 in der Margaretenstraße (vgl. Schuh 2014: o.S.):

„Die Leute sind gekommen und haben gefragt, was das ist. Die haben das noch nie gesehen. Eine alte Dame hat geglaubt, dass das ein ganzes Lamm ist auf dem Spieß. Die Schlange ging bis nach unten', sagt er und deutet die Gasse hinunter Richtung Naschmarkt“ (ebd.).

War Yaşar Sarikoç offenbar der erste, der dieses Gericht in Wien feilbot, ist die Einflussnahme türkischer Esskultur aber vor allem im Kontext der in Kapitel 5.4 diskutierte „Gastarbeiter*innen“-Migration zu erklären. Zu anfangs kamen über bilaterale Verträge vor allem Jugoslaw*innen¹⁰ nach Wien, später vermehrt Türk*innen. Obwohl damals politisch unerwünscht, blieben davon viele in Österreich. Nicht zuletzt die Wiener Straßenmärkte, die als Arbeitsort für die autochthone

¹⁰ Hierbei sei angemerkt, dass die Bezeichnung „Jugoslaw*innen“ heute unter Bosnier*innen, Serb*innen, Kroat*innen etc. durchaus umstritten ist: Sie bezieht sich auf Bürger*innen des damaligen gemeinsamen Staates.

Bevölkerung immer unattraktiver wurden, nahmen daraufhin für letztere Bevölkerungsgruppe eine immer wichtigere Rolle ein. Die Märkte boten zahlreichen türkischen Gastarbeiter*innen und deren Nachfahren einen scheinbar einfachen Weg in die Selbstständigkeit. Damit leiteten jene türkischen Marktbetreiber*innen Mitte der Achtzigerjahre nicht nur eine Renaissance der vom Konkurrenzdruck moderner Supermarktketten geplagten Wiener Straßenmärkte ein, sondern erweiterten ihr Angebot um Nahrungsmittel „fremder“ Esskultur, „die bislang schwer in Wien zu bekommen waren wie Schafkäse, Oliven oder Fladenbrot“ (Payer 2004: 9). Peter Payer konstatiert, dass „die Märkte zu Keimzellen einer migrantischen Kultur [wurden], in deren unmittelbarer Umgebung sich bald auch eine eigene Infrastruktur an Lokalen, Unterhaltungsstätten, Geschäften, Übersetzungsbüros etc. etablierte“ (ebd.: 9-10). An dieser Stelle sei angemerkt, dass Straßenmärkte – anders als Peter Payer suggeriert – nicht erst im historischen Kontext der Gastarbeiter*innenmigration migrantisch geprägt waren, sondern dass Märkte und fliegender Handel [...] bereits seit mehreren Jahrhunderten [...] als Sphären der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Begegnung“ existieren (Knierbein et. al.: 93). Straßenmärkte waren und sind „[m]itunter [...] jene Räume, die Ankommenden Chancen auf Emanzipation im neuen räumlichen und sozioökonomischen Kontext bieten und die Selbstständigkeit im fremden Land verheißen“ (ebd.: 99). Im sozioökonomischen Kontext der fordistischen Krise trugen jene migrantischen Wirtschaftstreibenden auch „wesentlich zur Erhaltung der für Wien typischen kleinteiligen Wirtschaftsstruktur“ bei, zumal viele Kleinbetriebe die post-fordistische Wende nicht überstanden hatten (vgl. Payer 2004: 9). Für Erol Yildiz bezogen die ehemaligen „Gastarbeiter*innen nämlich jene Ladenzeilen, „die im Zuge weltweiter ökonomischer Umstrukturierungsprozesse von einheimischen Gewerbetreibenden verlassen wurden. Sie brachten damit wieder Leben in die Straßen und auf die Bürgersteige und trugen entscheidend zur Sanierung und Modernisierung heruntergekommener urbaner Räume bei. Kioske, Speiselokale und Lebensmittelläden wurden dabei zur Haupterwerbsquelle“ (Yildiz 2009: 109).

1987 gab es in Wien insgesamt rund zwanzig Kebab-Lokale – einschließlich der als Erdgeschoßlokale geführten Imbissstätten. Die in Berlin entwickelte Fast-Food-Variante des traditionellen türkischen Gerichts¹¹ Kebab aber „avancierte zum kulinarischen Erfolgsprodukt, wurde gleichsam zum Inbegriff für migrantische Küche“ (ebd.). Darüber hinaus war der Imbiss im Laufe der Achtziger- und Neunzigerjahre nicht zuletzt auch zum Symbol interkulturellen Dialogs geworden, wovon wiederum zahlreiche Sendungen des ORF Zeugnis ablegen. So wurde 1990 beispielsweise folgendes über ein interkulturelles Stadtfest in Dornbirn berichtet: „Kultur und Kulinarisches als approbiertes Mittel zur Völkerverständigung. Bei türkischem Kebab kommt man sich näher. Auch, wenn man sich sonst nur vom Vorbeigehen kennt“ (ORF Fernseharchiv, 27.05.1990). 1992 veranstaltete die Erzdiözese Innsbruck eine Veranstaltung mit dem Titel „Kebab und Spinatknödel“; 1996 trug ein interkulturelles Fest der Begegnung den Titel „Siskebab und Apfelstrudel“ – um nur einige Beispiele zu nennen (vgl. ORF Fernseharchiv 31.05.1992 & 09.06.1996). Interkultureller Dialog kann auch in hohem Maße über gemeinsamen kulinarischen Austausch und durch die Mahlzeit als kollektiv geteilte Erfahrung stattfinden. Schließlich dient – wie besprochen in Kapitel 5.2.1 – der Akt des Essens nicht zuletzt auch der Vergemeinschaftung sowie der Schaffung kollektiver Identitäten.

Während also das Dönerkebab – wie auch andere Speisen und Imbisse „fremder“ Esskulturen – zum Medium interkultureller Verständigung stilisiert wurden, erfreute sich der Imbiss immer größerer Beliebtheit als preiswerte Straßenkost und Alternative zu den fettigen Würsten. So erlebte das „Ethno“-Fast Food ab den Neunzigerjahren einen regelrechten Boom. Die Internationalisierung der Kiosklandschaft ist nach Angaben von Peter Payer (2008: 8) nicht zuletzt auch auf die Novellierung der österreichischen Gewerbeordnung im Zuge der europäischen Integration zurückzuführen, die es auch Neuankömmlingen erleichtern sollte, in Branchen wie dieser einzusteigen: „Die im Zuge des EU-Beitritts erfolgte Liberalisierung der Gewerbeordnung beschleunigte den Einzug des Kebab in die Kioske, wo es heute meist gemeinsam mit Dürüm, Börek, Falafel, Pizza, Hot Dog oder Bosna angeboten wird.“

¹¹ Kebab-Fleisch wurde in der türkischen Stadt Trabzon traditionell auf Reis serviert (vgl. Schuh 2014: o.S.)

Mit der Diversifizierung des Angebots ging auch eine optische Ausdifferenzierung innerhalb der Kiosklandschaft vonstatten: „Bunt, die Vielzahl der Speisen werbewirksam hervorkehrend, ist er [der „internationalisierte“ Kiosk, Anm.] im Stadtbild weit auffälliger als viele herkömmliche Würstelstände“ (ebd.).

Während sich das Angebot weiter vergrößerte – zum Beispiel erhielten ab dem Ende der Neunziger asiatische Nudelgerichte wie auch Sushi ihren Einzug in die Kioske – verstärkten die „traditionellen“ Würstelstände, die sich mitunter existenziell bedroht fühlten, ihr Lokalkolorit, indem sie sich fortan stolz „Wiener Würstelstand“ nannten (vgl. ebd.). Wie bereits in Kapitel 5.4.1 angedeutet, entbrannte so ein regelrechter „Kulturkampf“ um die Geschmackspräsenz innerhalb der Kiosklandschaft, der bis heute in den Medien diskutiert und nicht selten mit rassistischen Ressentiments beladen und politisch instrumentalisiert wird. Dem so kolportierten „Mythos vom Untergang des Wiener Würstelstandes“ soll später jedoch abschließend ein eigener Kommentar gewidmet werden.

Manche Würstelstandbetreiber*innen versuchten in der Folge der nunmehr stärker umkämpften Kiosklandschaft, ihr Wurstsortiment im Sinne der polarisierten Konsumnachfrage gänzlich umzustellen. So wurde im Jahr 2002 „unter Anwesenheit zahlreicher Prominenz“ etwa ein rein vegetarischer Würstelstand am Wallensteinplatz eröffnet, der jedoch mangels Erfolg bald darauf „wieder auf das reguläre Fleischsortiment umstellte“ (ebd.). Andere wiederum eröffneten hochwertig distinguierte „Edel-Würstelstände“, die aus dem traditionell preisgünstigen Markt herausstechen sollten. Beispiele hierfür sind der oben erwähnte Würstelstand von Josef Bitzinger, der 2008 vor der Albertina eröffnet wurde (vgl. Bitzinger o.J.). Später boten andere gar eine in Trüffelöl gebratene „Käsekrainer mit Kaviarbegleitung“ für 15 Euro an, wie ein Standbetreiber ab 2012 am Schwedenplatz (Der Standard 2012: o.S.). Angesichts der Tatsache, dass sich auf der anderen Seite vor allem in städtischen Randlagen Kioskbetreiber*innen regelrechte Preisschlachten liefern sollten, zeichnete sich die in den Kapiteln 6.3.1 und 6.3.5 diskutierte Polarisierung des Verzehrs auch am Kiosk ab, welcher sich davor traditionell auf das niedere Preissegment beschränkt hatte (vgl. Gastrowerkstatt 2018: 33).

6.5 Der Kiosk als de-industrialisiertes Stadtmobiliar?

Erinnern wir uns an Kapitel 3.4, habe ich den Kiosk aufgrund seines Entstehungskontexts als „industrielles Stadtmobiliar“ postuliert: Er galt als (fahrbare) Versorgungseinrichtung von preisgünstigem, schnellen Essen für Arbeiter*innen. In Kapitel 3.5 erklärte ich den Kiosk – in Übereinstimmung mit Tolksdorf (1981), Welz (1991) sowie David/Hoysack (1999) – zu einem Symbol der damaligen Industriearbeiter*innenkultur, zu einem Stadtmobiliar, dessen Ursprünge sowohl angebots- als auch nachfrageseitig industriell determiniert waren. Arbeits- und Pausenzeiten waren für die „neuen“ Industriearbeiter*innen streng rationalisiert, gegessen werden musste zunehmend außer Haus – in räumlicher Nähe zur Arbeitsstätte oder den Verkehrsmitteln. Parallel dazu standardisierte die industrielle Revolution die Nahrungsmittelproduktion und beförderte deren industrielle Herstellung. Die Verabreichung schneller Nahrung erforderte deren schnelle, standardisierte Fertigung.

So wie es aber in wahrscheinlich fast allen Städten auch vor etwa der Erfindung der Dampfmaschine so etwas wie ambulante Straßenverköstigung gab (vgl. Kapitel 2), besteht der Kiosk als vormals industriezeitliches Phänomen auch nach dem Übergang von der städtischen Industrie- hin zu Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft – und zwar bis heute. Peter David und Falk Hoysack (1999) verweisen – wiederum unter Bezugnahme auf Tolksdorf (1981) und Welz (1991) – hingegen darauf, dass sich mit der post-fordistischen Wende auch die Symbolik des Kiosks gewandelt hatte. Im Rahmen einer ethnographischen Annäherung an die Alltagskultur eines Berliner Imbissstands erklären sie den Kiosk – als Relikt industrieller Urbanisierungsdynamiken – in der de-industrialisierenden Stadt zu einem Symbol sozialer Polarisierung.

Die Entwicklungsdynamiken von Orten der schnellen Nahrungsaufnahme im öffentlichen Stadtraum kann nicht auf den Wandel von Konsumnachfrage und Esskultur reduziert werden, sondern sie hängen auch – wie in der vorliegenden Arbeit in mehrfacher Weise aufgezeigt – mit stadtgesellschaftlichen Veränderungsprozessen, wie auch dem Wandel städtischer Planungskultur zusammen. Nicht zuletzt fristete der Kiosk im Stadtraum seit jeher ein eher marginalisiertes Dasein. In Wien etwa verabreichten erst sozial benachteiligte Menschen ihren Leidensgenoss*innen geruchsintensive Fleischwaren aus großen Handkesseln, die sie mit sich

durch die Stadt schleppten. Später, da die Verkaufsstellen besser ausgestaltet waren, wurden sie der auf Zweckrationalität beharrenden, vermeintlich modernen Stadtverwaltung zu anachronistisch, bis man schließlich immer neue Wege zu finden suchte, die Buden loszuwerden, um die historische Stadtgestalt vor „Verhüttelung“ zu bewahren (Schilly 2006: o.S.). Wie auch beim Übergang zur fordistischen Stadt, wird der Kiosk – als „Überbleibsel“ vormaliger Zeiten, dem stets das „Vorübergehende“ anhaftete, der aber doch das Stadtbild durchgehend mitprägte – auch in der Stadt der post-fordistischen Dienstleistungsgesellschaft in seiner Existenzberichtigung angezweifelt. Galten die Kioske zuvor nicht kompatibel mit den verkehrstechnischen Anforderungen einer „autogerechten Stadt“, sollten die Kioske im post-fordistischen Zeitalter angesichts neoliberaler Standortpolitik nicht die Stadtgestalt – und damit schließlich auch nicht die „Wettbewerbsfähigkeit“ – beeinträchtigen.

An dieser Stelle lohnt sich wiederum ein Blick nach Berlin, wo Architektur- und Stadtkritiker Claus Kämpf anno 2003 ob der radikalen Tertiärisierung einen „Schwanengesang auf das Verschwinden der Imbissbude“ singt (Kämpf 2003: 37). Kämpf verortet den Ursprung der Berliner Imbissbudenkultur in der Nachkriegszeit. Die schnellen Labestationen nisteten sich dort ein, wo Kriegszerstörungen Baulücken hinterließen und Raum für temporäre Sekundärnutzungen boten. Die Teilung der Stadt konservierte einen politischen Status Quo, der sie vor jeglichem ökonomischen Druck schützen sollte, bis mit dem Fall der Mauer schließlich die Deindustrialisierung und mit ihr der Übergang in die neue Dienstleistungsgesellschaft besonders rasant vorstattenging. Mit dem Ausbau des tertiären Sektors ging ein Umbau der Stadt einher, durch den auch die „urbanen Anarchisten“ – wie Jon von Wetzlar die Berliner Imbissbuden nennt – in Bedrängnis gerieten (vgl. ebd.: 38; von Wetzlar 2003):

„[N]ach 1989 verschwand eine Imbissbude nach der anderen nicht nur mit jedem neuen Haus oder Büroquartier rasant, das eine solche Baulücke füllen sollte, sondern auch aufgrund eines gewandelten Verständnisses von Stadt. Schön und aufgeräumt soll heute die Stadt der neuen Dienstleister sein, die ihre kostbaren Energien nicht auf die Aneignung des spezifisch Örtlichen verschwenden wollen, sondern nach verlässlichen Standards finaler Stadtimages und Serviceleistungen verlangen.“ (Claus Kämpf 2003: 38)

Relativ ähnlich war es um Kioske im New York der Neunzigerjahre bestellt. Dort, wo die postfordistische Krise „fast zwei Jahrzehnte Verfall und Depression“ hinterließ, versuchte der damalige Bürgermeister Giuliani durch „starke Polizeipräsenz und Imagewerbung“ wie auch der „Überantwortung von Straßen und Plätzen in private Regie und Kontrolle“ einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung einzuleiten. Der Preis dafür „dass New York in Wirtschaftskreisen wieder Ansehen gewann“, beinhaltete auch, „dass Giuliani nach der Vertreibung der Obdachlosen an die Ränder der Stadt auch das amerikanische Pendant der Imbissbude, nämlich die Hot-Dog-Stände, aus hygienischen und ästhetischen Gründen weitgehend aus Manhattan verbannte“ (ebd.: 39). Die Wiener Kiosklandschaft als vermeintliches Opfer städtischer Umstrukturierungen soll abschließend „besungen“ werden. Vorab ist es notwendig, sich weiter der besprochenen, post-industriellen Symbolik des Kiosks anzunähern.

Soziale Polarisation spiegelt die Kiosklandschaft der jeweiligen post-industriellen Stadt auf zumindest zweifache Weise wieder. Zum einen gewann der „Freizeit-“ gegenüber dem „Arbeits-Imbiss“ an Bedeutung. Damit stehen wir bei der entscheidenden Frage, wer nach dem Zerfall des staatlich gelenkten Kapitalismus nunmehr über mehr Freizeit verfügte? Für den Kiosk kann solange seine symbolische Verkörperung einer „Industriearbeiter*innenkultur“ geltend gemacht werden, als dass mittels fordistischem Regulationsmodell nahezu Vollbeschäftigung aufrecht erhalten werden konnte (vgl. Abb. 18). Mit seiner Krise prekarierte sich auch die Arbeitswelt. Und „[m]it der stetig wachsenden Arbeitslosigkeit nimmt auch die Zahl derer zu, die über ein großes Kontingent an Freizeit verfügen“ (von Wetzlar 2003: 7). Es waren fortan vermehrt „Verlierer*innen des Post-Fordismus“, die den Kiosk als gesellschaftlichen Treffpunkt mit preiswertem Warenangebot zu schätzen lernten; wo „der persönliche Kontakt zum Beschäftigten und die Anwesenheit ähnlich Betroffener [...] eine traute Atmosphäre [schafft], die den Verlust der Kollegen kompensieren soll“ (ebd.: 7-8). Auf der Annahme beruhend, dass persönliche Schicksalsschläge und schwierige Lebenslagen nicht selten im Alkoholismus enden, geht Jon von Wetzlar noch weiter: „In einer Rangfolge ist der Imbiss deshalb zwischen Kneipe und Supermarkt einzuordnen, an letzterem wollen die Trinkwilligen nur noch das Billigste und bleiben unter sich“ (ebd.: 8).

Dass ausgerechnet der *Schnellimbiss* nun vermehrt zum längerfristigen Aufenthalt einzuladen vermochte, stellt zum einen aufgrund seiner öffentlich sichtbaren Verortung für manch andere Stadtbewohner*innen eine Provokation dar, zum anderen birgt es eine gewisse Ironie. Einrichtungen zur Befriedigung des schnellen Hungers gestresster Arbeiter*innen wurden nun zu Orten der öffentlichen Zurschaustellung von Zeit und dem sozialem Stigma jener ohne Arbeit (vgl. ebd.; David/ Hoysack: 121f).

Auf der anderen Seite wird soziale Polarisierung in der Diversifizierung des Angebots greifbar. Die im vorigen Kapitel besprochene Bandbreite zwischen „in Trüffelöl gebratener Käsekrainer mit Kaviarbegleitung“ für 15€ an dem einen, und das Dönerkebab, das inklusive Getränk nur 2€ kostet, an dem anderen Kiosk, spiegelt eine Polarisierung der Konsummöglichkeiten auch im Wiener Kiosk-Topos wieder. Im Kontext der besprochenen sozioökonomischen Umbrüche konstatiert Gisela Welz (1991: 62): „Am Imbiß beginnen sich kulturelle Differenzierungen abzuzeichnen. Verschiedene Imbißtypen reagieren auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Bevölkerungsgruppen, kulturelle Milieus entwickeln spezifische Imbißpräferenzen.“ Damit ist die Kiosklandschaft nicht bloßes „Relikt“ industrieller Stadt, sondern auch Spiegelbild post-moderner, gesellschaftlicher Modernisierung. „Das breite Spektrum koexistierender Imbißtypen macht die Ungleichzeitigkeiten der sozialen Ökonomie und das Nebeneinander verschiedener habitueller Muster unmittelbar erfahrbar“ (ebd.: 69).

7 Zum heutigen Stand der Stände

Bevor abschließend die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zusammenfassend betrachtet werden können, soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, eine gegenwärtige Bestandsaufnahme der Wiener Kiosklandschaft zu skizzieren.

7.1 Räumliche, städtebauliche und rechtliche Aspekte

Die Kiosklandschaft Wiens erstreckt sich nahezu über das gesamte Stadtgebiet. Räumlich konzentriert sich der Kiosk allerdings vorwiegend an Knotenpunkten des öffentlichen Verkehrsnetzes – etwa im Bereich von U-Bahnstationen, Bahnhöfen, oder Linienendpunkten – und damit an Räumen mit einer hohen transitorischen Funktion. Eine räumliche Nähe etwa zu Clubs, Diskotheken oder Bars ist ebenso festzumachen. Hierbei erfüllt der Kiosk nicht zuletzt auch seine Funktion als „nächtlicher Versorger“, die ihm bereits seit seiner Entstehungsgeschichte zuteilwurde (vgl. Kapitel 3.4.3). So zu sehen etwa im Bereich des West-Gürtels, zumal sich an jener tangential verlaufenden Hauptverkehrsader vor allem durch die Implementierung des EU-Projekts „URBAN“ zahlreiche nächtliche Lokalitäten etabliert hatten, von deren Kund*innenschaft auch die Kiosk-Betreiber*innen profitieren (vgl. Interview Vera Tondl 2018). Auch an öffentlichen Plätzen, entlang Fußgänger*innenzonen und Einkaufsstraßen ist eine höhere Dichte von Imbissständen zu verzeichnen, wo sie nicht selten gleichsam als „Freizeit-Imbiss“ für Einkaufende und als „Arbeits-Imbiss“ für Erwerbstätige im Einzelhandel beansprucht werden. Zahlreiche Kioske werden auch als Marktstände geführt, wie etwa am Naschmarkt, am Brunnenmarkt oder am Viktor-Adler-Markt – letztlich an nahezu allen Wiener Straßenmärkten. Nicht zuletzt sind die Wiener Kioske auch in Räumen mit vorwiegender Erholungs- oder Freizeitfunktion, wie etwa dem Prater, auf der Donauinsel, aber auch im Nahbereich größerer Friedhöfe vorzufinden. Als „Arbeits-Imbisse“ sind sie zudem nachwievor in peripher gelegenen Industriegebieten und Gewerbeparks vorzufinden, wie etwa im Bereich der Brunnerstraße am äußersten, südlichen Stadtrand. Exemplarisch zeigen die Abbildungen 22-30 Photographien verschiedener Wiener Kioske, während Abbildung 31 den am West-Gürtel gelegenen Urban-Loritz-Platz visualisiert, der nicht nur eine vergleichsweise besonders hohe Kiosk-Dichte aufweist, sondern auch die für Wien typische Pluralisierung der Kiosklandschaft repräsentiert:



Abb. 22 8., Albertplatz. Neben Würstel hat der Kiosk asiatische Imbisse im Angebot.



Abb. 23 6., Mariahilfer Straße. Mit dem Gastgarten verfügt der Kiosk über mehr als acht Verabreichungsplätze (≠ freies Gastgewerbe).



Abb. 24 16., Brunnengasse. Der Kiosk wird als Marktstand geführt und somit von der MA 59 vermietet.



Abb. 25 23., Brunner Straße. Kiosk in einem Industriegebiet. Sein Hauptgeschäft ist die Versorgung von Arbeitenden (Arbeitsimbiss).



Abb. 26 7., Zieglergasse. Kiosk samt Lagerstätte > 12m² Grundfläche (≠ bewilligungs-freies Bauvorhaben).



Abb. 27 8., Lerchenfelder Gürtel. Kiosk mit gemischtem Warensortiment an einem Verkehrsknotenpunkt.

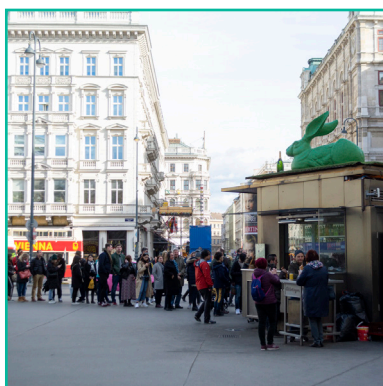


Abb. 28 1., Albertinaplatz. Schlange vor dem Würstelstand Bitzinger, einem touristischen Anziehungspunkt.



Abb. 29 1., Spiegelg. Zum goldenen Würstel - Beispiel eines hochwertig distinguierten Würstelstandes.



Abb. 30 9., Hernalser Gürtel. Besonders kleiner Kiosk. Situirt an der "Ausgehmeile" hat der Stand nachts und am Wochenende geöffnet.

Abb. 22-24; 26-30 (Aufnahme: Vivi Dybowski);
Abb. 25 (eigene Aufnahme).

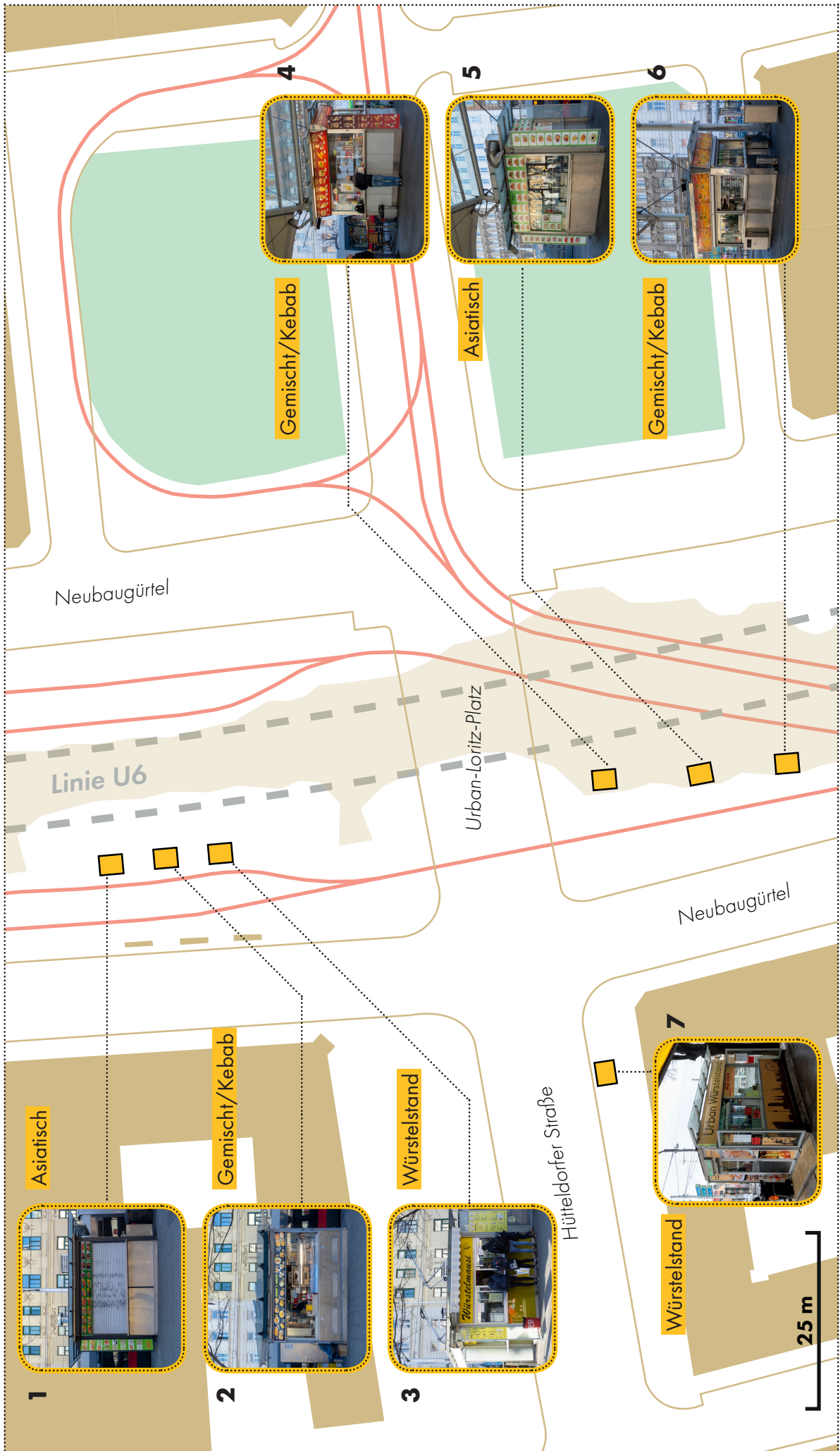


Abbildung 31: Kioske am Urban-Loritz-Platz 2019 (eigene Darstellung; fotografische Aufnahmen: Vivi Dybowski)



Abbildung 32: Urban-Loritz-Platz (Aufnahme: unbekannt)

Von den insgesamt sieben Ständen im Bereich des Urban-Loritz-Platzes werden Kioske Nummer 3 und 7 als Würstelstände geführt, wobei Stand 7 jüngst noch ein asiatischer Schnellimbiss war. Zwei weitere (1 und 5) bieten asiatische Schnellimbisse, drei Kioske (2,4,6) haben neben Dönerkebab etwa auch Falafel, Pizza, Hot-Dogs oder gebratene Nudeln im Angebot. Die kartographische Darstellung (Abb. 31) zeigt eine heute für Wien typische Diversifizierung im Kiosk-Angebot auf vergleichsweise engstem Raum. Die aber bis auf kleine Details einheitliche Erscheinungsform der Kioske ist auf die Umgestaltung des Platzes um das Jahr 2000 zurückzuführen, die für weitere Kioskbewilligungen im Zuge städtebaulicher Neugestaltungen eine Art Modellcharakter entwickeln sollte.

Der zwischen den beiden Richtungsfahrbahnen des westlichen Gürtels gelegene Teil des Urban-Loritz-Platzes wurde in den Jahren 1996-2000 ebenfalls mit EFRE-Mitteln des „URBAN“-Programmes im Rahmen des Projekts „URBION“ („URBane InterventIOn Gürtel West“)

umgestaltet. Die Architekt*innen Silja Tillner und Alfred Willinger waren dabei nicht nur für die generelle Umgestaltung des Platzes, wie auch für die Membranüberdachung der ÖV-Wartebereiche, sondern auch für die Kioske verantwortlich. So wurden die dafür vorgesehenen Standplätze nicht nur vorab in das städtebauliche Gestaltungskonzept integriert – unter Berücksichtigung von Übersichtlichkeit und wichtiger Sichtachsen wurden die Plätze linienhaft auf nur auf einer Seite des Platzes angeordnet. Entwürfe für die architektonische Ausgestaltung der Kioske gaben auch einen Vorgeschmack einerseits auf das Erscheinungsbild zukünftig zu bewilligender Kioske in Wien – so war das Architekt*innenteam auch damit beauftragt, im weiteren Verlauf des URBION-Projekts die Kioske am West-Gürtel einheitlicheren Designs zuzuführen. (vgl. Architekten Tillner & Willinger o.J.; Pawelak 2007: 47, 77f; Magistratsabteilung der Stadt Wien MA 21A: 21f). Andererseits zeichnete sich eine geänderte Bewilligungspraxis ab. Damit soll sich im Folgenden skizzenhaft der Kiosklandschaft als gegenwärtiges Handlungsfeld der Stadtplanung angenommen werden.

Waren im Jahr 2002 etwa 400 Kioske in Wien angesiedelt, steigerte sich deren Zahl bis 2006 auf rund 600 (vgl. ORF Fernseharchiv 5. 8. 2006). Bis dahin war es gängige Praxis, als angehender Kiosk-Betreiber lediglich eine gewerberechtliche Betriebsanlagengenehmigung zu erwirken, ohne dass die für Architektur und Stadtgestalt zuständige Magistratsabteilung 19 hinzugezogen wurde (vgl. Schubert 2012: o.S.). „So wurde mancher Stand formal-juristisch abgesegnet, ohne dass sich jemand für die Gesamtbetrachtung zuständig fühlte“ (ebd.). Aufgrund der enormen Expansion der Kiosklandschaft war die öffentliche Verwaltung jedoch gefordert, der Entwicklung Grenzen zu setzen. So entwickelte die MA 19 ab 2006 „ein (intern zu verwendendes) Ordnungsinstrument, in dem [...] Sperrzonen ausgewiesen werden“ (Pawelak 2007: 78). Jene „Sperrzonen“, in denen keine Bewilligungen mehr vergeben werden sollten, waren fortan etwa Eingangsbereiche von U-Bahn-Station, wie auch der gesamte erste Wiener Gemeindebezirk. Dabei berief sich der zuständige Mitarbeiter der MA 19 Richard Kronberger auch auf die „Folgewirkungen“ einzelner Bewilligungen: „Sobald einer kommt, kommen zehn“ (ebd.).

Ein Kiosk ist eine privatrechtliche, kommerzielle Einrichtung auf größtenteils öffentlichem Stadtgrund – Ausnahmen sind z.B. Stände auf Liegenschaften im Besitz der Wiener Linien. Alle

übrigen Stände zahlen gem. Gebrauchsabgabegesetz (GAG 1966) § 1 und § 2 einen nach Umsatzklassen gestaffelten Teil des Umsatzes an die Stadt Wien. Derartige Verträge waren unbefristet, jedoch „auf jederzeitigen Widerruf“ (ebd.: 80). Die zuständigen Magistratsabteilungen – allen voran die MA 19 als „Hüterin des Stadtbildes“ – aber sahen sich angesichts der überbordenden Kiosk-Zahl mit der Herausforderung konfrontiert, dass ihnen die rechtliche Handhabe fehlte, sie einzuschränken (vgl. ebd.: 77): „Es geht in erster Linie im Zuge eines Umbaus, oder einer Neugestaltung eines Ortes, ansonsten sind die Stände wie einzementiert“ (ebd.). Wie etwa am Urban-Loritz-Platz setzte man sich das Ziel, die Aufstellung von Kiosken ob einer besseren Steuerbarkeit im Rahmen von Neugestaltungen öffentlicher Räume bereits in städtebauliche Konzepte zu integrieren. Zum anderen wurde seither das Ziel verfolgt, das Erscheinungsbild neuer Stände zu vereinheitlichen. Schlichte, funktionale Stahl-Glas-Konstruktionen – ganz ohne „Farbtupfen“ (vgl. Kapitel 5.3.3) – sollten weniger auffallen und sich mit unscheinbarer Ästhetik dem örtlichen Gesamtbild unterordnen. Dabei war man betreffend der gestalterischen Anforderungen an eine Bewilligung stärker um Objektivität und Transparenz bemüht. Die vormals „internen Richtlinien“ sollten in einen objektiv nachvollziehbaren Kriterienkatalog münden, wichtige Grundprinzipien der Bewilligungspraxis wurden für Interessierte öffentlich zugänglich gemacht. So wurde 2013 der Leitfaden „Kioske in Wien“ veröffentlicht, der über die notwendigen Behördenwege im Zuge einer Bewilligung, wie auch über gestalterische Anforderungen an den Kiosk informieren soll (vgl. Interview Wolfgang Skarupka 23.08.2018). Ab selbigem Jahr wurden auch keine unbefristeten Bewilligungen mehr ausgestellt; mit letztem Jahreswechsel sind die letzten derartigen Genehmigungen ausgelaufen, wovon zahlreiche Medien berichteten. Wer seinen Stand weiter betreiben möchte, muss ein neues Bewilligungsverfahren beantragen (vgl. Der Standard, 26.5.2018 & 09.01.2019; ORF Wien 26.05.2018). Verfahrensleitende Behörde ist seit 2018 die MA 36. Dort ist es zwar möglich, alle nötigen Unterlagen direkt im Zuge eines Antrages abzugeben. Bevor man aber um eine Bewilligung ansucht, wird nicht zuletzt im 2013 veröffentlichten Leitfaden empfohlen, vorab im Rahmen einer architektonischen Vorbeurteilung bei der MA 19 ein erstes Gestaltungskonzept einzureichen (vgl. Magistrat der Stadt Wien MA 19 2013: 14f; Interview Wolfgang Skarupka 23.08.2018). Die folgende Grafik soll versuchen, den (von der MA 19 empfohlenen) „Gang einer Kioskbewilligung“ zu skizzieren:

Gang der Bewilligung eines Kiosks

1 Gestaltungskonzept

Plan

- Maßstab 1:200; Schematische Darstellung des Standes (Umriss der Grundfläche); Lage
- Verkaufsrichtung;
- Restgehsteigbreite; Abstände zum Umfeld (Fußgängerübergängen, Hauseinfahrten etc.)

Vorbeurteilung durch MA 19

2 Architektonische Beratung

Bei positiver Vorbeurteilung durch: **MA 19**

Angabe Art des Standes

Imbissstand, Maronistand, etc.

Plan

- siehe oben

Fotos

- Mindestens 2 Fotos des geplanten Aufstellungsortes

Plan

- Maßstab 1:50; Ansichten inkl. aller Aufbauten; Angaben zu Materialwahl, Konstruktion und Farbgebung; Geräte und Maschinen; Verabreichungsplätze; Ausmündungen von Abluftanlagen

Erhaltung visueller und funktionaler Freiräume?

»Überblickbarkeit und positive Erlebbarkeit von Haltestellen, Frei- und Erholungsflächen, wichtige Infrastrukturen, Durchgangsräumen, Übergängen, Eingängen sowie übergeordneten Wegverbindungen«

Beeinträchtigung Flanier- und Aufenthaltsqualität?

»Zusätzlich bei vorhandenen oder geplanten Straßengestaltungen, Bewirtschaftungskonzepten, Nutzungskonzepten oder Zonierungsplänen«

3 Ansuchen um Bewilligung

Antragstellung und Verfahrensleitung: **MA 36**

Angabe Art des Standes

Imbissstand, Maronistand, etc.

Plan

- siehe oben

Fotos

- siehe oben

Plan

- siehe oben

Stellungnahmen durch involvierte Fachabteilungen:

MA 59

Marktamt

MA 46

Verkehr

MBA

Magistrat/Bezirksamt

Abbildung 33: Gang der Bewilligung eines Kiosks (eigene Darstellung)

Die MA 19 fungiert somit als behördliche Zwischenstelle im Bewilligungsverfahren, die eine mögliche Beeinträchtigung des Stadtbildes und die Aufrechterhaltung funktionaler und visueller Freiräume beurteilt. Dabei bezieht sie sich nicht nur auf die WBO (§ 62a für bewilligungsfreie Bauvorhaben und § 85 Äußere Gestaltung von Bauwerken), sondern auch auf das Gebrauchsabgabegesetz (GAG 1966 § 1 & 2) und die StVO (§ 82). Darüber hinaus gibt es nachwievor interne Richtlinien – etwa „Sperrzonen“ – die bei einem Bewilligungsverfahren Anwendung finden. Bei einer negativen Vorbeurteilung kann durch die MA 36 keine Genehmigung mehr erwirkt werden.

Anliegen der Stadtplanung ist es, Kompromisse zu finden zwischen räumlicher Aufenthaltsqualität, Übersichtlichkeit im Straßenraum, gestalterisch-ästhetischer Aspekte bei gleichzeitiger Berücksichtigung privatwirtschaftlicher Interessen (vgl. Pawelak 2007: 78). Dabei wird eine höhere Reglementierung und Standardisierung des Erscheinungsbildes von Kiosken angestrebt. Anders als etwa im Manhattan der Neunzigerjahre (vgl. Kapitel 6.5), besteht kein Interesse daran, die Stände aus dem Stadtbild zu „verbannen“. Das für die vorliegende Arbeit geführte Interview, wie auch jenes, das Gudula Pawelak 2007 mit einem Verantwortlichen der MA 19 geführt hatte, legen aber beide den Schluss nahe, dass es seitens jener zuständigen, ersten Anlaufstelle wenig Einsicht darüber gibt, dass Kioske im öffentlichen Raum auch kulturelle und soziale Aufgaben erfüllen. Ohne Sensibilität für den Kiosk als kulturhistorisch gewachsenes Stadtmobiliar wird er auf architektonische und gestalterische Faktoren reduziert. Stände mit „skurriler Optik“ seien „Altlasten“, die man „leider“ nur schwer wieder los werde (vgl. ebd.: 77). Die Kleintypologie im öffentlichen Straßenraum an sich wird dabei als problematisch angesehen:

„Der öffentliche Raum könnte dadurch bereichert werden, dass er entrümpelt wird.“ (Interview Wolfgang Skarupka, Dezernatsleiter Gestaltung Öffentlicher Raum, MA 19, 23.08.2018)

Problematisch gestaltet sich auch die gewerberechtliche Sperrzeitenverordnung. § 2 der im Wiener Landesrecht konsolidierten bundesrechtlichen Sperrzeitenverordnung 1998 unterscheidet eine Betriebsart, die „vom Erscheinungsbild her als Würstelstand ausgeübt wird“ von jenen die diesem „Erscheinungsbild“ nicht entsprechen. Ungeachtet der unklaren Formulierung der

Verordnung – was macht einen Kiosk zu einem „Würstelstand“? – ist die gesetzliche Sperrstunde für Kioske, die dem „Erscheinungsbild“ des Würstelstandes entsprechen, mit 4 Uhr verordnet, jene anderer Kioske mit 24 Uhr. Für mediales Aufsehen sorgte dieser Umstand anno 2011, als berichtet wurde, dass etwa Kebabstände am Schwedenplatz bereits vier Stunden vor den Würstelständen schließen müssen. Die Sperrzeiten können dann lediglich mittels polizeilichen Bescheids verlängert werden (vgl. meinbezirk.at 04.05.2011). Es sei unter manchen Kioskbetreiber*innen mitunter aber auch gängige Praxis, sich nicht immer genau an die Sperrzeitenverordnungen zu halten (vgl. Interview Vera Tondl 07.11.2018).

So ist die Alltagskultur von Kioskbetreibenden von einer spezifischen Mischung formalisierter und informalisierter Routinen geprägt. Die Konzessionierungspraxis ist seitens der Behörden stark formalisiert, auch in der täglichen Praxis der Verkäufer*innen gibt es klare Regeln, die aufbauend auf mehreren bundes- und landesrechtlichen Gesetzen und Verordnungen, den Alltag bestimmen. Auf der anderen Seite kann sich die gewerberechtliche Genehmigung für jeden Kiosk – zumeist je nach räumlichen Gegebenheiten – individuell gestalten. Betriebsanlagengenehmigungen sind beim jeweiligen Magistratischen Bezirksamt (MBA) zu erwirken. Das Gewerberecht betreffend weist auch die oben besprochene Sperrzeitenverordnung einen höheren Grad der Informalisierung auf. Die Wiener Kioske – so wie Jon von Wetzlar – als „urbane Anarchisten“ zu bezeichnen, ginge zu weit.

7.2 Der Mythos vom „Untergang des Würstelstands“

Nicht nur Medienbeiträge, sondern auch persönliche Gespräche, die ich im Entstehungsprozess dieser Arbeit geführt habe, zeugen von dem in Wien vorherrschenden Narrativ des „Untergangs des Wiener Würstelstandes“. Dabei würde er vor allem durch die große Zahl von Kiosken bedroht, die „fremde“ Imbisse – allen voran das besprochene Dönerkebab – im Angebot haben. Angesichts dieser oftmals unter dem Deckmantel der Bewahrung des vermeintlich „echt Wienerischen“ versteckten Mobilisierung rassistischer Ressentiments, möchte ich hierzu in aller Kürze Stellung beziehen (vgl. Der Standard 02.11.2006; Die Presse 15.01.2010).

Zum einen zeigt eine aktuelle Studie der Branchenradar Marktanalyse GmbH (2017) auf, dass die Umsätze von jeglichen Wiener Imbissbuden angesichts zunehmender Konkurrenz durch Essenslieferdienste wie „foodora“ oder „mjam“, wie auch der Systemgastronomie, rückläufig sind. Dabei fallen die Einbußen der „traditionellen“ Würstelstände mit 5,2 Prozent geringer aus, als jene der übrigen Kioske (8,1 Prozent), die etwa Dönerkebab, Pizza oder Nudeln im Angebot haben. Während Betriebe der Systemgastronomie vom immer noch wachsenden Fast-Food-Markt profitieren, gehen damit erstmals die Umsätze der Kioske – gleich ob sie Würstel, Kebab oder Nudeln im Angebot haben – zurück. (vgl. Der Standard 11.07.2017). Dennoch gilt anzunehmen, dass die Zahl der Kioske insgesamt seit den im vorigen Kapitel diskutierten Änderungen im Bewilligungsverfahren annähernd gleich geblieben ist¹² (vgl. Interview Wolfgang Skarupka 23.08.2018).

Zum anderen hat sich die Kiosklandschaft schlicht und ergreifend weiterentwickelt. Das Angebot der Schnellimbisse resultiert letztlich auch aus der Nachfrage, die sich nicht nur generell diversifiziert hat, sondern auch vom „Ende der Selbstverständlichkeiten beim Essen“ bestimmt ist (vgl. Kapitel 6.3.5):

¹² Eine genaue Anzahl der Stände ist nicht zu erheben, da die Kioske je nach Größe in verschiedene behördliche Zuständigkeiten (MA 36 oder MA 37 Baupolizei) fallen. Auch die Wirtschaftskammer unterscheidet in ihren Statistiken zwischen dem „klassischen“ Kiosk als freies Gewerbe (maximal 8 Verabreichungsplätze und begrenztes Warensortiment) und jenen Ständen, die aufgrund eines gastronomischen Befähigungsnachweises sowohl die Zahl ihrer Verabreichungsplätze, als auch das Warensortiment vergrößerten. Letztere werden von der WKO statistisch nicht als Kioske erfasst.

Menschen sind heute in der Regel ja mehrfach kompetent, das heißt: Man kann einmal Kebab essen und morgen isst man so eine Nudelgeschichte in einem Asia-Laden und am nächsten Tag isst man eine Käsekrainer. Das heißt, viele Leute sind gar nicht fixiert, erstens. Und zweitens, denk ich, dass man sehen muss, dass der Bedarf an schnellem Essen – also Essen auf der Straße – zunimmt. (Konrad Köstlin, ORF Fernseharchiv, HEIMAT, FREMDE HEIMAT, Folge 1115, Kebab versus Würstelstand (Gestaltung; Mehmet Akbal), 04.03.2012)

Aus dem Gespräch mit Vera Tondl geht ebenfalls hervor, dass sie nicht (mehr) Kebabstände als Konkurrenz betrachtet, sondern vielmehr die Systemgastronomie. Dort seien es vor allem größere Supermarkt- und Bäckereiketten, die ihr Geschäft bedrohen (vgl. Interview Vera Tondl 07.11.2018). Auch Josef Bitzinger, prominenter Betreiber u.a. des Würstelstandes vor der Albertina, fürchtet keinen Konkurrenzkampf mit anderen Kiosk-Betreibenden: „Die Zeit, in der Würstelstände in Pizza- und Kebabstände umgebaut wurden, war vor 15 bis 25 Jahren“ (ORF Wien 02.03.2014). Sorge habe er eher über die Preisschlachten, die sich etwa Kebab- Nudel-, und Pizzastände liefern, und unter denen auch die Qualität der Waren leide: „Das ist eine Teufelsspirale nach unten, gerade bei den Nudeln, die zuletzt gekommen sind und jetzt wieder verschwinden“ (ebd.). Etwa am Urban-Loritz-Platz wurde im vorigen Kapitel aufgezeigt, dass ein unlängst als asiatischer Nudel-Imbiss geführter Kiosk nunmehr ein Würstelstand ist (vgl. Abb. 31).

Letztlich ist das Motiv des „Untergangs“ nichts Neues. Schon 1961 spielte der Schauspieler Otto Schenk in seiner Rolle als Würstelstandbetreiber den „Kämpfer auf verlorenem Posten einer untergehenden Tradition“ (vgl. Kapitel 5.3.3). Im Laufe dieser Arbeit habe ich – im jeweils diskutierten historischen Kontext – mehrmals die identitätsstiftende Funktion des Würstelstandes betont. Heute haben aber auch andere Kioske „Tradition“, stiften Identität. Schließlich ist Pluralität und Diversität „echt wienerisch“ – auch am Kiosk.

8 **Conclusio**

*Der Kiosk entwickelte sich von einem Symbol der Industriearbeiter*innenkultur zu einem Symbol sozialer Polarisierung.*

Diese am Beginn der vorliegenden Arbeit vorgestellte Leitthese konnte nicht zuletzt in Kapitel 3.5, wie auch in Kapitel 6.5 untermauert werden. Der symbolische Bedeutungswandel impliziert aber auch einen Wandel politökonomischer Verhältnisse – zumal es ohne Industrie auch keine Industriearbeiter*innen geben konnte. Es war die Aufgabe dieser Arbeit, zu versuchen, diesen symbolischen Bedeutungswandel im historischen Verlauf politökonomischer Umbrüche zu kontextualisieren. Im Folgenden sollen wesentliche Erkenntnisse dieses Textes resümiert und im Zuge dessen, die Forschungsfrage beantwortet werden:

Welchen symbolisch-materiellen Wandel hat die Wiener Kiosklandschaft seit der Industrialisierung erfahren und inwiefern steht er in einem Zusammenhang mit der zyklischen Entwicklung des Kapitalismus?

In Kapitel 3 wurde aufgezeigt, dass die Entstehungsgeschichte des Kiosks als *industrielles* Stadtmobiliar zweifach *industriell* determiniert ist: Einerseits entstand er aus der Notwendigkeit heraus, die neue urbane Arbeiter*innenschaft schnell und kostengünstig zu versorgen. Andererseits etablierte sich mit der Industrialisierung auch eine Lebensmittelindustrie, deren nunmehr standardisierte Waren jene Versorgung begünstigten. Mehrere Zeitdokumente – u.a. von Karl Rosenkranz und Charles Dickens – verweisen darauf, dass zur Zeit der frühen Industrialisierung vor allem Arbeiter*innen das Kiosk-Angebot für sich beanspruchten. Im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat etwa der Schriftsteller Friedrich Schögl die „schweren Fuhrleute“, „Holzhauer“ und „Eishacker“ zu den Abnehmer*innen der ambulant gebotenen Würste erklärt. Somit kann auch einer symbolischen Verbindung zwischen den ambulanten Kiosk-Vorläufern (etwa die Verköstigung aus Handkesseln) des industriezeitlichen Wiens und jener urbanen Arbeiter*innenschaft Geltung verliehen werden, welche nicht zuletzt aus der Extensivierung industrieller Produktion hervorging.

Auch jener frühen Epoche des industrialisierten Kapitalismus waren Krisen und Zyklichkeit immanent. So folgte auf einen ersten, „großen Anlauf“ industrieller Modernisierung in der damaligen Habsburgermonarchie ein verheerender Börsencrash. Dass inmitten der darauffolgenden Depression wiederum Friedrich Schögl (1883) „die demokratische Wurst“ zum „sozialen Ausgleichsmittel zwischen Reich und Arm“ hochstilisierte, scheint dabei nicht zufällig. Die im öffentlichen Stadtraum feilgebotene Wurst erklärte er zum „Symbol [...] einer Versöhnungsära [...], als es hieß, die murrenden Massen wenigstens halbwegs zu befrieden“.

Die darauffolgenden Dekaden waren von einer andauernden, krisenhaften Entwicklung geprägt. Die beiden Weltkriege markierten eine lange Phase stagnierender wirtschaftlicher Entwicklung. Bezogen auf die Lebensmittelversorgung bedeutete das mitunter Hungersnöte, Versorgungsknappheit, staatliche Zwangsbewirtschaftung in der Landwirtschaft und Rationalisierungen durch Lebensmittelkartensysteme. Während Wien und Österreich lange von dieser Stabilitätskrise geplagt waren, etablierte sich etwa in den USA bereits langsam das fordistische System der standardisierten Massenproduktion und –konsumtion – beruhend auf der Annahme, dass höhere Lohnquoten auch die Konsumnachfrage steigern. Zwar finden sich auch im Lokalstaat des „Roten Wien“ Ansätze nachfrageseitiger, politökonomischer Bestrebungen. Die Wirtschaftskrise um 1930 machte jedoch jeglichem wirtschaftlichen Fortschritt den Garaus und ebnete den Weg für faschistische Demagogen. Die Konsumträume nach US-Vorbild blieben Konsumschäume in Wien. Während sich aber die städtische Nahrungsmittelversorgung im Allgemeinen seit Ende des Ersten Weltkrieges wieder allmählich verbessert hatte, konnte die Kiosklandschaft nunmehr mit größeren Wägen – fahrbaren Ständen – aufwarten. Österreichische Vertreter*innen präsentierten auf der Weltausstellung 1935 gar einen Würstelstand als Symbol ihrer Gastlichkeit.

Nach den Traumata des Zweiten Weltkrieges avancierte der Würstelstand als „kulinarischer Gedächtnisort“ zum Symbol österreichischer Beständigkeit. Inmitten von Trümmern konnte man sich an den ambulanten Versorgungsinstitutionen „Heimat“ einverleiben. Die Kiosklandschaft erfreute sich als identitäts- und kontinuierkeitsstiftendes Lokalkolorit zunehmender Beliebtheit.

Auf eine Dekade kapitalistischer Rekonstruktion wurde mit dem „österreichischen Wirtschaftswunder“ die bisher längste Phase wirtschaftlicher Stabilität eingeleitet. Diese Phase des österreichischen Fordismus beruhte in hohem Maße auf staatsinterventionistischer Wirtschaftspolitik, einem verstaatlichten Industriesektor und sozialpartnerischem Ausgleich. Das rapide steigende Wirtschaftswachstum mündete kulturell in einen Generationenkonflikt zwischen gesellschaftlicher *Be-* und *Entschleunigung*. Zum einen beflügelte das steigende gesellschaftliche Tempo die Expansion des Schnellimbisses. Die Kiosklandschaft wuchs nicht zuletzt auch aufgrund der Ausweitung industrieller Produktion, was eine weitere Delokalisation des Nahrungssystems forcierte. Zum anderen verkörperte der identitäts- und kontinuierkeitsstiftende Würstelstand gesellschaftliche *Entschleunigung*. Immer noch Symbol von Beständigkeit, fungierte die Einrichtung zur schnellen Versorgung nunmehr auch als Ort der Verweigerung fordistischer Leistungsethik. Als Antithese etwa zum schnelllebigen Espresso reihte sich der Kiosk damit in die Liga der kulinarischen Repräsentanten der „Wiener Gemütlichkeit“ – wie Heurigen, Beisl und Kaffeehaus – ein. Dabei wurde er gleichsam als beliebtes Identifikationssymbol gefeiert, als popukulturelles Motiv verarbeitet, wie auch seitens der technokratisch geprägten Stadtplanung als anachronistisch verunglimpft. Die Debatte um die Zeitmäßigkeit sollte jedoch nicht lange anhalten und die Expansion der Kiosklandschaft – nunmehr auch durch feststehende Stände vertreten – erreichte mit dem Höhepunkt des österreichischen Fordismus vorerst ihren Zenit.

Die Folgen der weltweiten Krise des Fordismus konnten in Österreich zwar mittels einer von keynesianischer Nachfragesteuerung geprägten Fiskalpolitik hinausgezögert werden, die Phase kapitalistischer Stabilität war aber spätestens mit dem Ende der Siebzigerjahre vorbei. Es folgte eine Periode wirtschaftlicher Liberalisierungen, des industriellen Abbaus, der Flexibilisierung der Arbeitswelt wie auch steigender Arbeitslosigkeit. Mit der anhaltenden wirtschaftlichen Flexibilisierung erwächst eine höhere Komplexität kapitalistischer Produktion. Jene Umstrukturierungen sind bis heute nicht abgeschlossen. Das Prinzip des korporatistischen Wohlfahrtsstaats wurde nicht einfach durch ein neoliberales Regulationsdispositiv ersetzt, sondern der österreichische Kapitalismus ist bis heute – trotz anhaltender Liberalisierungstendenzen – von einer spezifischen Mischform geprägt. Genauso kommt der postfordistische Wandel des Städtischen nicht einer linearen Ersetzung der Fabriken durch Büros gleich, sondern beim

„Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft“, wie Gisela Welz (1991: 63) postuliert, handelt es sich „vielmehr um Prozesse der selektiven De-, Re- und Neoindustrialisierung, die zu neuen, flexiblen und vielgestaltigen Formen der Produktion, des Konsums und der Raumnutzung führen“.

Der Kiosk als „Symbol sozialer Polarisierung“ (vgl. Kapitel 6.5) macht jene Ungleichzeitigkeiten der politischen Ökonomie und das Nebeneinander verschiedenster habitueller Konsummuster nicht zuletzt aufgrund seiner öffentlichen Situierung direkt erfahrbar. Dazu müssen wir uns nur nochmal das diversifizierte Angebot der heutigen Wiener Kiosklandschaft vor Augen führen. Da gibt es zum einen den Würstelstand, dessen Angebot sich – zumindest im Kern – seit seiner industriezeitlichen Entstehungsgeschichte nicht verändert hat. Auch seit fast einem Jahrhundert begleiten ihn nostalgisch-verklärte Konnotationen vom „echt wienerischen Freiluftbeisl“ oder von der „sozialelastischen Gesellschaftstankstelle für Nachtschwärmer*innen“. Zum anderen wurde er in seiner Bedeutung als „Arbeitsimbiss“ aber nahezu völlig von anderen Imbisstypen abgelöst. In den Achtziger- und Neunzigerjahren zog das Dönerkebab in die Kioske, asiatische Nudelgerichte und Pizzaschnitten folgten – um nur einige zu nennen. Zu den größten Konkurrent*innen jeglicher Kioskverpflegung zählt bis heute die Fast-Food-Systemgastronomie, deren US-amerikanische Wurzeln eng mit der fordistischen Kultur des standardisierten Massenkonsums verknüpft sind. Und in den Startlöchern stehen – oder stünden – etwa „Foodtrucks“ als neue, nunmehr wieder mobile Form der urbanen Straßenverköstigung. Nicht nur sie, sondern etwa auch Essenslieferdienste repräsentieren eine post-moderne Imbisskultur des heutigen, flexiblen Kapitalismus.

Damit konnte die einleitende These nicht nur bestätigt, sondern auch ein zumindest indirekter Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Wiener Kiosklandschaft und jener des zyklischen Kapitalismus hergestellt werden. Die Kiosklandschaft repräsentiert wie der flexible Kapitalismus ein komplexes Nebeneinander verschiedenster, historisch gewachsener Ausprägungen. Sie spiegelt das Große im Kleinen.

8.1 Schlusswort

War mir zu Beginn des Arbeitsprozesses noch unklar, wie ich das Alltagsphänomen des Kiosks einer historischen Betrachtungsweise unterziehen kann, lag später der Schluss nicht weit, regulationstheoretische Ansätze heranzuziehen. Sie ermöglichen es nicht nur, die Mechanismen politökonomischer Umbrüche in der Dualität von Struktur und Handeln zu beleuchten, sondern waren mir in erster Linie dabei hilfreich, eine historische Periodisierung vorzunehmen, die Krisen und Zäsuren in der kapitalistischen Entwicklung berücksichtigt. Im Entstehungsprozess dieser Arbeit war ich mir dabei zwischenzeitlich aber nicht mal selbst im Klaren darüber, ob ich nun historische Dynamiken des Kapitalismus mittels Analyse der Entwicklung des Schnellimbisses vornehme; oder andersrum, die Kulturgeschichte des Kiosks in der Zyklichkeit des Kapitalismus betrachte. Dieses Dilemma zeigt nicht zuletzt die Grenzen und Herausforderungen der Entstehung dieser Arbeit auf, die manchmal vom Gefühl geprägt war, auf mehreren Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen. Zwar glaube ich, dass ich mit meiner Arbeit aufzeigen konnte, dass man ein auf den ersten Blick vielleicht trivial erscheinendes stadtkulturelles Phänomen wie Imbissbuden und dessen historische Entwicklung mithilfe der Regulationstheorie betrachten *kann*. Den hier begrenzten Ressourcen geschuldet, konnte ich jedoch keine in die Tiefe gehende Kritik der Regulationstheorie vornehmen – sie diene hauptsächlich als Richtschnur zur Periodisierung sozioökonomischer Entwicklung. Auf der anderen Seite mussten auch andere spannende Fragen, beispielsweise inwiefern sich die Rolle von Kiosken als alltagskulturelles Phänomen im öffentlichen Stadtraum verändert(e), nahezu vollkommen ausgeklammert werden. Die Fokussierung auf die Kiosklandschaft als Teil der (Wiener) Stadtkultur ermöglicht weitere, die Disziplingrenzen übergreifende Forschungsfelder zur gegenwärtigen und zukunftsgerichteten Betrachtung von Kiosken – etwa: Wie werden sie wahrgenommen? Von wem werden sie genutzt und warum eigentlich? Gibt es mögliche alternative Nutzungsformen der Kleintypologie?

Kioske dürfen nicht auf ihre bloße Gestalt reduziert werden. Sie sind keine das Stadtbild störenden Altlasten. Welche sozialen und kulturellen Aufgaben sie im öffentlichen Stadtraum übernehmen, bzw. übernehmen können, kann Gegenstand zukünftiger Forschung sein. Mit meiner Arbeit wissen wir etwas mehr über ihre wechselhafte Geschichte.

Danksagung

Mein Dank gilt Sabine Knierbein für die hilfreichen Anregungen bei der Betreuung dieser Arbeit.

Bedanken möchte ich mich natürlich auch bei meiner Familie und allen meinen Freund*innen, die mich in der letzten Zeit unterstützt haben. Danke Johanna, dass du dir gerne so viel Zeit genommen hast, mit mir über meine Diplomarbeit zu sprechen. Du hast mir immer wieder aufs Neue Mut gemacht, weiterzumachen.

Danke Vivi für die fotografische Begleitung und dass du immer für mich da warst.

Ich danke meinen Interviewpartner*innen.

Und letztlich gebührt mein Dank auch allen Mitarbeiter*innen der diversen Bibliotheken, die ich in den letzten Monaten von innen gesehen habe; natürlich auch den darin befindlichen „Leidensgenoss*innen“. In den überfüllten Lesesälen fühlt man sich geborgen und nicht so allein.

Literatur

Alfiero, S., Lo Giudice, A. & A. Bonadonna, 2017, Street food and innovation: food truck phenomenon (=British Food Journal, Vol. 119 No. 11), 2462-2476.

Assion, P., 2001, Arbeiterforschung. Aktualisiert von Bernd Jürgen Warneken. In: Brednich, R. W. (Hrsg.), 2001, Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Ausgabe. – Berlin; 255-289.

Baumann, W., Kimpel, H. & F. W. Kniess, 1980, Schnellimbiss. Eine Reise durch die kulinarische Provinz. Mit Fotografien von Dieter Mayer-Gürr. – Marburg.

Becker, J., 2002, Akkumulation, Regulation, Territorium. Zur kritischen Rekonstruktion der französischen Regulationstheorie. – Marburg.

Bierhoff, B., 2016, Die Konsumgesellschaft und der postmoderne Konsument. – Leverkusen (= Haushalt in Bildung & Forschung, Bd 3/2016), 3-18.

Boll, F., 1986, Vergleichende Aspekte europäischer Arbeiterkulturen. In: Ders. (Hrsg.), 1986, Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik. Beiträge zum europäischen Vergleich in der Zwischenkriegszeit. – Wien; München; Zürich; 7-16.

Borsdorf, U. M., 2008, Die Poesie der Bude. Schnelles Essen in populären Medientexten, Diplomarbeit am Institut für Volkskunde der Universität Wien. – Wien.

Breuss, S., 2004, Einverleibte Heimat. Österreichs kulinarische Gedächtnisorte. In: Brix, E., Bruckmüller, E. & H. Stekl (Hrsg.), 2004, Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten. – Wien, 301-329.

Breuss, S. (Hrsg.), 2004, Die Sinalco Epoche. Essen, trinken, konsumieren nach 1945. – Wien (= 322. Sonderausstellung des Wien Museums)

Brombach, Ch., 2016, Convenienceprodukte und Essen: Zeitgewinn oder Kosten für den Bereich der Beköstigung im Privathaushalt? – Leverkusen (= Haushalt in Bildung & Forschung, Bd 3/2016), 97-110.

Bruckmüller, E., 1998, Die Entwicklung des Österreichbewusstseins. In: Kriechbaumer, R. (Hrsg.), 1998, Österreichische Nationalgeschichte nach 1945. – Wien, Köln & Weimar (= Die Spiegel der Erinnerung: Die Sicht von innen, Bd. 1), 369-396.

Brunner, K., 1952, Stadtplanung für Wien. Bericht an den Gemeinderat der Stadt Wien. – Wien.

David, P. & F. Hoysack, 1999, Hier sitzen die, die immer hier sind. Alltag an einer Ostberliner Imbißbude. Kalle erzählt. In: Knecht, M.(Hrsg.), Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. – Köln, Weimar, Wien (= alltag & kultur, Bd. 5), 118-143.

Dietrich, N., 2005, Schnell essen in Wien. Das Entschleunigungsdilemma rund um Espresso, Würstel und Burger. In: Breuss, S. (Hrsg.), Die Sinalco Epoche. Essen, trinken, konsumieren nach 1945. – Wien (= 322. Sonderausstellung des Wien Museums), 122-129.

Durig, A., 1920, Zum Ernährungsproblem Österreichs. Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung der Gesellschaft der Aerzte in Wien am 19. März 1920. – Wien (=Sonderabdruck aus der „Wiener klinischen Wochenschrift“ 1920)

Durth, W. & N. Gutschow, 1993, Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940 – 1950. – München.

Eder, F. X., 2005, Vom Mangel zum Wohlstand. Konsumieren in Wien 1945-1980. In: Breuss, S. (Hrsg.), Die Sinalco Epoche. Essen, trinken, konsumieren nach 1945. – Wien (= 322. Sonderausstellung des Wien Museums), 24-31.

Eder, F. X., 2007, „Man lebte damals von der Hand in den Mund“. Zur Konsumgeschichte Wiens von 1920 bis 1945. In: Domenig, R. & S. Linhart (Hrsg.), 2007, Wien und Tokyo, 1930-1945. Alltag, Kultur, Konsum. – Wien. (=Beiträge zur Japanologie, Bd. 39), 13-32.

Eder, F. X., 2013, Vom wirtschaftlichen Mangel zum Konsumismus. In: Dippelreiter, M., 2013, Wien. Die Metamorphose einer Stadt. – Wien, Köln, Weimar (= Dachs, H., Hanisch, E. & Kriechbaumer, R. (Hrsg.), Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Bd. 6/9), 209-282.

Eder, H., 1996, Die Politik in der Ära Kreisky. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 186-199.

Eigner, P., Matis, H. & A. Resch, 1999, Sozialer Wohnbau in Wien. Eine historische Bestandsaufnahme. - In: Jahrbuch des Verines für die Geschichte der Stadt Wien. – Wien; 49-100.

Eigner, P. & A. Resch, 2013, Wirtschaft und Stadt: Ökonomische Entwicklungsprozesse in Wien von 1945 bis 1995. In: Dippelreiter, M., 2013, Wien. Die Metamorphose einer Stadt. – Wien, Köln, Weimar (= Dachs, H., Hanisch, E. & Kriechbaumer, R. (Hrsg.), Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Bd. 6/9), 109-207.

Enderle-Burcel, G., 1996, Die österreichischen Parteien 1945 bis 1955. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 80-93.

Fischer-Kowalski, M., 1996, Sozialer Wandel in den 70er Jahren. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 200-2012.

Führ, E., 1986, Geschichte mit Hand und Fuß – Zur Notwendigkeit von Architekturwissenschaft im Rahmen der Alltagsgeschichte. In: Assion, P., 1986, Transformationen der Arbeiterkultur. – Marburg. (= Beiträge der 3. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg vom 3. bis 6. Juni 1985), 173-184.

Garstenauer, M., 2007, Marginalisierung in der „Vorstadt“: Sozioökonomische Entwicklung Wiens und Madrids im 19. Jahrhundert, Diplomarbeit am Institut für Geschichte der Universität Wien. – Wien.

Gergely, S., 1997, Gastro 2000. Zusammenfassung der wichtigsten Trends aufgrund einer Studie über die Wiener Gastronomie. –Wien

Grammel, R., 1992, Die Industrialisierung der Nahrungserzeugung. In: Andritzky, M. (Hrsg.), 1992, Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. – Gießen; 246-256.

Hackenschmidt, S., 2013, Die Wiener Würstelstände. In: Hackenschmidt, S. & S. Oláh, 2013, Fünfundneunzig Wiener Würstelstände. – Salzburg, 6-21.

Halmer, S., 2011, Österreichischer Film und nationale Identität. Eine theoretische und empirische Untersuchung über den österreichischen Film und dessen Bedeutung für das Identitätsgefühl der ÖsterreicherInnen, soziologische Diplomarbeit an der Universität Wien, 273 S.

Heiß, G., 2003, Fast Food und Modernisierung in Österreich. Ein Beitrag zur ethnologischen Nahrungsforschung, Dissertation an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, 221 S.

Hierholzer, V., 2010, Nahrung nach Norm. Regulierung von Nahrungsmittelqualität in der Industrialisierung 1871-1914. – Göttingen. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 190)

Hornung, E. & M. Sturm, 1996, Stadtleben. Alltag in Wien 1945 bis 1955. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 54-67.

Hugger, P., 2001, Volkskundliche Gemeinde- und Stadtforschung. In: Brednich, R. W. (Hrsg.), 2001, Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Ausgabe. – Berlin; 291-309.

Jakob, M., 1995, Konjunkturschwankungen und Aufholprozeß (1974/75 bis 1989/90). In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 182-198.

Kalnoky, S., 2010, Ringstraße des Proletariats? Zum Wandel der Sozialstruktur der BewohnerInnen fünf ausgewählter Gemeindebauten im Kontext der Wiener Stadtentwicklung des 20. Jahrhunderts. - Wien, Diplomarbeit am Institut für Soziologie der Universität Wien, 141 S.

Käpplinger, C., 2003, Ein Schwanengesang auf das Verschwinden der Imbissbude. In: Wetzlar, J. v. (Hrsg.) & Ch. Buckstegen, 2003, Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude. – Marburg, 37-40.

Knierbein, S., Aigner, J. & S. Watson, 2012, Straßenmärkte in Wien und Budapest als Schauplätze des Wirtschaftens in Migrationskontexten. In: Dabringer, M. & A. Trupp (Hrsg.), 2012, Wirtschaften mit Migrationshintergrund. Zur soziokulturellen Bedeutung „ethnischer“ Ökonomien in urbanen Räumen, 93-105.

Knop, B. & M. Schmitz, 1983, Currywurst mit Fritten. Von der Kultur der Imbissbude. – Zürich.

Konrad, H., 1986, Zur österreichischen Arbeiterkultur der Zwischenkriegszeit. In: Boll, F. (Hrsg.), 1986, Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik. Beiträge zum europäischen Vergleich in der Zwischenkriegszeit. – Wien; München; Zürich; 89-100.

Köstlin, K., 2003, Vom Ende der Selbstverständlichkeiten und der neuen Ausdrücklichkeit beim Essen. In: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen Heft 11 (2003), Dezember, 2-11.

Kracauer, S., 1963, Das Ornament der Masse. Essays. Mit einem Nachwort von Karsten Witte. – Frankfurt am Main.

Kramer, D., 1986, Arbeiterkultur – ein kulturgeschichtliches oder ein sozialgeschichtliches Phänomen? In: Assion, P., 1986, Transformationen der Arbeiterkultur. – Marburg. (= Beiträge der 3. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg vom 3. bis 6. Juni 1985), 10-17.

Maderthaner, W. & L. Musner, 2007, Die Ära Kreisky zwischen Moderne und Postmoderne – Ökonomie, Politik, Kultur. In: Maderthaner, W., Mattl, S., Musner, L. & O. Penz, 2007, Die Ära Kreisky und ihre Folgen. Fordismus und Postfordismus in Österreich. Mit einem Vorwort von Hannes Androsch. – Wien, S. 17-53.

Magistrat der Stadt Wien MA 19, 2013, Kioske in Wien. Ein Leitfaden. – Wien.

Magistrat der Stadt Wien MA 21A, 2012, Zielgebiet Gürtel. Wiens größtes Bürgerbeteiligungsverfahren 2002-2007. Die Verwirklichung der Projekte 2007-2010. – Wien. (=Werkstattberichte, Nr. 122)

Magistrat der Stadt Wien MA 66, 1970, Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1970. – Wien.

Maier, G., Tödting, F. & M. Trippl, 2012, Regional- und Stadtökonomik 2. Regionalentwicklung und Regionalpolitik. Vierte, aktualisierte Auflage. – Wien.

Mattl, S., 2006a, Konsumtion und Stadtentwicklung in Wien. In: Breuss, S & F. X. Eder (Hrsg.), 2006, Konsumieren in Österreich. 19. Und 20. Jahrhundert – Wien; Innsbruck; Bozen.; 86-103.

Mattl, S., 2006b, Räume der Konsumtion, Landschaften des Geschmacks. In: Gräser, M., Prutsch, U. & M. Sommer (Hrsg.), 2006, Imaging Vienna. Innensichten. Außensichten. Stadterzählungen. – Wien; 106-121.

McMichael, P., 2016, Commentary: Food regime for thought (=The Journal of Peasant Studies, 43:3), 648-670.

Moulin, L., 1992, Der Siegeszug des Fast Food. In: Andritzky, M. (Hrsg.), 1992, Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. – Gießen; 309.

Naumann, E., 2003, Kiosk. Entdeckungen an einem alltäglichen Ort. Vom Lustpavillon zum kleinen Konsumtempel. – Marburg.

Novy, A., 2002, Politökonomische Umbrüche in Wien aus Sicht der Regulationstheorie. In: Schmee, J., (Hrsg.), 2002, Dienstleistungsmetropole Wien. – Wien (=Standpunkte AK-Wien) S. 57-82.

Odman, A., 2006, Österreichische Varianten der Regulationstheorie. In: Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM), 2006, Aktualität und Tradition gesellschaftskritischer Ökonomie in Österreich. – Wien. (=Kurswechsel, 4/2006), S 79-90.

Pawelak, G., 2007, Der Würstelstand als Kommunikationsraum? Seine sozialräumliche Bedeutung für den öffentlichen Raum der Stadt, Diplomarbeit an der Fakultät für Architektur und Raumplanung der TU Wien, 83 S.

Payer, P., 2008, Der Geschmack der Stadt. Der Wiener Würstelstand - Nahversorger und Imageproduzent. In: Elisabeth Limbeck-Lilienau, Roswitha Muttenthaler, Gabriele Zuna-Kratky (Hrsg.), 2008, Geschmacksache. Was Essen zum Genuss macht. – Wien (= Ausstellungskatalog des Technischen Museums Wien), S. 74-81.

Payer, P., 2014, Stadt und Zeit. Zur Chronometrisierung des öffentlichen Raumes, Wien 1850-1914. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hrsg.), 2014, Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), Nr. 2/2014, S. 126-143.

Payer, P., 2016, Wien. Die Stadt und die Sinne. Reportagen und Feuilletons um 1900. – Wien.

Penz, O., 2007, Zur ökonomischen, politischen und sozialen Regulation der Kreisky Ära. In: Maderthaner, W., Matzl, S., Musner, L. & O. Penz, 2007, Die Ära Kreisky und ihre Folgen. Fordismus und Postfordismus in Österreich. Mit einem Vorwort von Hannes Androsch. – Wien, S. 55-119.

Peter, P., 2013, Kulturgeschichte der österreichischen Küche. – München.

Resch, T., 2008, Essen gestern und heute- Die Veränderungen des Essverhaltens in Österreich von der Zwischenkriegszeit bis zum Jahre 2008. Mit besonderem Schwerpunkt auf einem Vergleich des Essverhaltens zweier Generationen anhand von Interviews, Diplomarbeit am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, 296 S.

Ritter, M., 2003, Zwischen Krise und Konsum. Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte alkoholischer Genussmittel in der österreichischen Zwischenkriegszeit, Diplomarbeit an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, 152 S.

Ritzer, G., 1997, Fast Food. In: Biswas, R. K. (Hrsg.), 1997, Götterspeisen. Vom Mythos zum Bismarck – Wien. (= Ausstellungskatalog des Historischen Museums der Stadt Wien), 120-135.

Schanetzky, T., 2015, Kanonen statt Butter. Wirtschaft und Konsum im Dritten Reich. – München.

Scharinger, M., 1995a, Die Grundlagen der Entwicklung der Donaumonarchie. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 8-20.

Scharinger, M., 1995b, Die ökonomische Entwicklung von 1848 bis 1918. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 21-74.

Scharinger, M., 1995c, Die ökonomische Entwicklung von 1918 bis 1938. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 75-92.

Scharinger, M., 1995d, 1938 bis 1945 – Die Einbeziehung in den großdeutschen Wirtschaftsraum. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 93-101.

Scharinger, M., 1995e, Der österreichische Kapitalismus von 1945 bis 1975. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 102-190.

Schubert, K., 1985, Wien. In: Friedrich, J. (Hrsg.), 1985, Stadtentwicklung in West- und Osteuropa. – Berlin & New York, S. 347-574.

Schmatz, S. & P. Wetzel, 2014, Migrantische Ökonomien in Wien. (= Stadtpunkte der Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien, 11)

Schwamborn, V., 2009, Regionalisierte Esskultur im Zeitalter des Ökohedonismus, Diplomarbeit am Institut für Volkskunde der Universität Wien, 72 S.

Sennett, R., 1998, Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. – Frankfurt am Main; Wien.

Siebeck, W., 1992, Ein Ding von einmaliger Köstlichkeit. In: Andritzky, M. (Hrsg.), 1992, Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. – Gießen; 311.

Sorgo, G., Events, Freizeitwelten, Erlösungshoffnungen. Voraussetzungen und Praxis des Erlebniskonsums. In: Breuss, S & F. X. Eder (Hrsg.), 2006, Konsumieren in Österreich. 19. Und 20. Jahrhundert – Wien; Innsbruck; Bozen., S. 257-276.

Spiekermann, U., 2003, Demokratisierung der guten Sitten? Essen als Kult und Gastro-Erlebnis. In: Escher, F. & C. Buddeberg, 2013, Essen und Trinken zwischen Ernährung, Kult und Kultur. – Zürich, 53-83.

Stierand, P., 2008, Stadt und Lebensmittel. Die Bedeutung des städtischen Ernährungssystems für die Stadtentwicklung, Dissertation an der Fakultät für Raumplanung der Technischen Universität Dortmund, 253 S.

Süss, R., 2018, Die Wohnbaupolitik des Roten Wiens und was sie begünstigte, unveröffentlichte Seminararbeit am Department für Raumplanung der Technischen Universität Wien.

Tálos, E. & B. Kittel, 1996, Sozialpartnerschaft – Zur Konstituierung einer Grundsäule der Zweiten Republik. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 107-121.

Tanner, J., 2003, Modern Times: Industrialisierung und Ernährung in Europa und den USA im 19. Und 20. Jahrhundert. In: Escher, F. & C. Buddeberg (Hrsg.), 2003, Essen und trinken. Zwischen Ernährung, Kult und Kultur. – Zürich. (= Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd.34), 27-52.

Tichy, G., 1996, Austrokeynesianismus. Ein Konzept erfolgreicher Wirtschaftspolitik? In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 213-222.

Till, N., 2011, ESPRESSO, KONDITOREI, CAFÉ – Im Wien der Wiederaufbauzeit. – Wien, Diplomarbeit am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, 179 S.

Tolksdorf, U., 1981, Der Schnellimbiss und The World of Ronald McDonald's. – Kiel (= Kieler Blätter zur Volkskunde, Bd. 13), 117-162.

Tolksdorf, U., 1992, Der Schnellimbiss. In: Andritzky, M. (Hrsg.), 1992, Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. – Gießen; 300-307.

Tolksdorf, U., 2001, Nahrungsforschung. Aktualisiert von Brigitte Bönisch-Brednich. In: Brednich, R. W. (Hrsg.), 2001, Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Dritte, überarbeitete und erweiterte Ausgabe. – Berlin; 239-254.

Tränkle, M., 1992, Fliegender Wechsel zwischen Fast Food und Feinkost. Zur Entritualisierung des Essens. In: Andritzky, M. (Hrsg.), 1992, Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. – Gießen; 393-408.

Trummer, M., 2009, Pizza, Döner, McKropolis. Entwicklungen, Erscheinungsformen und Wertewandel internationaler Gastronomie am Beispiel der Stadt Regensburg. – Münster, New York, München, Berlin. (=Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 19)

Unterdorfer, D., 2015, Erbaut von der Gemeinde Wien... Die Geschichte des sozialen Wohnbaus in Wien aus regulationstheoretischer Perspektive. – Wien, Masterarbeit am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien, 130 S.

Unger, B., 2006, Zählt der Austrokeynesianismus zur gesellschaftskritischen Ökonomie? In: Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEI GEWUM), 2006, Aktualität und Tradition gesellschaftskritischer Ökonomie in Österreich. – Wien. (=Kurswechsel, 4/2006), 66-78.

Veigl, C., 2018, Jahrhundertwende: Wien um 1900. – Wien (= Recherchetexte des Wiener Tourismusverband)

Wagner, C., 1995, Fast schon Food. Die Geschichte des schnellen Essens. – Frankfurt; New York.

Wagner, J., 2015, Food Trucks: Neues Essen auf Rädern. In: Der Standard, 20. 03. 2015, unter: <http://derstandard.at/2000013040494/Food-Trucks-Neues-Essen-auf-Raedern> (letzter Zugriff am 20. 11. 2017)

Weber, F., 1996, Wiederaufbau zwischen Ost und West. In: Sieder, R., Steinert, H. & E. Tálos (Hrsg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft. Politik. Kultur. – Wien. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 60), 68-79.

Wegner, E., 1995, Der österreichische Kapitalismus in der ersten Hälfte der 90er Jahre. In: Arbeitsgruppe Marxismus (Hrsg.), Der österreichische Kapitalismus von seinen Anfängen bis heute. – Wien (= MARXISMUS, Bd. 5), 191-223.

Weidenholzer, A.-E., 2004, Die Veränderungen der Esskultur in Österreich von 1945 – 224. – Wien, Diplomarbeit am Institut für Geschichte der Universität Wien, 111 S.

Weidinger, L., 2013, Wiener Würstchen? Hamma net. In: Hackenschmidt, S. & S. Oláh, 2013, Fünfundneunzig Wiener Würstelstände. – Salzburg, 140-151-

Weihsmann, H., 2002, Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919-1934. – Wien.

Welz, G., 1991, Schnellimbisse. Postindustrielle Formen des Ernährungsverhalten. In: Dauskardt, M. & H. Gerndt (Hrsg.), 1991, Der industrialisierte Mensch. – Münster (= Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991), 61-71.

Wetzlar, J. v. (Hrsg.) & Ch. Buckstegen, 2003, Urbane Anarchisten. Die Kultur der Imbissbude. – Marburg.

Yildiz, E., 2009, Migrantische Ökonomie: Integration auf eigene Rechnung. In: Magistrat der Stadt Wien MA 18 (Hrsg.), 2009, In Zukunft Stadt. In Zukunft Wien. Nimm die Würfel in die Hand! – Wien. (=Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Wiener Planungswerkstatt 15. September bis 11. Dezember 2009), 109-111.

Yoon, B. & Y. Chung, 2018, Consumer Attitude and Visit Intention toward Food-Trucks: Targeting Millennials (=Journal of Foodservice Business Research 21:2), 187-199.

Zeitungen und Zeitschriften

AZ-Sonntag, 1965, DIE HEISSE BLEIBT AM ECK, 19.12., 1

GEO Special, 1986, WIEN, 15. 10., 175

Illustrierte Kronen-Zeitung, 1938, Der erste Würstelmann. Besuch beim „kleinen Sacher“...!, 27.03., 11

Kleine Volks-Zeitung, 1939, Kragenknöpfe, Stecknadeln, Würstel mit Senf. Die „fliegenden“ Geschäfte der Wiener Straßenhändler. Eigener Bericht der „Volks-Zeitung“, 15.07., 8

Kleine Volks-Zeitung, 1942, Vom „Gefüllten Paprika“ bis zum Schnittmusterbogen. Die fliegenden Händler in den Straßen Wiens arbeiten auch im Krieg, 23.05., 6

Neues Wiener Tagblatt, 6-Uhr-Abendblatt, 1939, Zwischen zwölf und fünf, 20.02., 7

Neues Wiener Tagblatt, 1940, Wiener Nachtleben – vom Würstelstand aus gesehen. Eine Stunde hinter dem fahrenden Ladentisch der heißen „Einspänner“, 28.03., 7

Sonstige Quellen

Architekten Tillner & Willinger, o.J., Vienna URBION. Vienna Gürtel Revitalisierung, unter: <https://www.tw-arch.at/index.php?inc=projectAll&id=:3072> (letzter Zugriff am 12.03.2019)

Arlt, P., 2009, Interview zu Projekt „Garten der Sinne“. Petar Radisavljevic „Ikarus“ (=PR) im Gespräch mit Peter Arlt, 20.1.09, unter: https://2011.fdr.at/interview_gartenhtml.html (letzter Zugriff am 12.02.2019)

Bitzinger Würstel & Co, o.J., Würstelstand bei der Albertina, unter: <https://www.bitzinger-wien.at/de/w%C3%BCrstelst%C3%A4nde/bei-der-albertina/> (letzter Zugriff am 06.03.2019)

Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus, 2017, Frankfurter/Wiener Würstel, unter:
<https://www.bmnt.gv.at/land/lebensmittel/trad-lebensmittel/Fleisch/Fleischprodukte/frankfurter.html> (letzter Zugriff am 15.06.2018)

DER SPIEGEL, 09.10.1995, Österreich: Ende der Seligkeit, unter:
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9225798.html> (letzter Zugriff am 27.02.2019)

Der Standard, 02.11.2006, Ein echtes Wiener Schnitzel geht unter, unter:
<https://derstandard.at/2631380/Ein-echtes-Wiener-Schnitzel-geht-unter> (letzter Zugriff am 15.03.2019)

Der Standard, 03.05.2012, Champagner und Kaviar zur Käsekrainer, unter:
<https://derstandard.at/1334796881978/Luxus-Wuerstelstand-in-Wien-Champagner-und-Kaviar-zur-Kaesekrainer> (letzter Zugriff am 06.03.2019)

Der Standard, 11.07.2017, Würstelstände kämpfen mit Registrierkassen und Lieferdiensten, unter: <https://derstandard.at/2000061129942/Wuerstelstaende-kaempfen-mit-Registrierkassen-und-Lieferdiensten> (letzter Zugriff am 14.03.2019)

Der Standard, 26.05.2018, Verkaufsstände in Wien verlieren Genehmigung, unter:
<https://derstandard.at/2000080441962/Verkaufsstaende-in-Wien-verlieren-Genuehmigung> (letzter Zugriff am 12.03.2019)

Der Standard, 09.01.2019, Genehmigung für 75 Wiener Würstelstände ausgelaufen, unter:
<https://derstandard.at/2000095785100/Genuehmigung-fuer-75-Wiener-Wuerstelstaende-ausgelaufen> (letzter Zugriff am 12.03.2019)

Die Presse, 15.01.2010, Kebab-Hype: Wien zieht Bremse, unter:
https://diepresse.com/home/panorama/wien/533222/KebabHype_Wien-zieht-Bremse (letzter Zugriff am 15.03.2019)

Foodtrucks Deutschland, 07.01.2016, Konzept für eine gastronomische Sondernutzung öffentlicher Verkehrsflächen, unter: <https://www.foodtrucks-deutschland.de/blog/stell-platz-stadt-oeffentlich-genemigung-konzept> (letzter Zugriff am 21.03.2019)

Foodtrucks Deutschland, 13.01.2016, Wie eine Lotterie Boston zur Top Foodtruck Stadt machte, unter: <https://www.foodtrucks-deutschland.de/blog/konzept-standorte-usa-vergabe-oeffentlich-boston> (letzter Zugriff am 21.03.2019)

Foodtrucks Österreich, 17.11.2016, Eigener Foodtruck: So startet ihr erfolgreich, unter: <https://www.foodtrucks-oesterreich.at/trucks/food-truck-starten-hilfe-beginn-starthilfe-erfolg> (letzter Zugriff am 21.03.2019)

Gastrowerkstatt, 2018, Anatolien an der Donau. In: Lust & Leben, Ausgabe #72, 31.07.2018, unter: https://issuu.com/pepamedia/docs/lust_leben_72_4_18 (letzter Zugriff am 06.03.2018)

Klinger, T., 2010, Kebab-Stände sind im Weg. In: Bezirkszeitung Döbling, 29. 09. 2010, unter: <https://www.meinbezirk.at/doebling/lokales/kebab-staende-sind-im-weg-d24250.html> (letzter Zugriff am 21. 11. 2017)

Kurier, 28.03.2015, Wiens Food Trucker klagen über Bürokratie, unter: <https://kurier.at/chronik/wien/wiens-food-trucker-klagen-ueber-buerokratie/121.969.134>

Literaturhaus Wien, o.J., Biografie Joseph Roth, unter: <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=7003> (letzter Zugriff am 26.11.2018)

Magistrat der Stadt Wien, o.J., Wien 1955: Berichte vom August 1955, unter: <https://www.wien.gv.at/rk/historisch/1955/august.html> (letzter Zugriff am 31.01.2019)

Magistrat der Stadt Wien, o.J., Wien 1957: Berichte vom Juli 1957, unter: <https://www.wien.gv.at/rk/historisch/1957/juli.html>, (letzter Zugriff am 31.01.2019)

Meinbezirk.at, 04.05.2011, Imbisszone Schwedenplatz, unter:

https://www.meinbezirk.at/innere-stadt/c-lokales/imbisszone-schwedenplatz_a67060

(letzter Zugriff am 13.03.2019)

NewYorkStreetFood 2018: WHY WE NEED FOOD TRUCKS IN A RECESSION, unter:

<https://newyorkstreetfood.com/business-legal-police/why-we-need-food-trucks-in-a-recession/> (letzter Zugriff am 15.03.2019)

Novy, A., 2012, Extensive – Intensive Akkumulation. – In: Lateinamerika-Studien Online (Hrsg.)

2012, Internationale politische Ökonomie. Mit Beispielen aus Lateinamerika, unter:

<http://www.lateinamerika-studien.at/content/wirtschaft/ipo/ipo-2028.html> (letzter Zugriff am 09.05.2018)

ORF Wien, 02.03.2014, Würstelstände leiden unter Konkurrenz, unter:

<https://wien.orf.at/news/stories/2626399/> (letzter Zugriff am 15.03.2019)

ORF Wien, 26.05.2018, Würstelstände & Co. verlieren Genehmigung, unter:

<https://wien.orf.at/news/stories/2915014/> (letzter Zugriff am 12.03.2019)

Pfister, E., 2015, Schriftsteller Joseph Roth. „Böse, besoffen, aber gescheit!“ In: Deutschlandfunk

Kultur, Beitrag vom 04.07.2015, unter: https://www.deutschlandfunkkultur.de/schriftsteller-joseph-roth-boese-besoffen-aber-gescheit.1024.de.html?dram:article_id=323686 (letzter

Zugriff am 26.11.2018)

Salzburgerland Magazin, o.J., Die weltberühmte Bosna, eine Erfindung aus Salzburg, unter:

<https://www.salzburgerland.com/de/magazin/das-weltberuhmte-bosna-eine-erfindung-aus-salzburg/> (letzter Zugriff am 12.02.2019)

Schilly, J., 2016, Neuer Schwedenplatz: Ideenoffensive gegen die Betonwüste. In: Der Standard,

08.02.2016, unter: [http://derstandard.at/2000030602018/Neuer-Schwedenplatz-](http://derstandard.at/2000030602018/Neuer-Schwedenplatz-Ideenoffensive-gegen-die-Betonwueste)

[Ideenoffensive-gegen-die-Betonwueste](http://derstandard.at/2000030602018/Neuer-Schwedenplatz-Ideenoffensive-gegen-die-Betonwueste) (letzter Zugriff am 21.11.2017)

Schuh, K., 2014, Der Mann, der den Döner Kebab nach Wien brachte. In: Die Presse/Schaufenster, 10.05.2014, unter:
<https://diepresse.com/home/schaufenster/gourmet/3803717/Der-Mann-der-den-Doener-Kebab-nach-Wien-brachte>

Spektrum – Lexikon der Geographie, 2001, Regulationstheorie, unter:
<https://www.spektrum.de/lexikon/geographie/regulationstheorie/6573> (letzter Zugriff am 19.10.2018)

Schubert, G., 2012, Zum Stand der Wurst. In: Die Presse, 29.06.2012, unter:
<https://diepresse.com/home/spektrum/zeichenderzeit/1261000/Zum-Stand-der-Wurst>
(letzter Zugriff am 03.03.2019)

Wiener Zeitung, 1999, RH: Sparpakete brachten Beschäftigungsminus, unter:
https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/oesterreich/politik/360164_RH-Sparpakete-brachten-Beschaefigungsminus.html (letzter Zugriff am 27.02.2019)

Würstelstand Leo, 2018, Geschichte Würstelstand LEO, unter:
<https://wuerstelstandleo.at/geschichte-wuerstelstand-leo/> (letzter Zugriff am 14. 09. 2018)

Audiovisuelle Medien

ORF Fernseharchiv, Horizonte, Touristenpleite in Österreich (Gestaltung: Gustav Zedek), 26.09.1967.

ORF Fernseharchiv, Panorama, Folge 56, Würstl, wo es keine „Würschteln“ gibt (Gestaltung: Teddy Podgorski und Walter Pissecker), 22.11.1977

ORF Fernseharchiv, Schilling, Folge 53, Würstelstand-Eröffnung in Wien (Gestaltung: Erich Hirtl), 05.04.1982

ORF Fernseharchiv, Schilling, Folge 361, Würstelstand (Gestaltung: Erich Hirtl), 23. 10. 1989

ORF Fernseharchiv, Österreich-Bild – Sammelband – November 1985 bis Februar 1986,
Türkisches Fest (Gestaltung: Franz Ruedl), 03.02.1986

ORF Fernseharchiv, Tageskassette, Österreich heute / Unitopia (Gestaltung: o. A.), 16.05.1987

ORF Fernseharchiv, Seitenblicke, Folge 355, Die sanften Wilden (Gestaltung: o. A.),
16.03.1989

ORF Fernseharchiv, Wien heute, Islamisches Fest (Gestaltung: o. A.), 13.07.1989

ORF Fernseharchiv, Tageskassette, Österreich heute / Interkulturelles Fest (Gestaltung: Raphaela
Stefandl), 27.05.1990

ORF Fernseharchiv, Tageskassette, Österreich heute / Halleinfest (Gestaltung: o. A.),
24.06.1990

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 114, Jugendtage Landeck (Gestaltung: Ilona
Steip), 16.06.1991

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 129, 100 Jahre Ausländer in Simmering
(Gestaltung: o.A.), 06.10.1991

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 162, Meldung – Kebab- und Spinat-Aktion
der Erzdiözese (Gestaltung: Meryem Citak), 31.05.1992

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 166, Multi-kulti im Nebeneinander
(Gestaltung: Christoph Neumayer), 28.06.1992

ORF Fernseharchiv, Sammelband Niederösterreich heute, Beiträge vom 6.7.1992 bis
12.9.1992, Kindersommerspiele Herzogenburg (Gestaltung: Gerhard Weiss), 28.08.1992

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 219, Meldungen (Gestaltung: Meryem Citak), 04.07.1993

ORF Fernseharchiv, Sammelband Niederösterreich heute, Beiträge vom 1.7. bis 28.7.1993, 8. Landeshauptstadtfest in St. Pölten (Gestaltung: Kurt Vesely), 09.07.1993

ORF Fernseharchiv, TIROL HEUTE, Freitag, 3. September 1993, Meldungsblock (Gestaltung: Andreas Thaler, Klaus Horst und Christoph Sailer), 03.09.1993

ORF Fernseharchiv, Tageskassette, Österreich heute / Zuwandererfest (Gestaltung: Jasmin Ölz), 12.09.1993

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 233, Meldung: Jugendtage Backstage (Gestaltung: Meryem Citak), 10.10.1993

ORF Fernseharchiv, Heimat fremde Heimat, Folge 369, Sis Kebab und Apfelstrudel (Gestaltung: Dalibor Hysek), 09.06.1996

ORF Fernseharchiv, EURO AUSTRIA, Folge 98, Fast Food (Gestaltung: Bettina Fink), 21.06.2001

ORF Fernseharchiv, Tageskassette / ZIB 9:00 – Ende, ZIB 19:30 / Fast Food (Gestaltung: Andrea Kandioler), 05.08.2006

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1	Leerstehender und defekter Kiosk in Wien 8, 2019 (Aufnahme: Vivi Dybowski)	8
Abb. 2	Kiosk in Biarritz (Frankreich) 19. Jhdt, Baumann et. al. 1980: 59	18
Abb. 3	Kiosk am Lerchenfelder Gürtel 2018 (Aufnahme: Vivi Dybowski)	19
Abb. 4	Fabriksuhr in einer Turbinenhalle in Wien-Simmering (unbekannt, 1912), Wikimedia Commons, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Kraftwerk_Wien_Simmering_Historische_Aufnahme_-_Turbinenhalle_1912.jpg (letzter Zugriff am 06.03.2019)	28
Abb. 5	Erbswurst; auf-tour.info 2013, unter: https://www.auf-tour.info/erbswurst-knorr/ (letzter Zugriff am 06.03.2019)	35
Abb. 6	Straßenkost im Viktorianischen London (Aufnahme: John Thomson) 19. Jhdt., Daily Mail 2014, unter: https://www.dailymail.co.uk/news/article-2487041/Dickens-London-brought-life-Fascinating-snapshot-Victorian-street-traders-taken-dawn-photography.html (letzter Zugriff am 06.03.2019)	38
Abb. 7	“Würstelmann” in Wien (1895), Payer 2008: 4	45
Abb. 8	Eintopfsonntag im Nationalsozialismus (Aufnahme: unbekannt), Naumann 2003: 149	63
Abb. 9	Wiener Würstelstand 1938 (Aufnahme: unbekannt), Bildarchiv der ÖNB	67
Abb. 10	Landwirtschaftliche Produktion Österreichs 1937-1947 (eigene Darstellung), Scharinger 1995e: 105	71
Abb. 11	Pro-Kopf-Verbrauch von Arbeitnehmer*innenhaushalten in Wien 1925-1946 (eigene Darstellung); n. Eder 2007: 20	72
Abb. 12	Pro-Kopf-Verbrauch von Arbeitnehmer*innenhaushalten 1946-1960 (eigene Darstellung), Eder 2005: 20	73
Abb. 13	Würstelstand an einem Wiener Christkindlmarkt 1949 (Aufnahme: USIS), United States Information Service, Bildarchiv der ÖNB	79
Abb. 14	Wiener Würstelstand 1950 (Aufnahme: Gustav Schikola), Bildarchiv der ÖNB	80
Abb. 15	Wirtschaftssektorale Entwicklung Wiens (eigene Darstellung), Schubert 1985: 360	85
Abb. 16	Heutiges Theatercafé der Volksoper im “Espresso“-Design der Fünfzigerjahre (unbekannt), goodnight.at o.J., unter: https://goodnight.at/images/articles/201803/x50er-Jahre-Design-Wien-Cafes-Espresso_header.jpg.pagespeed.ic.Ol8LZKVoiP.jpg (letzter Zugriff am 06.03.2018)	90
Abb. 17	Ausgaben für den Verzehr außer Haus 1948-1980 (eigene Darstellung); ÖSTAT; n. Weidenholzer 2004: 53; Magistrat der Stadt Wien MA 66 1970: 277	107
Abb. 18	Arbeitslosenrate in Wien 1948-1955 (eigene Darstellung), AK Wien; n. Eder 2013: 262	111
Abb. 19	Foodtruck an einem Street Food Festival in Wien 2015 (unbekannt) Vienna Inside 2015, unter: https://www.viennainside.at/wien/kulinarik/erstes-street-food-clubbing-in-wien/#	131

Abb. 20	“Espressomobil” im Rathauspark mit Stadträtin Ulli Sima 2012 (Presse-Service der Stadt Wien), unter: https://www.wien.gv.at/presse/bilder/2012/05/15/umweltfreundlich-und-garantiert-roestfrisch-espresso-mobil-in-wiener-parks-unterwegs	132
Abb. 21	Alles bleibt, wie es ißt. Werbesujet der Wirtschaftskammer 1994, Bildarchiv der ÖNB	137
Abb. 22-30	Fotografien ausgewählter Wiener Kioske 2018/2019 (22-24; 26-30 Aufnahme: Vivi Dybowski; 25: eigene Aufnahme)	148
Abb. 31	Kioske am Urban-Loritz-Platz 2019 (eigene Darstellung; fotografische Aufnahmen: Vivi Dybowski), Räumliche Daten: openstreetmap; www.wien.gv.at/stadtplan	149
Abb. 32	Urban-Loritz-Platz (unbekannt), Architekten Tillner & Willinger ZT GmbH o.J., unter: https://www.tw-arch.at/data/media/abau_media/big/1467301395.jpg	150
Abb. 33	Gang einer Bewilligung (eigene Darstellung), Magistrat der Stadt Wien MA 19 2013: 14f, Interview Wolfgang Skarupka 23.08.2018	153

Tabellenverzeichnis

Tab. 1	Arbeitslosenentwicklung in Österreich 1946-1955 (eigene Darstellung), Scharinger 1995e: 139	82
Tab. 2	Anteil der (un)selbstständig Beschäftigten in Österreich 1923-1981 (eigene Darstellung), Scharinger 1995e: 139f	84
Tab. 3	Wachstumsraten in Österreich im Vergleich (eigene Darstellung), Scharinger 1995e: 162	101

ANHANG – Gesetzestextauszüge

§ 62a WBO – Bewilligungsfreie Bauvorhaben¹³

(1) Bei folgenden Bauführungen ist weder eine Baubewilligung noch eine Bauanzeige erforderlich:

1. die nicht unter §§ 60, 61 und 62 fallenden Bauvorhaben,
2. der Abbruch von Bauwerken außerhalb von Schutzzonen und Gebieten mit Bausperre;
3. Baumaßnahmen, die auf Grund eines nach diesem Gesetz erlassenen behördlichen Auftrages ausgeführt werden;
4. Badehütten auf bewilligten Trennstücken im Erholungsgebiet - Grund--flächen für Badehütten;
5. Gartenhäuschen, Lauben, Saletten, Geräte- und Werkzeughütten und dergleichen mit einer Grundfläche von höchstens 12 m² und einer Gebäudehöhe beziehungsweise lotrecht zur bebauten Fläche gemessenen Höhe von höchstens 2,50 m im Bauland in der Höhenlage des angrenzenden Geländes, auf Grundflächen für Badehütten und im Erholungsgebiet – Sport- und Spielplätze;
6. Baustelleneinrichtungen für die Dauer der Bauausführung;
7. Verkaufsstände wie Würstelstände, Maronibrater und dergleichen bis zu einer Grundfläche von 12 m², einer Gebäudehöhe von höchstens 2,80 m und in einer Entfernung von Hauptfenstern von mindestens 2,50 m, sofern sie auf dem öffentlichen Verkehr dienendem Gemeindegrund oder in Sondergebieten errichtet werden;

¹³

<https://www.ris.bka.gv.at/NormDokument.wxe?Abfrage=LrW&Gesetzesnummer=20000006&FassungVom=2015-08-31&Artikel=&Paragraf=62a&Anlage=&Uebergangsrecht=> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

§ 85 WBO – Äußere Gestaltung von Bauvorhaben¹⁴

§ 85. (1) Das Äußere der Bauwerke muss nach Bauform, Maßstäblichkeit, Baustoff und Farbe so beschaffen sein, dass es die einheitliche Gestaltung des örtlichen Stadtbildes nicht stört. Dauernd sichtbar bleibende Feuermauern sind dem Ortsbild entsprechend zu gestalten.

(2) Die Errichtung von Bauwerken sowie deren Änderung ist nur zulässig, wenn das mit dem Bebauungsplan beabsichtigte örtliche Stadtbild weder gestört noch beeinträchtigt wird. Überschreiten bauliche Anlagen die für Gebäude zulässige Höhe, ist unter Berücksichtigung der Art, der Gestaltung und des Zweckes der jeweiligen baulichen Anlage auf ihre Einfügung in das vom Bebauungsplan beabsichtigte örtliche Stadtbild besonders Bedacht zu nehmen. Darüber hinaus darf das gegebene örtliche Stadtbild weder gestört noch beeinträchtigt werden, sofern es mit dem vom Bebauungsplan beabsichtigten örtlichen Stadtbild vereinbar ist. Im Nahebereich von Schutzzonen ist bei der Beurteilung auf diese besonders Bedacht zu nehmen.

(3) Baumaßnahmen an einzelnen Bauwerken von geschichtlicher, kultureller oder künstlerischer Bedeutung sowie die Errichtung von Bauwerken und Baumaßnahmen in der Umgebung solcher Bauwerke sind unzulässig, wenn deren Eigenart oder künstlerische Wirkung oder das örtliche Stadtbild beeinträchtigt würde. Hierbei bleiben die besonderen, den Denkmalschutz betreffenden gesetzlichen Bestimmungen unberührt.

¹⁴

<https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Landesnormen&Dokumentnummer=LWI40000166&ResultFunctionToken=d0edca53-b0b5-468c-ae14-5fe9e5bf4055&Position=301&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=31.08.2015&VonInkrafttredatum=&BisInkrafttredatum=&VonAusserkrafttredatum=&BisAusserkrafttredatum=&NormabschnittnummerKombination=Und&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

(4) Portale, Geschäfts- und Firmenschilder, Werbezeichen und Lichtreklamen müssen so beschaffen sein, dass durch sie das örtliche Stadtbild nicht beeinträchtigt wird. Durch Lichtreklamen darf keine das ortsübliche Ausmaß übersteigende Belästigung der Benutzer desselben Gebäudes oder der Benutzer benachbarter Gebäude herbeigeführt werden.

(5) Bei Errichtung eines neuen Gebäudes in einer Schutzzone ist das Gebäude unbeschadet der Abs. 1 bis 4 und der Bebauungsbestimmungen gemäß § 5 Abs. 4 und § 7 Abs. 3 und 4 auf zeitgemäße Weise in das Stadtbild einzuordnen, oder es sind hinsichtlich des Baustils, der Bauform, der Gebäudehöhe, der Dachform, des Maßstabes, des Rhythmus, der Proportion, der technologischen Gestaltung beziehungsweise der Farbgebung die benachbarten Gebäude in derselben oder gegenüberliegenden Häuserzeile zu berücksichtigen. Dies gilt sinngemäß bei Änderungen bestehender Gebäude in Schutzzone, wobei der Bewahrung der äußeren Gestaltung, des Charakters und des Stils des Gebäudes, insbesondere des Maßstabes, des Rhythmus, der Proportion, der technologischen Gestaltung und der Farbgebung, besonderes Gewicht zukommt.

§ 111 GewO – Gastgewerbe¹⁵

(1) Einer Gewerbeberechtigung für das Gastgewerbe (§ 94 Z 26) bedarf es für

1. die Beherbergung von Gästen;
2. die Verabreichung von Speisen jeder Art und den Ausschank von Getränken.

(2) Keines Befähigungsnachweises für das Gastgewerbe bedarf es für

1. den Ausschank und den Verkauf von in handelsüblich verschlossenen Gefäßen abgefüllten Getränken durch zur Ausübung des mit Omnibussen betriebenen Mietwagen-Gewerbes berechnigte Gewerbetreibende an ihre Fahrgäste;
2. die Beherbergung von Gästen, die Verabreichung von Speisen jeder Art und den Verkauf von warmen und angerichteten kalten Speisen, den Ausschank von Getränken und den Verkauf dieser Getränke in unverschlossenen Gefäßen im Rahmen eines einfach ausgestatteten Betriebes, der in einer für den öffentlichen Verkehr nicht oder nur schlecht erschlossenen Gegend gelegen und auf die Bedürfnisse der Bergsteiger und Bergwanderer abgestellt ist (Schutzhütte);
3. die Verabreichung von Speisen in einfacher Art und den Ausschank von nichtalkoholischen Getränken und von Bier in handelsüblichen verschlossenen Gefäßen, wenn hiebei nicht mehr als acht Verabreichungsplätze (zum Genuss von Speisen und Getränken bestimmte Plätze) bereitgestellt werden;

¹⁵

<https://www.ris.bka.gv.at/NormDokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10007517&Paragraf=111> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

Sperrzeitenverordnung 1998¹⁶ (Wr. Landesrecht)

§ 2. (1) Für das im § 143 Z 7 der Gewerbeordnung 1994, BGBl. Nr. 194, zuletzt geändert durch das Bundesgesetz BGBl. I Nr. 116/1998, angeführte Gewerbe wird, soweit es vom Erscheinungsbild her als Würstelstand ausgeübt wird, der Zeitpunkt, in dem der Betrieb geschlossen werden muß (Sperrstunde), mit 4 Uhr, und der Zeitpunkt, in dem er geöffnet werden darf (Aufsperrstunde), mit 7 Uhr für Wien festgelegt.

(2) Soweit das im § 143 Z 7 der Gewerbeordnung 1994, BGBl. Nr. 194, zuletzt geändert durch das Bundesgesetz BGBl. I Nr. 116/1998, angeführte Gewerbe vom Erscheinungsbild her nicht als Würstelstand ausgeübt wird, wird der Zeitpunkt, in dem der Betrieb geschlossen werden muß (Sperrstunde), mit 24 Uhr, und der Zeitpunkt, in dem er geöffnet werden darf (Aufsperrstunde), mit 6 Uhr für Wien festgelegt.

¹⁶

<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrW&Gesetzesnummer=20000354> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

Gebrauchsabgabengesetz¹⁷ (GAG 1966; Wiener Landesrecht)

§ 1 Gebrauchserlaubnis

(1) Für den Gebrauch von öffentlichem Grund in der Gemeinde, der als Verkehrsfläche dem öffentlichen Verkehr dient, samt den dazugehörigen Anlagen und Grünstreifen einschließlich seines Untergrundes und des darüber befindlichen Luftraumes ist vorher eine Gebrauchserlaubnis zu erwirken, wenn die Art des Gebrauches im angeschlossenen Tarif (Sondernutzung) angegeben ist. Auf die Erteilung einer Gebrauchserlaubnis besteht kein Rechtsanspruch.

Dies gilt nicht, soweit es sich um Bundesstraßengrund handelt.

(2) Jeder in der Sondernutzung (Abs. 1) bzw. in Abs. 3 (Anlage I) nicht angegebene Gebrauch, der über die bestimmungsgemäße Benützung der Verkehrsfläche nach den straßenpolizeilichen und kraftfahrrechtlichen Bestimmungen hinausgeht, bedarf der privatrechtlichen Zustimmung der Stadt Wien als Grundeigentümerin.

§ 2 Erteilung der Gebrauchserlaubnis

(1) Die Erteilung einer Gebrauchserlaubnis ist nur auf Antrag zulässig. Wenn für die Durchführung eines Vorhabens eine Gebrauchserlaubnis erforderlich ist, gilt als Antrag auf Erteilung der Gebrauchserlaubnis

1. das Ansuchen um Erteilung der baupolizeilichen oder straßenpolizeilichen Bewilligung,
2. die Einreichung nach § 70a der Bauordnung für Wien.

Ein Antrag auf Erteilung einer Gebrauchserlaubnis nach Tarif A Post 11 ist mindestens 4 Wochen, ein Antrag auf Erteilung einer Gebrauchserlaubnis nach Tarif D Post 1 und D Post 4 mindestens 8

17

<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrW&Gesetzesnummer=20000131> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

Wochen, vor der beabsichtigten Gebrauchnahme einzubringen. Die Erteilung einer Gebrauchserlaubnis nach Tarif D Post 2 oder einer sonstigen Regelung, aus der sich das Recht zu einem im Tarif D Post 2 umschriebenen Gebrauch ergibt, ist jeweils für die Zeit vom 1. März bis Ende Februar des Folgejahres für denselben Bewilligungswerber in Bezug auf denselben Standort oder von Teilflächen desselben nur einmal zulässig; insbesondere ist die zeitliche Verlängerung oder örtliche Erweiterung nicht zulässig.

(2) Die Gebrauchserlaubnis ist zu versagen, wenn dem Gebrauch gegenwärtige bzw. zu erwartende öffentliche Rücksichten, beispielsweise Umstände sanitärer oder hygienischer Art, Gründe der Sicherheit, Leichtigkeit und Flüssigkeit des Verkehrs, des Winterdienstes (Säuberung von Schnee, Bestreuung bei Schnee und Glatteis u. dgl.), des Platzbedarfes für Lade- und Liefertätigkeit, der Aufenthaltsqualität für Personen (insbesondere Gewährleistung von Aufenthalts- und Kommunikationsbereichen), städtebauliche Interessen, Gesichtspunkte des Stadt- und Grünlandbildes, Nutzungskonzepte und Zonierungspläne (§ 1b), Schutzzonen nach § 7 der Bauordnung für Wien, LGBL. für Wien Nr. 11/1930, in der jeweils geltenden Fassung, oder Umstände des Natur-, Denkmal- oder Bodenschutzes, entgegenstehen. Bei Erteilung der Gebrauchserlaubnis sind Bedingungen, Befristungen oder Auflagen vorzuschreiben, soweit dies zur Wahrung dieser Rücksichten erforderlich ist. Eine Beeinträchtigung des Gemeingebrauches ist möglichst gering zu halten.

§ 82 Stvo – Bewilligungspflicht¹⁸

(1) Für die Benützung von Straßen einschließlich des darüber befindlichen, für die Sicherheit des Straßenverkehrs in Betracht kommenden Luftraumes zu anderen Zwecken als zu solchen des Straßenverkehrs, z. B. zu gewerblichen Tätigkeiten und zur Werbung, ist unbeschadet sonstiger Rechtsvorschriften eine Bewilligung nach diesem Bundesgesetz erforderlich. Das gleiche gilt für Tätigkeiten, die geeignet sind, Menschenansammlungen auf der Straße herbeizuführen oder die Aufmerksamkeit der Lenker von Fahrzeugen zu beeinträchtigen.

(2) Eine Bewilligung nach Abs. 1 ist auch für das Aufstellen von Kraftfahrzeugen oder Anhängern ohne Kennzeichentafeln erforderlich.

(3) Eine Bewilligung nach Abs. 1 ist nicht erforderlich

- a) für gewerbliche Tätigkeiten auf Gehsteigen oder Gehwegen ohne feste Standplätze,
- b) für das Wegschaffen eines betriebsunfähig gewordenen Fahrzeuges oder für dessen Instandsetzung, sofern dies einfacher als das Wegschaffen ist und der fließende Verkehr dadurch nicht behindert wird,
- c) für eine gewerbliche Tätigkeit, die ihrem Wesen nach auf der Straße ausgeübt wird und deren Betriebsanlage genehmigt ist,
- d) für das Aufstellen oder die Lagerung von Sachen, die für Bau, Erhaltung, Pflege und Reinigung der Straße erforderlich sind,
- e) für das Musizieren bei Umzügen und dergleichen (§ 86),
- f) für die Nutzung der Rückseite von Verkehrszeichen oder anderen Einrichtungen zur Verhinderung von Falschfahrten im Zuge von Autobahnabfahrten zu Werbezwecken, wenn diese Nutzung nicht der Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs entgegensteht und

18

<https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR12155433> (letzter Zugriff am 22.03.2019)

die Behörde, die diese Verkehrszeichen oder diese Einrichtungen verfügt hat, zustimmt und die Gesamtkosten der Anbringung und Erhaltung vom Unternehmer getragen werden.

(4) Eine Bewilligung nach Abs. 1 ist ferner nicht erforderlich für geringfügige Instandsetzungs- oder Instandhaltungsarbeiten an Fahrzeugen, z. B. Vergaserreinigung, Reifenwechsel, Arbeiten an der elektrischen Anlage oder dergleichen, vor der Betriebsstätte eines hiezu befugten Gewerbetreibenden, wenn dort das Halten und Parken nicht verboten ist (§§ 23 und 24).

(5) Die Bewilligung nach Abs. 1 ist zu erteilen, wenn durch diese Straßenbenützung die Sicherheit, Leichtigkeit und Flüssigkeit des Verkehrs nicht wesentlich beeinträchtigt wird oder eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Lärmentwicklung nicht zu erwarten ist. Wenn es die Sicherheit, Leichtigkeit oder Flüssigkeit des Verkehrs erfordert, ist die Bewilligung bedingt, befristet oder mit Auflagen zu erteilen; die Bewilligung ist zu widerrufen, wenn die Voraussetzungen für die Erteilung weggefallen sind.

(6) Die Organe der Straßenaufsicht sind befugt, verkehrsfremde Tätigkeiten auf und an der Straße, auch wenn für sie eine Bewilligung nach Abs. 1 vorliegt, vorübergehend zu untersagen, wenn es die Verkehrssicherheit erfordert.

(7) Das Aufstellen von Kisten, Brettern, Tafeln u. dgl. auf Parkflächen ist unbeschadet der Bestimmungen des Abs. 1 bis 6 verboten.